P. O. russ. 24 f

Digit.

Neuland.

Roman

von

Iwan Turgéniew.

Aus dem Russischen.

Berlin, Otto Janke.

„Es soll das Neuland nicht mit leicht über die Oberfläche hinstreifender Hacke, sondern mit tief eingreifendem Pfluge geackert werden.“ —

Aus den Aufzeichnungen eines Landwirthes.

Erstes Capitel.

Im Frühling des Jahres 1868, etwa um ein Uhr Mittags, stieg ein nachlässig und ärmlich gekleideter Mann von etwa 27 Jahren in Petersburg in der Offizier-Straße mühsam die Hintertreppe eines fünfstöckigen Hauses empor. Laut mit den abgetretenen Galoschen schnurrend, langsam den schwerfälligen, ungeschickten Körper schaukelnd, erreichte der Mann endlich das Ende der Treppe, blieb vor einer abgerissenen, halbgeöffneten Thür stehen und wälzte sich, — ohne die Glocke zu ziehen, nur laut seufzend in das kleine, dunkle Vorzimmer hinein.

„Ist Neshdanow zu Hause?“ — schrie er in einem breiten, lauten Baß.

„Er ist fortgegangen — ich bin hier, treten Sie ein,“ — ertönte aus dem Nebenzimmer eine andere, auch ziemlich grobe, weibliche Stimme

„Maschurin?“ — fragte der Ankömmling weiter.

„Sie selbst. — Und Sie sind Ostrodumow?“

„Pimen Ostrodumow,“ antwortete dieser, zog sorgfältig seine Galoschen ab, hing seinen abgetragenen Mantel an einen Nagel und trat in das Zimmer, aus welchem die weibliche Stimme gekommen war.

Dieses niedrige, unsaubere, mit fahlgrauer Farbe gestrichene Zimmer erhielt durch zwei verstaubte Fenster kaum genug Licht. Das ganze Ameublement desselben bestand in einem kleinen, eisernen Bette in einer Ecke, einem Tische in der Mitte des Zimmers, einigen Stühlen und einer mit Büchern beladenen Etagère.

Am Tische saß eine Frauengestalt von etwa dreißig Jahren mit bloßem Kopfe, in einer weiten, dunklen Blouse

und rauchte eine Papiros. Als sie den eintretenden Ostrodumow erblickte, reichte sie ihm ihre breite, rothe Hand. Dieser drückte sie ebenfalls schweigend, — ließ sich auf einen Stuhl nieder und zog aus der Seitentasche eine halbzerbrochene Cigarre heraus.

Die Maschurin gab ihm Feuer — er zündete sie an und Beide begannen nun, ohne ein Wort zu reden — und selbst ohne einen Blick zu wechseln, bläuliche Rauchwölkchen in die ohnehin schon trübe, von Tabaksdampf getränkte Luft des Zimmers aufsteigen zu lassen.

Diese beiden Raucher hatten etwas Gemeinsames, obgleich sie sich in ihren Gesichtszügen gar nicht ähnlich sahen. In diesen beiden unordentlichen Figuren mit den groben Lippen, Zähnen, Nasen (Ostrodumow war zudem noch pockennarbig), sprach sich Ehrlichkeit, Ausdauer und Arbeitslust aus.

„Haben Sie Neshdanow gesehen?" — fragte endlich Ostrodumow.

„Ich habe ihn gesehen; er wird gleich hier sein. Er ging, um Bücher in die Bibliothek zu tragen."

Ostrodumow spie leicht auf die Seite.

„Was läuft er jetzt denn immer herum? Man trifft ihn ja niemals."

Die Maschurin nahm eine zweite Cigarrette heraus.

„Er grämt sich," — sagte sie, indem sie die Cigarrette sorgfältig anrauchte.

„Grämt sich!" — wiederholte vorwurfsvoll Ostrodumow. — „Welche Empfindelei! Man sollte denken, sowohl er als wir hätten Nichts zu thun. Hier helfe Gott alle Geschäfte wie es sich gehört zu bearbeiten — und er grämt sich!"

„Ist kein Brief aus Moskau angekommen?" fragte die Maschurin nach einer kleinen Weile.

„Es ist einer angekommen . . . . vorgestern."

„Haben Sie ihn gelesen?"

Ostrodumow nickte blos mit dem Kopfe.

„Nun? . . . . und was denn?"

„Was? . . . . werde bald fahren müssen."

Die Maschurin nahm die Papiros aus dem Munde.

„Warum das? — dort soll ja Alles gut gehen?"

„Es geht seinen Gang. Es hat sich aber dort ein nicht zuverlässiges Männchen eingeschlichen. Nun . . . und der muß abgesetzt, vielleicht auch ganz beseitigt werden. Es giebt auch noch andere Geschäfte. — Sie werden ebenfalls hinberufen."

„Im Briefe?"

„Ja; im Briefe!"

Die Maschurin warf das schwere Haar zurück. Hinten unordentlich in einen kleinen Zopf aufgegriffen, fiel es vorn über Stirne und Brauen.

„Nun?" sprach sie — „wenn die Anordnung getroffen wird, so ist dagegen Nichts einzuwenden."

„Natürlich nicht. Aber ohne Geld geht es durchaus nicht; doch wo sollen wir es hernehmen, dieses Geld?"

Die Maschurin sann nach.

„Neshdanow muß es schaffen," — sagte sie halblaut, wie vor sich hin.

„Ich bin eben deshalb gekommen," — bemerkte Ostrodumow.

„Haben Sie den Brief bei sich?" — fragte plötzlich die Maschurin.

„Ja, ich habe ihn. Wollen Sie ihn lesen?"

„Geben Sie ihn her; oder nein .... es ist nicht nöthig, wir wollen ihn zusammen lesen .... später."

„Es ist so wie ich sage —" murmelte Ostrodumow. „Zweifeln Sie nicht daran."

„Ich zweifle auch gar nicht."

Und Beide wurden wieder still und es entstiegen, wie früher, nur Rauchwolken den verstummten Lippen und zogen in schwach kräuselnder Bewegung über ihren, mit üppigem Haarwuchse bedeckten Köpfen hinweg.

Im Vorzimmer wurde das Schurren von Galoschen hörbar.

„Da ist er," — flüsterte die Maschurin.

Die Thür ging ein wenig auf und in der Oeffnung neigte sich ein Kopf — aber es war nicht Neshdanow's Kopf.

Es war ein rundes Köpfchen mit schwarzem, struppigem Haar, mit einer breiten, gerunzelten Stirn, braunen, überaus lebhaften Augen unter den dichten Brauen, mit einer entenartig aufgeworfenen Nase und einem kleinen, rosigen, possierlich gebildeten Munde.

Das Köpfchen schaute um sich und nickte und lächelte, wobei eine Menge kleiner, weißer Zähnchen zum Vorschein kamen — und trat dann sammt seinem schwächlichen Oberkörper, den kurzen Armen und den ein wenig krummen und ein wenig lahmen Beinchen vollends in's Zimmer hinein.

Als die Maschurin und Ostrodumow dieses Köpfchen gewahr wurden, nahmen ihre Mienen sogleich den Ausdruck einer gewissen nachsichtsvollen Verachtung an, als ob ein jeder von ihnen innerlich ausgerufen hätte: „Ach, Der!“ — und sie ließen kein Wörtchen fallen; sie rührten sich auch nicht einmal.

Der neueingetretene Gast wurde übrigens durch den ihm gewordenen Empfang durchaus nicht in Verlegenheit gesetzt; derselbe schien ihm sogar eine gewisse Befriedigung zu gewähren.

„Was hat das zu bedeuten?“ — brachte er mit feiner, durchdringender Stimme hervor. — „Ein Duett? — Warum kein Trio? Und wo ist denn der erste Tenor?“

„Ihre Wißbegierde betrifft wohl Neshdanow, Herr Paklin?“ — fragte Ostrodumow ernst.

„Ganz recht, Herr Ostrodumow: Neshdanow.“

„Er kommt wohl bald, Herr Paklin.“

„Sehr angenehm das zu vernehmen, Herr Ostrodumow.“

Das schwächliche Männchen wandte sich zu der Maschurin.

Sie saß mit finsterer Miene da und fuhr gemächlich fort ihre Cigarre zu rauchen.

„Wie geht es Ihnen, liebste . . . liebste . . . Aber wie ärgerlich das doch ist! Immer vergesse ich Ihren Tauf- und Vaternamen!“

Die Maschurin zuckte die Achseln.

„Sie brauchen ihn ja auch nicht zu wissen! Mein Familienname ist Ihnen ja bekannt. Ist das nicht genug? Und was das für eine Frage ist: wie geht es Ihnen? Sehen Sie denn nicht, daß ich lebe?“

„Vollkommen, vollkommen richtig!“ rief Paklin aus, indem er die Nasenflügel aufblies und die Augenbrauen zusammenzog — „wenn Sie nicht am Leben wären, so hätte Ihr ergebener Diener nicht das Vergnügen, Sie hier zu sehen und sich mit Ihnen zu unterhalten! — Nehmen Sie meine Frage für eine veraltete, schlechte Gewohnheit. Und auch in Bezug auf den Tauf- und Vaternamen . . . Sehen Sie, es ist so ungeschickt einfach „Maschurin!“ zu sagen. — Es ist mir freilich bekannt, daß Sie sich auch in Ihren Briefen nicht anders als: Bonaparte! — d. h. Maschurin, unterschreiben! — Dennoch aber . . . im Gespräche . . .“

„Wer bittet Sie denn, sich mit mir zu unterhalten?“

Paklin lachte nervös, als stickte er.

„Nun, lassen Sie es gut sein, Sie Liebe, Herzige;

geben Sie mir Ihre Hand, zürnen Sie mir nicht — ich weiß ja: Sie sind seelengut und ich bin auch gut . . . Nun?"

Paklin streckte seine Hand aus. Die Maschurin sah ihn finster an — reichte ihm jedoch ihre Hand.

„Wenn Sie denn meinen Namen durchaus wissen wollen" — sagte sie immer mit derselben finsteren Miene — so sei es denn: Ich heiße Thekla."

„Und ich Pimen" — fügte Ostrodumow mit seiner Baßstimme hinzu.

„Ach, das ist gewiß sehr, sehr lehrreich! Dann sagen Sie mir aber, oh Thekla! und Sie, oh Pimen! warum Sie Beide so wenig freundschaftlich, immer so wenig freundschaftlich gegen mich sind, während ich doch . . ."

„Die Maschurin findet," — unterbrach ihn Ostrodumow — „und sie findet es nicht allein, — daß man sich auf Sie nicht verlassen kann, da Sie alle Dinge nur von ihrer lächerlichen Seite auffassen."

Paklin drehte sich scharf auf dem Absatze um.

„Da liegt es, da liegt eben der beständige Fehler der Leute, die über mich urtheilen, verehrtester Pimen! Erstens: lache ich gar nicht immer, und zweitens: — hindert das ja gar nicht, und verlassen kann man sich sehr gut auf mich, was auch durch das schmeichelhafte Vertrauen bewiesen wird, das mir in Ihren eigenen Kreisen oft zu Theil geworden ist! Ich bin ein ehrenhafter Mann, verehrtester Pimen!"

Ostrodumow brummte etwas zwischen den Zähnen; Paklin aber schüttelte den Kopf und wiederholte jetzt ohne zu lächeln:

„Nein, ich lache nicht immer! Ich bin durchaus kein heiterer Mensch! Sehen Sie mich einmal an!"

Ostrodumow erhob die Augen zu ihm. — Und in der That, wenn Paklin nicht lachte, wenn er schwieg, nahm sein Gesicht einen fast wehmüthigen, verschüchterten Ausdruck an. Es wurde aber komisch, ja, beinahe boshaft, sobald er nur den Mund öffnete. Ostrodumow sagte jedoch Nichts.

Paklin wandte sich wieder zur Maschurin.

„Nun? Und wie geht es mit — Ihrem Studium? Machen Sie Fortschritte in Ihrer wahrhaft menschenfreundlichen Kunst? Es mag kein leichtes Ding sein, dem unerfahrenen Bürger bei seinem ersten Eintritt in Gottes Welt behülflich zu sein?"

„Nein, es ist keine schwere Arbeit, wenn er nicht viel

größer von Wuchs ist, als Sie," — erwiderte die Maschurin, welche soeben ihr Examen als Geburtshelferin bestanden, und lächelte dabei selbstgefällig.

Vor anderthalb Jahren hatte sie ihre unbemittelte, adelige Familie im südlichen Rußland verlassen und war mit sechs Rubeln Silber in der Tasche nach Petersburg gekommen; sie war in eine Entbindungsanstalt eingetreten und hatte durch unablässigen Fleiß das erwünschte Zeugniß erhalten. Sie war Mädchen, und . . . ein sehr keusches Mädchen. Kein sehr wunderbares Ding! wird mancher Skeptiker sagen, wenn er sich dessen erinnert, was über ihr Aeußeres gesagt worden ist. Es ist aber dennoch wunderbar und selten, erlauben wir uns zu bemerken.

Als Paklin ihre schlagfertige Antwort hörte, brach er wieder in Lachen aus.

„Sie sind ein prächtiges Frauenzimmer, meine Liebe!" — rief er aus. — „Sie haben mich gut barbirt! Geschieht mir recht! Warum blieb ich solch ein Zwerg? — Aber wo bleibt denn unser Hausherr?"

Paklin hatte nicht ohne Absicht den Gegenstand des Gespräches verändert. Er konnte sich durchaus nicht mit seinem winzigen Wuchse, mit seinem ganzen unansehnlichen Figürchen aussöhnen. Es war ihm dieses um so empfindlicher, als er die Frauen leidenschaftlich verehrte. Was hätte er darum gegeben, ihnen gefallen zu können; das Bewußtsein seines miserablen Aeußern nagte noch weit mehr an ihm, als seine niedrige Herkunft und seine wenig beneidenswerthe Stellung in der Gesellschaft

Paklins Vater war ein einfacher Kleinbürger gewesen, ein Winkeladvokat, ein Affairist, der sich durch allerlei Lügen bis zum Titulärrath aufgedient hatte. Er verwaltete Güter und Häuser und hatte sich doch Etwas zusammengeschlagen; in seinem Alter ergab er sich jedoch dem Trunke und hinterließ bei seinem Tode Nichts.

Der junge Paklin — er hieß Ssila*) Samsonitsch — (was er ebenfalls für einen Hohn ansah), erhielt seine Erziehung in der Kommerzschule, wo er die deutsche Sprache vortrefflich erlernte. Nach verschiedenen schweren Widerwärtigkeiten kam er endlich in einem Privatcomptoir mit 1500 Rubeln Silber jährlichen Gehaltes an. Mit diesem Gelde ernährte er sich, eine kranke Tante und eine verwachsene Schwester.

Zur Zeit unserer Erzählung war er eben in sein

*) Ssila — Kraft.

28stes Jahr eingetreten. Paklin ging mit einer Menge Studenten und jungen Leuten um, die an seiner cynischen Keckheit, der galligen Heiterkeit seiner selbstbewußten Rede, seiner einseitigen, aber nicht zu leugnenden Belesenheit ohne Pedanterie, Gefallen fanden. Er wurde nur selten einmal von ihnen aufgezogen. —

Eines Tages geschah es, daß er sich zu einer politischen Versammlung verspätete . . . Bei seinem Eintritt entschuldigte er sich sogleich hastig . . . „Hasenfüßig war der arme Paklin" — fing Jemand in einer Ecke zu singen an — und Alle lachten. Paklin lachte endlich selbst mit — obgleich es ihm das Herz abdrückte. „Hat die Wahrheit gesprochen, der Spitzbube!" — dachte er bei sich selbst.

Mit Neshdanow war er im griechischen Speisehause bekannt geworden, wo er zu speisen pflegte und bisweilen sehr freie und schroffe Ansichten äußerte. Er versicherte, daß die abscheuliche griechische Küche, die seine Leber afficire, die Hauptursache seiner demokratischen Richtung sei.

„Ja; . . . also . . . wo bleibt denn unser Hausherr?" wiederholte Paklin. — „Ich bemerke, daß er seit einiger Zeit so — gleichsam verstimmt ist. Er ist doch, bewahre Gott! nicht verliebt?" —

Die Maschurin sah finster vor sich hin.

„Er ging in die Bibliothek nach Büchern. — Zum Verlieben aber hat er weder Zeit noch Gelegenheit."

„Aber Sie?" — wäre bald den Lippen Paklins entschlüpft.

„Ich wünsche ihn zu sehen," — sagte er laut, — „weil ich nöthig habe, ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen."

„In welcher Angelegenheit?" — mischte sich Ostrodumow hinein. — „In der Unsrigen?"

„Vielleicht in der Ihrigen . . . d. h. der Unsrigen, der Allgemeinen."

Ostrodumow verstummte. Er zweifelte in der Seele, dachte dabei aber doch: „Weiß der Teufel! Er ist ja so verschlagen!"

„Da kommt er endlich," — sagte plötzlich die Maschurin, und in ihren kleinen, häßlichen, auf die Thür des Vorzimmers gerichteten Augen blitzte etwas Warmes und Zärtliches, ein lichter, tiefer, innerlicher Schimmer auf.

Die Thür öffnete sich und diesmal trat — die Mütze auf dem Kopfe, einen Packen Bücher unter dem Arme, ein junger Mensch von etwa dreiundzwanzig Jahren — Neshdanow selbst herein.

Zweites Capitel.

Beim Anblicke der Gäste, die sich in seinem Zimmer befanden, blieb er auf der Thürschwelle stehen, ließ seinen Blick über Alle hinschweifen, warf die Mütze ab, die Bücher auf die Diele — und ging schweigend auf das Bett zu, auf dessen Rande er sich niederhockte. Sein weißes, hübsches Gesicht erschien durch das dunkle Roth seines wolligen Haares noch weißer, es drückte Unzufriedenheit und Aerger aus.

Die Maschurin wandte sich etwas ab und biß sich in die Lippe; Ostrodumow brummte: „Endlich!" —

Paklin war der Erste, der sich Neshdanow näherte.

„Was ist Dir, Alexei Dmitriewitsch, Du russischer Hamlet? — Hat Dich Jemand betrübt? Oder ist es nur so — grundlose Melancholie?"

„Höre auf, ich bitte Dich, russischer Mephistopheles Du!" erwiderte Neshdanow gereizt. — „Ich bin nicht in der Stimmung, mit Dir zu disputiren und mit flachen Witzen zu spielen."

Paklin lachte auf.

„Du drückst Dich unrichtig aus: — was witzig ist ist nicht flach — und was flach ist, kann nicht witzig sein."

„Nun, gut, gut . . . Du bist natürlich sehr klug."

„Und Du bist in einer nervösen Verfassung," — sprach Paklin gedehnt. — „Oder ist wirklich Etwas vorgefallen?"

„Es ist nichts Besonderes vorgefallen; — aber vorgefallen ist, daß man die Nase nicht auf die Straße hinausstecken kann, ohne in dieser widerwärtigen Stadt Petersburg auf irgend eine Gemeinheit, Dummheit, häßliche Ungerechtigkeit und Abgeschmacktheit zu stoßen! Es ist unmöglich, hier länger fortzuleben!" —

„Darum hast Du auch in den Zeitungen bekannt gemacht, daß Du eine Lehrerstelle suchst und bereit bist, wegzureisen," — murmelte wieder Ostrodumow.

„Freilich; und ich werde mit dem größten Vergnügen von hier abreisen! Fände sich nur ein Dummkopf, der mir eine Anstellung anböte!"

„Zuerst müssen die Verpflichtungen hier erfüllt werden," — sprach bedeutungsvoll die Maschurin, immer auf die Seite sehend.

„Das heißt?" — fragte Neshdanow und wandte sich in schneller Wendung der Maschurin zu. Diese preßte die Lippen zusammen.

„Ostrodumow wird es Ihnen sagen!“

Neshdanow wandte sich zu Ostrodumow. Dieser krächzte und hustete aber nur: „Kannst warten.“ —

„Nein, Scherz bei Seite,“ — mischte sich Paklin hinein — „Du hast bestimmt etwas Unangenehmes erfahren?“

Neshdanow sprang von seinem Bette auf, als ob ihn Etwas aufgeschnellt hätte.

„Was hast Du noch für eine besondere Unannehmlichkeit nöthig?“ — schrie er plötzlich mit klingender Stimme. — „Das halbe Rußland stirbt vor Hunger, die „Moskauer Nachrichten“ triumphiren, die Studentenkassen sind verboten, überall Spionirsystem, Bedrückungen, Anklägerei, Lüge und Falschheit — keinen Schritt kann man vorwärts machen . . . und ihm ist das immer noch zu wenig, er erwartet noch andere Unannehmlichkeiten, er denkt, ich scherze . . . Bassanow ist arretirt,“ — fügte er mit etwas gedämpfter Stimme hinzu. — „Ich habe es in der Bibliothek gehört.“

Ostrodumow und die Maschurin erhoben zugleich den Kopf.

„Lieber Freund, Alexei Dmitriewitsch,“ — fing Paklin an — „Du bist erregt — und das ist ja ganz natürlich . . . Hast Du denn vergessen, zu welcher Zeit und in welchem Lande wir leben? — Bei uns muß der Ertrinkende ja selbst den Strohhalm verfertigen, nach welchem er zu greifen hat! — Wo soll man da noch splitterrichten? Bruder! hier muß man dem Teufel in's Angesicht zu sehen verstehen und sich nicht in kindischer Weise aufregen . .“

„Ach, bitte!“ — unterbrach ihn trübselig Neshdanow und zog sich dabei wie von innerem Schmerze zusammen. — „Du bist ein energischer Mann, das ist bekannte Sache — Du fürchtest Niemand und Nichts . . .“

„Ich soll Niemand fürchten?!“ — wollte Paklin vorbringen.

„Wer hat Bassanow verrathen können?“ — fuhr Neshdanow fort — „ich verstehe es nicht!“

„Ganz natürlich — ein Freund. — Darin sind sie äußerst geschickt, die Freunde. — Mit ihnen muß man die Ohren steif halten! Ich habe z. B. einen Freund gehabt, und er schien ein guter Mensch zu sein: er war so sehr besorgt um mich, um meinen Ruf! Da kommt er eines Tages zu mir . . . „Stellen Sie sich vor,“ — ruft er, „welche einfältige Verleumdung über Sie verbreitet worden ist: man versichert, Sie hätten Ihren leiblichen Onkel ver-

giftet, — man hätte Sie in ein Haus eingeführt und Sie hätten sich sogleich mit dem Rücken zu der Hausfrau hingesetzt — und den ganzen Abend so gesessen! — Und diese hätte über die Beleidigung geweint, geweint! — Welche Abgeschmacktheit! welche Albernheit! — Welche Einfaltspinsel können so Etwas glauben! — ... Und was meinen Sie? Ein Jahr später verzankte ich mich mit diesem selben Freunde ... und er schreibt mir in seinem Abschiedsbriefe: Sie, der Sie Ihren Onkel vergiftet! — Sie, der Sie sich nicht geschämt haben eine achtungswerthe Dame zu beleidigen — indem Sie ihr den Rücken zuwandten!" u. s. w. — u. s. w. — Das sind Freunde!"

Ostrodumow wechselte einen Blick mit der Maschurin.

„Alexei Dmitriewitsch!" fiel er mit seinem schweren Basse ein — er beabsichtigte offenbar dem unnöthigen Wortschwalle ein Ende zu machen — „es ist ein Brief von Nikolai Wassilievitsch aus Moskau angekommen."

Neshdanow fuhr leise auf und senkte den Kopf. „Was schreibt er?" — fragte er endlich.

„Nun ... wir Beide" ... Ostrodumow wies mit den Augenbrauen auf die Maschurin hin, — „müssen reisen."

„Wie? auch sie wird hinberufen?"

„Auch sie."

„Warum handelt es sich denn da?"

„Natürlich um das Geld."

Neshdanow erhob sich von dem Bette und trat an das Fenster.

„Wie viel ist nöthig?"

„Fünfzig Rubel; nicht weniger.

Neshdanow schwieg.

„Ich habe sie eben jetzt nicht," — flüsterte er endlich, mit den Fingern auf der Scheibe trommelnd — „aber, ... ich kann sie schaffen. Ich werde sie verschaffen. Hast Du den Brief bei Dir?"

„Den Brief? .. Er — das heißt .. freilich ..."

„Was vergrabt Ihr Euch doch immer vor mir?" — rief Paklin aus. „Habe ich denn wirklich nicht Euer Vertrauen verdient? — Und selbst wenn ich nicht ganz übereinstimmte mit dem ... was Ihr vorhabt? — glaubt Ihr denn, daß ich im Stande wäre Euch zu verrathen, zu schwatzen?"

„Ohne Absicht ... vielleicht," — ertönte Ostrodumows Baß.

„Weder mit Absicht, noch ohne Absicht. — Fräulein

Maschurin hier sieht mich an und lächelt . . . ich aber sage . . ."

„Ich lächelte durchaus nicht," — sagte die Maschurin grimmig.

„Ich aber sage," — fuhr Paklin fort — „daß Sie, meine Herrschaften, keine rechte Spürnase haben, daß Sie nicht zu unterscheiden verstehen, wer ihre rechten Freunde sind! Wenn ein Mensch lacht, so denken Sie er hat keinen Ernst . . ."

„Er hat auch keinen," — sagte die Maschurin noch einmal grimmig.

„Da haben Sie zum Beispiel," — nahm Paklin mit neuer Kraft das Wort, ohne diesmal der Maschurin Etwas zu erwidern, — „Geld nöthig . . . und Neshdanow hat jetzt gerade keines — ich kann Ihnen welches geben."

Neshdanow wandte sich rasch vom Fenster ab.

„Nein, . . . nein . . . warum denn das? — Ich werde Geld bekommen . . . Ich werde einen Theil meiner Pension voraus nehmen . . . Mir fällt eben ein, sie sind mir Geld schuldig geblieben. Also, Ostrodumow, zeige mir den Brief."

Ostrodumow blieb zuerst einige Zeit unbeweglich stehen, hierauf sah er sich um; dann stand er auf, bückte sich mit dem ganzen Körper, streifte seine Hosen auf und holte aus den Schaften seines Stiefels ein sorgfältig zusammengefaltetes Stückchen blauen Papieres hervor; nachdem er dieses Stück Papier hervorgezogen, blies er, unbegreiflich warum, auf dasselbe und überreichte es Neshdanow.

Dieser nahm das Papier, entfaltete es, las es aufmerksam durch und gab es der Maschurin . . .

Diese stand von ihrem Stuhle auf, las es ebenfalls aufmerksam durch und gab das Papier Neshdanow zurück, obgleich Paklin seine Hand danach ausstreckte.

Neshdanow zuckte die Achseln und reichte Paklin das geheimnißvolle Schreiben hin.

Paklin durchlief seinerseits das Papier mit den Augen, preßte die Lippen bedeutungsvoll zusammen und legte es dann leise und feierlich auf den Tisch.

Hierauf ergriff Ostrodumow das Papier, zündete ein großes Zündhölzchen an, das einen starken Schwefelgeruch verbreitete, hob das Papier hoch über den Kopf empor, als wollte er es allen Anwesenden zeigen, verbrannte es dann mit dem Zündhölzchen zu Asche, ohne seine Finger dabei zu schonen, und warf die Asche in den Ofen.

Während dieser Operation hatte Niemand ein Wort

gesprochen oder auch nur die leiseste Bewegung gemacht. Die Augen Aller waren zur Erde gesenkt; das Gesicht Ostrodumows trug einen concentrirten, geschäftlichen Ausdruck, Neshdanow sah boshaft aus, Paklins Gesicht drückte etwas Gespanntes aus und die Maschurin — für sie war es eine gottesdienstliche Handlung.

So vergingen wohl zwei Minuten . . . dann wurden Alle etwas verlegen. Paklin fühlte zuerst das Bedürfniß, das Schweigen zu brechen.

„Nun?“ begann er, „wird mein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes angenommen, oder nicht? Darf ich, — wenn auch nicht die ganzen fünfzig, so doch wenigstens fünfundzwanzig oder dreißig Rubel darbringen, für die allgemeine Sache?“

Neshdanow fuhr plötzlich auf. Der Aerger schien sich in ihm angesammelt zu haben . . . Die feierliche Verbrennung des Briefes hatte denselben gerade nicht vermindert — er bedurfte nur eines Anlasses, um auszubrechen.

„Ich habe Dir ja schon gesagt, daß es nicht nöthig ist — nicht nöthig . . . nicht nöthig! Ich werde das nicht zulassen und nicht annehmen. Ich bedarf Niemandes Hülfe!“

„Nun, Bruder,“ sagte Paklin, „ich sehe: wenn Du auch ein Revolutionär bist — Du bist kein Demokrat!“

„Sage es nur gerade heraus, daß ich ein Aristokrat bin!“

„Ja, Du bist in der That Aristokrat . . . in gewisser Beziehung.“

Neshdanow lachte gezwungen.

„Das heißt . . . Du willst damit andeuten, daß ich ein unehelicher Sohn bin. Du bemühst Dich umsonst, mein Lieber . . . ich vergesse das auch ohnedies nicht.“

Paklin schlug die Hände zusammen.

„Aljosha, mein Lieber! was ist Dir? Wie kannst Du meine Worte so auffassen! Ich erkenne Dich heute gar nicht wieder.“

Neshdanow machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe und mit den Schultern.

„Der Arrest Bassanows hat Dich betrübt. — Er hat sich ja aber selbst so unvorsichtig benommen . . .“

„Er hat seine Ueberzeugung nicht verborgen,“ fiel die Maschurin finster ein, „es ist nicht an uns, ihn zu verdammen.“

„Ja, er hätte aber auch der Anderen gedenken sollen, die er jetzt compromittiren kann."

„Warum denken Sie so von ihm?" ließ Ostrodumow seinerseits hören. „Bassanow ist ein Mann von festem Charakter; er wird Niemand verrathen. Und was die Vorsicht anbetrifft . . . wissen Sie was, Herr Paklin? — Es ist nicht Allen gegeben vorsichtig zu sein!"

Paklin fühlte sich beleidigt und wollte Etwas erwidern, aber Neshdanow hielt ihn davon ab:

„Meine Herrschaften," rief er, „thun Sie mir den Gefallen, lassen Sie für den Augenblick die Politik bei Seite."

Es entstand ein Schweigen.

„Ich bin heute Skoropichin begegnet," sprach endlich Paklin, „dem Kritiker, Aesthetiker und Enthusiasten des russischen Reiches. Was ist das für ein unerträgliches Geschöpf! Er braust und zischt immer auf — ganz wie eine Flasche voll schlechtem, saurem Kwas. — Der Kellner hat im Laufen seinen Finger statt des Pfropfens hineingesteckt, eine angeschwollene Rosine ist im Halse stecken geblieben — es spritzt und pfeift, — aber wenn der ganze Schaum hinausgeflossen ist, so bleiben nur wenige Tropfen einer ganz abscheulichen Flüssigkeit nach, die Niemandes Durst stillen kann — und nur Leibschneiden verursacht. — Ein höchst schädliches Individuum für alle jungen Leute!"

Der Vergleich, den Paklin gewählt, war richtig, treffend, rief aber auf keinem Gesichte ein Lächeln hervor. Nur Ostrodumow bemerkte, daß junge Leute, welche fähig seien sich für Aesthetik zu interessiren, kein Bedauern einflößen könnten, selbst wenn sie von Skoropichin in die Irre geführt würden."

„Aber, erlauben Sie, hören Sie," rief Paklin lebhaft, er erhitzte sich um so mehr, je weniger Mitgefühl er empfand. „Gesetzt, die Frage ist hier keine politische, so ist sie dennoch wichtig. Wenn man Skoropichin reden hört, so taugt jedes alte Kunstwerk schon deshalb Nichts, weil es alt ist. In diesem Falle wäre ja Kunstfertigkeit, die Kunst überhaupt Nichts weiter als Mode — und es verlohnte sich nicht, ein ernstes Wort darüber zu sprechen. Wenn in ihr nichts Unwandelbares, Ewiges ist, so — hole sie der Teufel. In der Wissenschaft, in der Mathematik z. B. da rechnet Ihr doch nicht Euler, Laplace, Gauß, zu dem abgethanen Alltäglichen? Ihr seid doch bereit, die Autorität dieser Männer anzuerkennen? — aber sind denn Raphael und Mozart Dummköpfe? — Sträubt sich denn Euer Stolz gegen ihre Autorität? Die Gesetze

der Kunst sind schwerer zu erkennen, als die Gesetze der Wissenschaft — ich gebe es zu; aber sie sind doch vorhanden und wer sie nicht sieht, ist blind, ob freiwillig oder unfreiwillig, gilt gleich!“

Paklin verstummte . . . und Niemand erwiderte ein Wort; es war als hätten sie Alle Wasser in den Mund genommen, als schämten sie sich seiner. Ostrodumow allein murmelte: „Und dennoch habe ich kein Bedauern mit den jungen Leuten, die Skoropichin irre leitet — gar keines.“

„Nun, Gott mit Euch!“ dachte Paklin: „Ich gehe!“

Er war zu Neshdanow gekommen, um ihm seine Gedanken über das Verschaffen des „Polarsterns“ aus dem Auslande mitzutheilen (die Glocke existirte nicht mehr), — allein das Gespräch hatte eine solche Wendung genommen, daß es gerathener war, diese Frage gar nicht vorzubringen.

Paklin hatte schon seine Mütze ergriffen, als plötzlich im Vorzimmer ohne Klopfen oder jeglichen vorangegangenen Lärm ein außerordentlich angenehmer, männlicher und voller Bariton erscholl, aus dessen bloßem Klange einen etwas ungewöhnlich Edles, Wohlerzogenes und sogar Duftendes anwehte.

„Ist Herr Neshdanow zu Hause?“

Alle sahen sich verwundert an.

„Ist Herr Neshdanow zu Hause?“ wiederholte der Bariton.

„Ja wohl,“ antwortete endlich Neshdanow.

Die Thür wurde bescheiden und gleichmäßig geöffnet und langsam, den wohlgebürsteten Hut von dem kurzbeschnittenen Kopfe abziehend, trat ein hochgewachsener, schlanker, majestätischer Mann von ungefähr vierzig Jahren in's Zimmer. Er trug einen schönen Drap-Paletot mit einem prächtigen Biberkragen, obgleich der April zu Ende ging.

Neshdanow, Paklin, die Maschurin und sogar Ostrodumow, — Alle waren betroffen von der distinguirten Sicherheit seiner Haltung und von der verbindlichen Ruhe der Begrüßung. Bei seinem Erscheinen erhoben sich unwillkürlich Alle.

Drittes Capitel.

Der distinguirte Herr trat mit einem wohlwollenden Lächeln auf Neshdanow zu und sagte:

„Ich habe schon das Vergnügen gehabt, Ihnen zu begegnen und mich sogar mit Ihnen zu unterhalten, Herr Neshdanow — vorgestern im Theater . . . wenn Sie sich dessen erinnern? (Der Fremde hielt wartend inne; Neshdanow nickte leicht mit dem Kopfe und erröthete.) „Ja! . . . heute aber erscheine ich bei Ihnen in Folge Ihrer Bekanntmachung in den Zeitungen. Ich möchte mit Ihnen sprechen, wenn es die anwesenden Herrschaften nicht genirt, (der Fremde verbeugte sich vor der Maschurin und machte mit seiner, mit einem grauen, schwedischen Handschuh umzogenen Hand eine Bewegung in der Richtung von Paklin und Ostrodumow) und ich Sie nicht störe."

„Nein . . . durchaus nicht," brachte Neshdanow nicht ohne Mühe hervor. „Die Herrschaften werden erlauben . . Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Der Gast verbeugte angenehm den Körper, griff liebenswürdig nach der Lehne eines Stuhles, zog ihn näher zu sich heran, setzte sich aber nicht, da Alle im Zimmer standen und ließ nur seine hellen, wenngleich halbgeschlossenen Augen umherschweifen.

„Leben Sie wohl, Alexei Dmitriewitsch," sagte auf einmal die Maschurin, „ich werde später wiederkommen."

„Ich auch," bemerkte Ostrodumow, „ich auch . . . später."

An dem Fremden vorübergehend, ergriff die Maschurin mit einer gewissen Absichtlichkeit Neshdanows Hand, schüttelte sie kräftig und ging hinaus, ohne Jemand zu grüßen. Ostrodumow that ein Gleiches, indem er ohne Noth mit den Stiefeln stampfte und sogar ein paar mal frech ausrief: „Das für Dich! Biberkragen!"

Der Fremde begleitete sie mit höflichem, etwas neugierigem Blicke. Er heftete ihn dann auf Paklin, als erwarte er, daß auch dieser dem Beispiele der sich entfernenden Gäste folgen würde; aber Paklin, auf dessen Gesicht seit dem Erscheinen des Fremden ein ganz besonderes, verhaltenes Lächeln leuchtete, trat auf die Seite und ließ sich in einen Winkel nieder. Hierauf nahm der Fremde auf einem Stuhle Platz. Neshdanow that dasselbe.

„Mein Name ist Sipjägin, Sie haben ihn vielleicht schon gehört," begann der Gast mit stolzer Bescheidenheit.

Es muß aber zuerst erzählt werden, auf welche Weise Neshdanow ihm im Theater begegnet war.

Es wurde ein Stück von Ostrowsky gegeben: „Setze Dich nicht in einen fremden Schlitten". Neshdanow ging vor Tisch zur Kasse und traf dort ziemlich viel Menschen. Er beabsichtigte ein Billet im Parterre zu nehmen — in dem Augenblick aber, wo er an die Oeffnung der Kasse herantrat, rief ein hinter ihm stehender Offizier dem Kassirer zu, indem er ihm über Neshdanows Kopf hinweg eine dreirubelige Assignation hinhielt: „Dieser Herr (d. h. Neshdanow) wird wohl Geld zurückzuerhalten haben — ich aber nicht; — geben Sie mir also, ich bitte, rasch ein Billet in der zweiten Reihe ... ich habe Eile!" — „Entschuldigen Sie, Herr Offizier," sagte Neshdanow scharf, „ich nehme selbst ein Billet in der zweiten Reihe," und warf eine dreirubelige Banknote, sein ganzes, baares Capital, in das Fenster. Der Kassirer verabfolgte ihm sein Billet — und am Abend fand sich Neshdanow in der aristokratischen Abtheilung des Alexandrin-Theaters.

Er war schlecht gekleidet, ohne Handschuhe, in ungewichsten Stiefeln, fühlte sich unbehaglich und ärgerte sich über sich selbst, weil es so war.

Neben ihm saß rechts ein mit Sternen besäeter General, — links eben jener distinguirte Herr, der Geheimerath Sipjägin, dessen Erscheinung zwei Tage darauf die Maschurin und Ostrodumow so aufregte.

Der General blickte zuweilen auf Neshdanow wie auf etwas Unstatthaftes und sogar Beleidigendes; Sipjägin hingegen warf verstohlene, wenn auch nicht feindliche Blicke auf ihn.

Alle, die Neshdanow umgaben, schienen erstens mehr Persönlichkeiten als Personen zu sein; zweitens kannten sie sich Alle untereinander und wechselten kurze Gespräche, Worte, oder auch nur Ausrufe miteinander — und das oft über Neshdanows Kopf hinweg. Er aber saß unbeweglich und unbehaglich in seinem bequemen Lehnsessel — wie ein Paria. Es war ihm bitter beschämt und schlecht um's Herz; er hatte wenig Freude am Lustspiel von Ostrowsky und an den Leistungen der Schauspieler.

Auf einmal, o Wunder! — sprach ihn sein Nachbar zur Linken — nicht der sterntragende General, sondern der Andere mit der undecorirten Brust, — in einem Zwischenacte höflich und weich, mit einer einschmeichelnden Herablassung an. Er sprach von dem Stück Ostrowsky's und wollte von Neshdanow, als von einem „Vertreter der

jungen Generation", seine Meinung über dasselbe vernehmen.

Der verwunderte und fast erschreckte Neshdanow antwortete anfangs abgebrochen und einsilbig . . . sein Herz schlug ihm sogar; dann ärgerte er sich aber über sich selbst, daß er so aufgeregt sein konnte. War er nicht ein Mensch wie Alle? — und fing an, seine Meinung auseinanderzusetzen, ohne sich zu geniren oder etwas zu verhehlen, zuletzt sogar so laut und lebhaft, daß er seinen Nachbar den Sternträger offenbar beunruhigte.

Neshdanow war ein warmer Anhänger Ostrowsky's, allein, bei aller Achtung vor dem Talente, welches der Autor in dem Lustspiele: „Setze Dich nicht in einen fremden Schlitten" an den Tag legte, konnte er die offenbare Absicht desselben, in der carrikirten Figur des Wiehorew die Civilisation herabzusetzen, doch nicht gut heißen.

Der höfliche Nachbar hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zu — und redete ihn im nächsten Zwischenacte wieder an. Diesmal sprach er aber nicht über die Komödie Ostrowsky's, sondern über verschiedene gesellschaftliche, wissenschaftliche und selbst politische Gegenstände. Er interessirte sich offenbar für seinen jungen, beredten Gesellschafter.

Neshdanow hielt, wie früher, nicht zurück, er ging sogar, wie man zu sagen pflegt — mit allen Segeln. „Wenn Du mich denn ausholen willst — da hast Du!" In seinem Nachbar, dem Generale, erweckte er nun schon nicht mehr Unruhe, sondern Unwillen und Mißtrauen.

Als das Lustspiel zu Ende war, verabschiedete sich Sipjägin sehr wohlwollend von Neshdanow, zeigte aber kein Verlangen, dessen Namen zu erfahren und nannte auch den seinigen nicht.

Indem er auf der Treppe seinen Wagen erwartete, stieß er auf einen guten Freund, den Flügeladjutanten Fürst G. „Ich habe Dich aus der Loge beobachtet," sagte ihm der Fürst, wobei sich ein Lächeln hinter seinem parfümirten Schnurrbarte verbarg: „Weißt Du denn mit wem Du Dich da unterhalten hast?" — „Nein, ich weiß es nicht; aber Du?" — „Er ist nicht dumm, nicht wahr? ah?" — „Ein ganz gescheuter Junge! wahr ist es!" — Hier neigte sich der Fürst zu seinem Ohr hinab und flüsterte ihm auf Französisch zu: — „Mein Bruder. Ja; er ist mein Bruder. Ein unehelicher Sohn meines Vaters . . . Er heißt Neshdanow. Ich erzähle Dir das einmal . . . Mein Vater hatte es gar nicht erwartet, darum hat er

ihn Neshdanow*) genannt. Allein er hat ihm sein Leben gesichert . . . il lui a fait un sort . . . Wir zahlen ihm eine Pension aus. Er ist ein Junge von Kopf und hat... ebenfalls durch die Güte meines Vaters, eine gute Erziehung erhalten. Er ist aber ganz auf Abwege gerathen... irgend so ein Republikaner . . . Wir kennen ihn nicht... Il est impossible! Indessen, Lebewohl, mein Wagen wird ausgerufen."

Der Fürst entfernte sich, und am folgenden Tage las Sipjägin in den „Polizeilichen Nachrichten" die von Neshdanow eingerückte Bekanntmachung und fuhr zu ihm hin . . . .

„Ich heiße Sipjägin," sagte er zu Neshdanow, auf einem Strohstuhle vor ihm sitzend und ihn mit seinem eindringlichen Blicke betrachtend: „ich habe aus den Zeitungen erfahren, daß Sie eine Anstellung annehmen wollen — und komme zu Ihnen mit folgendem Vorschlage. Ich bin verheirathet und habe einen einzigen Sohn von neun Jahren, ein, ich muß es sagen, sehr begabter Knabe. Den größten Theil des Sommers und Herbstes verbringen wir auf dem Lande im S.'schen Gouvernement, fünf Werst von der Gouvernementsstadt. Also: wollen Sie nicht für die Ferienzeit mit uns dahin ziehen und meinen Sohn in der russischen Sprache und in der Geschichte — den in Ihrer Bekanntmachung benannten Gegenständen, unterrichten? Ich hege die Hoffnung, daß Sie mit mir, mit meiner Familie und mit der Lage meines Landgutes zufrieden sein werden. Ein herrlicher Garten, ein Fluß, gute Luft, ein geräumiges Haus . . . willigen Sie ein? — In diesem Falle bleibt mir nur noch übrig Ihre Bedingungen kennen zu lernen, obgleich ich nicht glaube," setzte er mit einer leichten Grimasse hinzu, „daß in diesem Punkte zwischen uns irgend welche Schwierigkeiten entstehen könnten."

Während der ganzen Zeit, daß Sipjägin sprach, sah Neshdanow unverwandt auf ihn, auf seinen kleinen, etwas zurückgelehnten Kopf, seine schmale und niedrige, aber kluge Stirn, die feine, römische Nase, die angenehmen Augen, regelmäßigen Lippen, von denen sich die freundliche Rede so fließend ergoß, auf seinen langen, auf englische Art gehaltenen Backenbart — er schaute und verwunderte sich. „Was ist denn das?" dachte er. „Warum sucht sich dieser Mensch bei mir einzuschmeicheln? Dieser Aristokrat — und ich? — Was führt uns zusammen? Was bringt ihn zu mir?

---

*) Neshdanow — unerwartet.

Er war so sehr in diese Gedanken vertieft, daß er den Mund selbst dann nicht öffnete, als Sipjägin nach beendigter Rede schwieg und nun seine Antwort erwartete. Sipjägin ließ seinen Blick in den Winkel gleiten, in welchen Paklin sich zurückgezogen hatte, und ihn ebenso wie Neshdanow mit den Augen verschlang. Ob nicht die Gegenwart dieser dritten Person Neshdanow hinderte sich auszusprechen?

Sipjägin zog die Augenbrauen in die Höhe und ergab sich in die Seltsamkeit der Umgebung, in die er mit seinem eigenen Willen gerathen war; — er erhob seine Stimme zugleich mit seinen Augenbrauen und wiederholte seine Frage.

Neshdanow fuhr auf.

„Gewiß," sagte er etwas hastig: „ich willige ein .... mit Vergnügen .... obgleich ich gestehen muß, daß ich nicht umhin kann mich zu wundern .... da ich gar keine Empfehlungen habe, und selbst die Ansichten, die ich vorgestern im Theater äußerte .... Sie eher von mir abwenden sollten ....'

„Da irren Sie sehr, lieber Alexei .... Alexei Dmitrjewitsch? es ist doch so?" sagte lächelnd Sipjägin. „Ich wage zu behaupten, daß ich für einen Mann von liberalen, progressiven Gesinnungen bekannt bin; da sind denn im Gegentheil Ihre Ansichten mit Abzug dessen, was der Jugend eigen ist, welche — nehmen Sie es mir nicht übel — zu einiger Uebertreibung neigt — den Meinigen durchaus nicht widersprechend — sie gefallen mir sogar in ihrer jugendlichen Wärme."

Sipjägin sprach ohne jeden Anstoß. Wie Honig und Oel floß seine abgerundete, gleichmäßige Rede dahin.

Meine Frau theilt meine Denkweise," fuhr er fort: „ihre Anschauungen kommen den Ihrigen vielleicht noch näher; das ist begreiflich — sie ist jünger! Als ich am Tage nach unserem Begegniß in den Zeitungen Ihren Namen las, den Sie, es sei hier bemerkt, gegen die hergebrachte Sitte zugleich mit Ihrer Adresse angegeben hatten — (ich hatte im Theater auch Ihren Namen erfahren) so ... so ... machte mich dieser Umstand betroffen .... Ich sah in ihm .... in diesem Zusammenfallen, einen — verzeihen Sie den abergläubischen Ausdruck — einen Fingerzeig des Schicksals! — Sie erwähnten einer Empfehlung: — Ihre äußere Erscheinung, Ihre Persönlichkeit weckt meine Sympathie. Das ist mir genug. Ich bin gewohnt meinen Augen zu glauben. Und so — kann ich hoffen? Willigen sie ein?" —

„Ich willige ein .... gewiß ...." erwiderte Neshdanow „und werde mich bemühen Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. — Erlauben Sie mir jedoch Sie gleich jetzt von dem Einen zu benachrichtigen: ich bin bereit der Lehrer Ihres Sohnes, aber nicht sein Gouverneur zu sein. Ich bin dessen nicht fähig — und will mich auch nicht zum Sklaven machen, mich nicht meiner Freiheit begeben."

Sipjägin fuhr leicht mit der Hand durch die Luft, als wollte er eine Fliege abwehren.

„Beruhigen Sie sich, mein Liebster .... Sie sind nicht aus dem Mehl, aus dem Gouverneure gebacken werden; — ich brauche auch keinen Gouverneur. Ich suche einen Lehrer — und habe ihn gefunden. Nun — und die Bedingungen, die Geldfrage? das verachtete Metall?"

Neshdanow zögerte. Er wußte nicht was er sagen sollte ....

„Hören Sie" sprach Sipjägin, indem er sich mit dem ganzen Körper vorbeugte und mit seinen Fingerspitzen freundlich Neshdanows Knie berührte: „unter ordentlichen Leuten sind dergleichen Fragen mit einem Worte gelöst. Ich biete Ihnen hundert Rubel monatlich; die Reisekosten hin und zurück trage ich natürlich. — Sind Sie damit zufrieden?"

Neshdanow erröthete wieder.

„Das ist weit mehr, als ich zu verlangen beabsichtigte .... denn ... ich ...."

„Vortrefflich, vortrefflich ..." unterbrach ihn Sipjägin. „Ich sehe die Sache als entschieden an und — betrachte Sie als meinen Hausgenossen."

Er erhob sich von seinem Stuhle — er war plötzlich heiter und erleichtert, als hätte er ein Geschenk erhalten. Alle seine Bewegungen drückten Familiarität und sogar Scherzhaftigkeit aus.

„Wir reisen in diesen Tagen ab," sagte er in freimüthigem Tone: „ich liebe es dem Frühling auf dem Lande entgegenzusehen, obgleich ich nach der Art meiner Beschäftigung ein prosaischer Mensch und an die Stadt gekettet bin .... Erlauben Sie, daß ich Ihren ersten Monat von dem heutigen Tage an rechne. Meine Frau und mein Sohn sind jetzt bereits in Moskau. Sie ist voraus gereist. Wir werden sie auf dem Lande .... im Schooße der Natur finden. Wir Beide werden zusammen reisen, ... als Junggesellen ... Ha! ha!" Sipjägin lachte näselnd, coquett und kurz auf. „Jetzt aber ..."

Er zog ein kleines Portefeuille aus oxydirtem Silber

aus der Tasche und nahm eine Karte aus demselben heraus.

„Hier ist meine Adresse in der Stadt. Sprechen Sie morgen bei mir vor. So . . . um 12 Uhr. Wir wollen noch mit einander reden. Ich werde Ihnen einige meiner Gedanken über Erziehung entwickeln . . . Nun — da wollen wir auch den Tag unserer Abreise bestimmen.“

Sipjägin ergriff Neshdanow's Hand.

„Wissen Sie was?“ fügte er mit gedämpfter Stimme, den Kopf etwas auf die Seite neigend, hinzu. „Wenn Sie eines Handgeldes bedürfen . . . ohne Cermonie! Sie können ein Monatsgehalt voraus bekommen!“

Neshdanow wußte wahrhaftig nicht, was er erwidern sollte und sah unschlüssig in das helle, verbindliche, ihm so fremde Gesicht, das ihm so nahe gerückt war und ihm so herablassend zulächelte.

„Nun? brauchen sie keines? eh?“ flüsterte Sipjägin.

„Ich werde Ihnen das morgen sagen, wenn Sie erlauben,“ brachte endlich Neshdanow hervor.

„Vortrefflich! Also auf Wiedersehen! Auf morgen!“

Sipjägin ließ Neshdanow's Hand los und wollte sich entfernen . . . .

„Erlauben Sie mir die Frage,“ sagte auf einmal Neshdanow. „Sie haben mir soeben gesagt, daß Sie schon im Theater meinen Namen erfahren haben? — Von wem erfuhren sie ihn?“

„Von wem? Von einem Ihrer guten Bekannten und Verwandten glaube ich, dem Fürsten . . . . Fürsten G.“

„Dem Flügeladjutanten?“

„Ja; von demselben.“

Neshdanow erröthete noch mehr als sonst — er öffnete den Mund — sagte aber Nichts.

Sipjägin drückte noch einmal die Hand Neshdanow's — diesmal aber schweigend — grüßte zuerst ihn und dann Paklin, setzte seinen Hut gerade vor der Thür auf und ging, mit einen selbstzufriedenen Lächeln auf dem Gesichte, hinaus; es trug den Ausdruck des tiefen Eindrucks, den sein Besuch hatte hervorbringen müssen.

Viertes Capitel.

Kaum war Sipjägin über die Thürschwellen getreten, als Paklin von seinem Stuhle aufsprang, auf Neshdanow losstürzte und ihm Glück wünschte:

„Siehe da was Du für einen Fisch gefangen hast!“ wiederholte er kichernd und mit den Füßen strampelnd, weißt Du denn auch wer der ist? — Der bekannte Sipjägin, Kammerherr, so zu sagen eine der Säulen der Gesellschaft, ein zukünftiger Minister!“

„Mir ist er vollkommen unbekannt,“ erwiderte Neshdanow finster.

Paklin machte eine verzweifelte Bewegung mit den Händen.

„Das ist eben das Unglück, Alexei Dmitriewitsch, daß wir Niemand kennen! Wir wollen handeln, die ganze Welt vom Grund aus umkehren und leben außerhalb dieser selben Welt, gehen nur mit zwei oder drei Freunden um, drängen uns auf einem Flecke in einem engen Kreise herum.“

„Um Vergebung,“ unterbrach ihn Neshdanow: „das ist nicht wahr. Wir wollen nur mit unseren Feinden keinen Umgang heben — mit Leuten aber von unserem Schrot und Korn, mit dem Volke stehen wir in steten Beziehungen.“

„Halt, halt halt, halt!“ unterbrach ihn seinerseits Paklin. Erstens, was die Feinde anbetrifft, so erlaube mir ein Wort Göthes Dir in's Gedächtniß zurückzurufen:

„Wer den Dichter will versteh'n
„Muß in Dichters Lande geh'n.“

„Ich aber sage:

„Wer die Feinde will versteh'n
„Muß in Feindes Lande geh'n . . .“

„Seine Feinde scheuen — ihr Sein und Leben nicht kennen — ist abgeschmackt! — Ab—ge—schmackt! Ja! ja! — wenn ich im Walde einen Wolf schießen will, so muß ich alle seine Schliche kennen . . . Zweitens sagtest Du soeben: sich dem Volke nähern . . . . Liebe Seele! — Im Jahre 1862 gingen die Polen in den Wald; — auch wir dringen jetzt in denselben Wald, nämlich das Volk ein, der für uns dunkler und undurchdringlicher ist, als der dunkelste Wald!“

„Was soll denn Deiner Ansicht nach geschehen?“

„Die Indier werfen sich unter den Wagen Djagernouts“ — fuhr Paklin finster fort: — „sie werden zermalmt und sterben — selig. — Wir haben ebenfalls unsern Djagernout . . . Zermalmen thut er uns auch; aber Seligkeit giebt er nicht!“

„Aber, was sollte denn Deiner Ansicht nach geschehen?“ wiederholte Neshdanow fast schneidend. — „Erzählungen mit einer bestimmten „Tendenz“ scheitern? Nicht?“

Paklin breitete die Hände aus und neigte das Köpfchen auf die linke Seite.

„Erzählungen könntest Du jedenfalls schreiben, da Du ja eine literarische Ader besitzt . . . Nun, sei nicht böse! Ich will es auch nicht mehr thun! Ich weiß, Du liebst nicht, wenn dessen erwähnt wird. Ich stimme ja aber auch ganz mit Dir überein: Solche Stückchen mit „Füllung" zu erfinden und noch dazu mit neumodischen Wendungen: „Ach! ich liebe Sie! sprang sie heran . . . ." „Es ist mir gleichgültig! kratzte er sich," das ist kein Vergnügen! Darum eben wiederhole ich: man muß sich allen Ständen nähern angefangen von den höchsten! Man kann sich doch nicht immer auf solche Ostrodumow's allein verlassen. Es sind ehrliche, gute Menschen — dafür aber dumm! dumm!! Sieh Dir einmal unsern Freund an. Bis auf die Sohlen seiner Stiefel ist Alles an ihm anders — als bei klugen Leuten! Warum ist er eben von hier weggegangen? — Er wollte nicht mit einem Aristokraten in demselben Zimmer bleiben, nicht eine Luft mit ihm einathmen!"

„Ich bitte Dich, nicht so von Ostrodumow zu sprechen," fuhr Neshdanow heftig auf. — „Er trägt dicke Sohlen, weil sie wohlfeiler sind."

„Ich sagte das nicht in dem Sinne," wollte Paklin erwidern.

„Und wenn er nicht mit einem Aristokraten in demselben Zimmer bleiben will," fuhr Neshdanow mit erhöhter Stimme fort, „so kann ich ihn nur dafür loben. — Die Hauptsache aber: er würde verstehen sich selbst zum Opfer zu bringen, und wenn es nöthig ist in den Tod gehen, was wir Beide niemals thäten!"

Paklin schnitt eine klägliche Grimasse und wies auf seine dünnen, lahmen Beinchen.

„Wie könnte ich in den Kampf gehen, lieber Freund, Alexei Dmitriewitsch! — Erbarme Dich! — Aber, lassen wir das bei Seite . . . . Ich wiederhole es, ich bin herzlich froh über Deine Annäherung an Sipjägin, — ich sehe sogar voraus, daß dieselbe — unserer Sache großen Nutzen bringen wird. Du wirst in die höchsten Kreise kommen, wirst diese Löwinnen. diese Frauen mit den sammtenen Leibe auf stählernen Springfedern, wie es in den „Briefen über Spanien heißt," sehen; studire sie, Bruder, studire sie. Wenn Du ein Epicuräer wärst, so würde ich um Dich besorgt sein . . . gewiß! Allein Du gehst ja nicht mit diesem Zwecke auf Deine Stelle?"

„Ich nehme diese Stelle an," fiel Neshdanow ein, —

„um Etwas zu beißen und zu brechen zu haben . . . und nun für eine Zeit lang Euch Allen zu entgehen," setzte er für sich hinzu.

„Nun, natürlich, natürlich! Darum sage ich Dir eben: studire! — Was aber dieser Herr für einen Wohlgeruch zurückgelassen hat!" Paklin zog die Luft mit der Nase ein. „Das also ist jenes ächte „ambré," von welchem die Frau des Stadtarztes im „Revisor" träumte!"

„Er hat den Fürsten G. über mich ausgeforscht," sagte Neshdanow dumpf, das Gesicht wiederum ins Fenster steckend — „da ist ihm wahrscheinlich meine ganze Geschichte bekannt."

„Nicht: wahrscheinlich — aber: gewiß! Was liegt denn daran? Ich will wetten, daß ihm gerade das den Gedanken eingegeben hat, Dich zum Lehrer zu nehmen. Was man auch sagen mag — Du bist selbst Aristokrat — dem Blute nach. Folglich gehörst Du zu den Ihrigen! Allein, ich bin bei Dir hängen geblieben; es ist Zeit, daß ich in mein Comptoir gehe — zu den Exploitionen! Auf Wiedersehn, Bruder!"

Paklin ging zur Thür, blieb aber stehen und kehrte um.

„Höre, Aljosha," sagte er mit einschmeichelnder Stimme — Du hast mir eben abgeschlagen — Du wirst jetzt Geld haben, ich weiß es — erlaube mir aber dennoch eine Kleinigkeit wenigstens für die allgemeine Sache darzubringen. — Ich kann nichts Anderes thun — also mit der Tasche wenigstens! Sieh, ich lege eine zehnrubelige Banknote auf den Tisch! Wird sie angenommen?"

Neshdanow antwortete Nichts, und rührte sich nicht.

„Schweigen — ist ein Zeichen der Zustimmung! Danke!" rief Paklin vergnügt, und verschwand.

Neshdanow blieb allein . . . . Er fuhr fort durch die Scheibe des Fensters in den engen, dämmrigen Hof hinabzusehen, in welchen selbst im Sommer kein Sonnenstrahl eindrang — und dunkel war auch sein Gesicht.

Neshdanow war, wie wir bereits wissen, der Sohn des Fürsten G., eines reichen Generaladjutanten — und der Gouvernante seiner Töchter, eines hübschen Stiftsfräuleins, das am Tage seiner Geburt starb. Die erste Erziehung erhielt Neshdanow in der Pension eines Schweizers, der ein erfahrener und strenger Pädagoge war; — hierauf trat er in die Universität ein. Er selbst wünschte Jurist zu werden, allein sein Vater, der General, welcher Nihilisten haßte, bestimmte ihn für die „Aesthetik," wie Neshdanow

sich mit bitterem Spotte ausdrückte, d. h. für die historisch-philosophische Facultät. Der Vater Neshdanows kam mit ihm nur drei-, viermal im Jahre zusammen — interessirte sich aber für sein Schicksal — und vermachte ihm bei seinem Tode 6000 Rubel Silber „zur Erinnerung an Nastenka" (seine Mutter) — ein Capital, dessen Procente die Fürsten G. ihm unter dem Namen einer Pension auszahlten.

Paklin nannte ihn nicht unrichtig einen Aristokraten; Alles an ihm bekundete seine Abkunft: kleine Ohren, Hände, Füße, kleine, aber feine Züge, seine zarte Haut, das dichte Haar, selbst die etwas schnarrende, aber angenehme Stimme. Er war sehr nervös, sehr egoistisch, impressionabel und sogar eigensinnig; die falsche Stellung, in welcher er sich von seiner Kindheit an befand, bildete in ihm Empfindlichkeit und Reizbarkeit aus; jedoch sein angeborner Edelmuth ließ ihn nicht argwöhnisch und mißtrauisch werden.

Dieselbe falsche Stellung Neshdanows erklärt auch die Widersprüche, welche in seinem Wesen zusammenstießen. Reinlich bis zur Pedanterie, ekel bis zur Uebertreibung, mühte er sich ab cynisch und grob in seiner Rede zu sein; Idealist von Natur, leidenschaftlich und keusch, kühn und schüchtern zu gleicher Zeit, schämte er sich seiner Schüchternheit und seiner Keuschheit wie eines schimpflichen Lasters und hielt es für seine Pflicht seine Ideale zu verspotten. Er hatte ein zartes Herz und scheute die Menschen; er war leicht erzürnt, — aber niemals nachtragend. Er war unwillig über seinen Vater, weil dieser ihn für die „Aesthetik" bestimmt hatte; offenkundig, und vor den Augen Aller beschäftigte er sich ausschließlich mit politischen und socialen Fragen — bekannte sich zu den extremsten Ansichten — (und bei ihm waren sie keine bloßen Phrasen!) und erfreute sich im Verborgenen an der Kunst, der Poesie, an dem Schönen in jeglicher Form .... er dichtete selbst ...

Das Heft, in welches er die Gedichte eintrug, verbarg er sorgfältig und von seinen Petersburger Freunden vermuthete nur Paklin, vermöge seiner feinen Spürnase, die Existenz desselben. Nichts kränkte und beleidigte Neshdanow mehr, als die leiseste Anspielung auf sein Dichten, diese, wie er meinte, unverzeihliche Schwäche.

Durch die Bemühungen seines Schweizer-Erziehers besaß er viel positive Kenntnisse und fürchtete sich nicht vor der Arbeit; er arbeitete sogar gern, — aber fieberhaft und ohne Ausdauer.

Seine Kameraden liebten ihn .... seine innere Wahrhaftigkeit, Güte und Reinheit des Herzens zogen sie an

ihm an; allein Neshdanow war unter keinem glücklichen Sterne geboren. Es lebte sich mit ihm nicht leicht, das fühlte er selbst tief, und war sich seiner Vereinsamung bewußt, trotz der Anhänglichkeit seiner Kameraden und Freunde.

Er blieb am Fenster stehen — in traurigen, schweren Gedanken über die bevorstehende Reise, über die neue unerwartete Wendung seines Schicksals. Es wurde ihm nicht schwer Petersburg zu verlassen; er ließ nichts besonders Theures da zurück; er wußte zudem, daß er im Herbste zurückkehren würde. Dennoch fühlte er Bedenken und Muthlosigkeit.

„Was bin ich für ein Pädagoge?" ging ihm durch den Sinn. „Was bin ich für ein Lehrer?" Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er die Pflichten eines Lehrers übernommen hatte. Indessen — diese Vorwürfe waren ungerecht. Neshdanow besaß hinreichende Kenntnisse — und trotz seines ungleichen Charakters näherten sich Kinder ihm ohne Zwang — und er selbst schloß sich leicht an dieselben an.

Die Traurigkeit, die Neshdanow empfand, war das Gefühl, welches mit jeder Ortsveränderung verbunden ist, das Gefühl, das allen Melancholikern, allen nachdenkenden Menschen eigen ist; Leute von sanguinischem, unternehmendem Charakter kennen es nicht; diese sind eher geneigt sich zu freuen, wenn der gewohnte Gang ihres Lebens unterbrochen wird und ihre tägliche Umgebung wechselt. Neshdanow vertiefte sich so in seine Gedanken, daß er allmälig anfing dieselben in Worte zu kleiden. Die in ihm auf und nieder steigenden Empfindungen fingen an sich rhythmisch in gebundener Rede zu gestalten ....

„Pfui Teufel!" rief er laut, „ich glaube, ich fange an zu dichten!"

Er raffte sich auf, trat vom Fenster weg; er erblickte die auf dem Tische liegende zehnrubelige Banknote Paklin's, steckte sie in die Tasche und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Ich werde das Handgeld nehmen müssen," überlegte er bei sich .... „gut, daß dieser Herr es mir angeboten. — Hundert Rbl. Slbr., und von den Brüdern, Ihren Erlaucht — hundert Rubel .... Fünfzig gehen für Schulden auf, fünfzig oder fünfundsiebzig für die Reise .... Die Uebrigen bekommt Ostrodumow, und das was Paklin gab, ebenfalls .... Von Morkalow habe ich auch noch Etwas zu erhalten ...."

Während er diese Berechnungen in seinem Kopfe machte — regten sich die Reime wieder in ihm .... Er hielt an,

verfiel in Sinnen und blieb, die Augen auf die Seite geheftet, unbeweglich auf einer Stelle stehen. Hierauf suchten seine Hände gleichsam tastend die Schieblade des Tisches auf, und öffneten sie; er holte aus dem tiefsten Grunde ein beschriebenes Heftchen heraus.

Er ließ sich, immer ohne die Richtung seiner Augen zu verändern, auf einen Stuhl nieder und begann, vor seiner Nase hin murmelnd, zuweilen die Haare zurückwerfend, schmierend und ausstreichend, Strophe auf Strophe hinzuwerfen.

Die Thür öffnete sich halb . . . und es kam der Kopf der Maschurin zum Vorschein. Neshdanow bemerkte sie nicht und setzte seine Arbeit fort. Die Maschurin sah ihm lange und anhaltend zu, schüttelte den Kopf nach rechts und nach links und trat zurück . . . . Aber Neshdanow richtete sich auf, sah sich um, rief ärgerlich: „Ach! Sie!“ und schleuderte das Heft in die Schieblade des Tisches zurück.

Dann trat die Maschurin festen Schrittes in das Zimmer hinein.

„Ostrodumow hat mich zu Ihnen geschickt,“ sprach sie in Absätzen, „um zu erfahren, wann er Geld erhalten kann. Wenn Sie es heute bekommen können, so reisen wir gleich heute Abend ab.“

„Heute geht es nicht,“ erwiderte Neshdanow und zog die Augenbrauen zusammen. „Kommen Sie morgen.“

„Um welche Zeit?“

„Um zwei Uhr.“

„Gut.“

Die Maschurin schwieg einen Augenblick und reichte dann Neshdanow die Hand

„Ich fürchte, ich habe Sie gestört; verzeihen Sie mir. Aber . . . . ich reise ab. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen? Ich wollte Abschied von Ihnen nehmen.“

Neshdanow drückte ihre rothen, kalten Finger. „Sie haben bei mir jenen Herrn gesehen?“ fing er an. „Wir sind überein gekommen. Ich reise als Lehrer in sein Haus. Sein Landgut liegt im S'schen Gouvernement, dicht bei der Stadt S.

Ein freudiges Lächeln zog über das Gesicht der Maschurin. „In der Nähe von S.! — Dann sehen wir uns vielleicht. Wir werden vielleicht dorthin geschickt.“ Die Maschurin seufzte: „Ach! Alexei Dmitriewitsch! . . .“

„Was?“ fragte Neshdanow.

Die Maschurin nahm eine in in sich gekehrte Miene an.

„Nichts. Leben Sie wohl! Nichts."

Sie drückte Neshdanow noch einmal die Hand und entfernte sich.

„Im ganzen Petersburg ist Niemand, der mir so zugethan wie — dieser Sonderling!" dachte Neshdanow bei sich. „Aber — mußte sie mich stören! Uebrigens .... das ist Alles zum Besten!"

Am Morgen des folgenden Tages begab sich Neshdanow in die Wohnung Sipjägin's, und dort, in dem prachtvollen Kabinet, das mit Möbeln angefüllt war, die vollkommen im Einklange mit der Würde des liberalen Staatsmannes und Gentleman's waren, vor einem großen Schreibtische sitzend, auf welchem in symmetrischer Ordnung Papiere, die Niemand nöthig hatte, neben riesigen Falzbeinen aus Elfenbein lagen, die niemals Etwas aufgeschnitten hatten — hörte er während einer ganzen Stunde seinem freidenkenden Wirthe zu, sog das Weihöl seiner weisen, wohlwollenden, herablassenden Reden ein, erhielt endlich 100 Rubel Handgeld und — zehn Tage später flog dieser selbe Neshdanow, halbliegend auf dem sammetnen Sopha der besonderen Abtheilung eines Waggon's 1ster Classe, auf den rüttelnden rails der Nikolajew'schen Bahn in der Richtung von Moskau dahin.

Fünftes Capitel.

In einem steinernen Hause mit Colonnen und mit einem griechischen Fronton, welches in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts von dem Vater der Sipiägin, einem bekannten Agronomen und erbaut worden war — erwartete Valentine Michailowna, seine hübsche Frau, von Stunde zu Stunde die Ankunft ihres Mannes, die ihr durch ein Telegramm angezeigt worden war. —

Die Ausstattung der Salons trug den Stempel des neusten, feinsten Geschmacks: Alles in ihm war hübsch und ansprechend. — Alles, von den geschmackvoll-bunten Creton-Tapeten und Draperien, bis zu den mannigfaltigen Nippsachen aus Porcellan, Bronze und Krystall, welche über die Etagèren und Tische verstreut waren; Alles trat reich und deutlich hervor und floß in den heiteren Strahlen der Maisonne, welche ungehindert durch die weitgeöffneten Fenster hereindrang — zusammen.

Ein reizendes Bild! Und die Frau des Hauses, Valentine Michailowna Sipjägin selbst vollendete es und gab demselben Sinn und Leben. Sie war eine hochgewachsene Frau von ungefähr dreißig Jahren, mit dunkelbraunem Haare, einem dunklen, frischen aber einfarbigen Gesichte, welches an das Antlitz der Sixtinischen Madonna erinnerte, und wunderbaren, tiefen, sammetnen Augen. — Ihre Lippen waren etwas breit und bleich, ihre Schultern etwas hoch, die Hände etwas groß . . . .

Trotz alle dem aber würde jeder, der sie gesehen hätte, wie sie sich frei und leicht im Salon bewegte, indem sie sich bald mit leicht gebeugtem Körper zu den Blumen herabneigte uud lächelnd an ihnen roch — bald eine kleine, chinesische Vase umstellte — bald vor den Spiegel trat, um rasch ihre glänzenden Haare zu ordnen, wobei sie ihre wunderbaren Augen etwas zusammenkniff — es würde gewiß ein Jeder — sagen wir — für sich oder laut ausgerufen haben — daß er niemals einem fesselnderen Geschöpfe begegnet sei! —

Ein krausköpfiger, hübscher Knabe von 9 Jahren, in einem schottischen Kostüm mit bloßen Beinchen, stark pomadisirt und gelockt, kam ungestüm ins Zimmer hineingelaufen und blieb beim Anblicke Valentine Michailowna's plötzlich stehen.

„Was willst Du, Kolja?" fragte sie. — Ihre Stimme war eben so weich und sammeten, wie ihre Augen.

„Weißt Du, Mama," fing der Knabe verlegen an, „mich hat die Tante hierhergeschickt . . . . ich soll ihr Maiglöckchen bringen . . . . für ihr Zimmer . . . sie hat keine . . . ."

Valentine Michailowna faßte ihr Söhnchen beim Kinn und hob sein pomadisirtes Köpfchen in die Höhe.

„Sage der Tante, daß sie zum Gärtner nach Maiblumen schicken möchte; — diese Maiblumen sind mein — ich will nicht, daß sie angerührt werden. Sage ihr, daß ich nicht liebe, wenn meine Ordnung gestört wird. — Wirst Du meine Worte zu wiederholen verstehen?"

„Ja," flüsterte der Knabe.

„Nun? wiederhole sie mir."

„Ich werde sagen . . . . ich werde sagen . . . . Du willst nicht."

Valentine Michailowna lachte auf. — Auch ihr Lachen war weich.

„Ich sehe, man kann Dir noch keine Aufträge geben. Nun, gleichviel, sage was Du willst."

Der Knabe küßte hastig die beringte Hand der Mutter und stürzte aus dem Zimmer hinaus.

Valentine Michailowna sah ihm nach, seufzte, trat an einen vergoldeten Drahtkäfig heran, in welchem ein grauer Papagei, sich vorsichtig mit dem Schnabel und den Krallen anklammernd, an den Wänden herumkroch, und neckte ihn mit der Fingerspitze; hierauf setzte sie sich auf ein niedriges Sopha, nahm die letzte Nummer der Revue des deux mondes von einem runden, geschnitzten Tische und fing an in derselben zu blättern.

Ein ehrfurchtsvolles Husten veranlaßte sie sich umzusehen. Auf der Thürschwelle stand ein wohlgebildeter Diener in schwarzem Livree-Frack und weißem Halstuch.

„Was willst Du — Agathon?“

„Ssemïn Petrowitsch Kallomeyzew ist gekommen! Befehlen Sie ihn anzunehmen?“

„Bitte ihn herein, freilich, bitte ihn herein,“ sagte Valentine Michailowna immer mit derselben weichen Stimme. „Und lasse Marianne Wikentjewna sagen, daß ich sie in den Salon bitten lasse.“

Valentine Michailowna warf die Nummer der Revue des deux mondes auf das Tischchen, lehnte sich an die Rücklehne des Sopha's, hob die Augen in die Höhe — und verfiel in Nachdenken — was ihr sehr gut stand.

Schon an der Art und Weise wie Ssemïn Petrowitsch Kallomeyzew, ein junger Mann von 32 Jahren — fein, nachlässig und schmachtend — ins Zimmer trat; — wie sein Gesicht sich plötzlich aufklärte; wie er sich etwas auf die Seite verbeugte — und sich dann elastisch wieder aufrichtete; — wie er etwas näselnd und süßlich sprach; wie er ehrfurchtsvoll die Hand Valentine Michailowna's ergriff und dieselbe eindringlich küßte, — schon aus alle dem konnte man entnehmen, daß der neuangekommene Gast kein Bewohner der Provinz, kein zufälliger, wenn auch reicher Gutsbesitzer der Nachbarschaft, sondern ein wirklicher Petersburger, grand genre, vom höchsten Stande war. —

Zudem war er auch nach der besten englischen Mode gekleidet. Das farbige Endchen eines neuen, weißen Battisttuches kam in einem kleinen Dreieck aus der flachen Seitentasche seiner bunten Jacquette hervor; an einem ziemlich breiten, schwarzen Bande hing eine Lorgnette mit einem Glase; die schwedischen Handschuhe von hellem, mattem Ton entsprachen der grauen Farbe der karrirten Pantalons. Herr Kallomeyzew war kurz geschoren und glatt rasirt; sein etwas weibisches Gesicht mit kleinen, nahestehenden

Augen, einer feinen eingebogenen Nase, aufgeworfenen, rothen Lippen, drückte die angenehme Ungezwungenheit eines hochgebildeten Edelmannes aus. Er athmete Verbindlichkeit — wurde aber sehr leicht boshaft, sogar grob: es durfte nur Jemand auf irgend eine Weise bei ihm anstoßen, Ssemïn Petrowitsch's conservative, patriotische oder religiöse Ueberzeugungen angreifen — oh! dann wurde er erbarmungslos! Sein ganzes distinguirtes Wesen verflog augenblicklich, in den sanften Augen entzündete sich ein unheimliches Feuer; dem schönen Munde entschlüpften unschöne Worte.

Ssemïn Petrowitsch stammte von einfachen Gemüsegärtnern ab. — Sein Urgroßvater nannte sich nach seinem Geburtsorte Kalomenzow . . . aber schon sein Großvater änderte seinen Namen in Kaloméizew; sein Vater schrieb sich Kallomeizew, und Ssemïn Petrowitsch endlich — setzte ein Y statt eines J hinein und rechnete sich in allem Ernst zu den ächten Aristokraten; er deutete sogar an, daß seine Familie eigentlich von den Baronen von Gallmeier abstammten, von denen einer im dreißigjährigen Kriege österreichischer Feldmarschall war.

Ssemïn Petrowitsch diente im Ministerium des Hofes und besaß den Titel eines Kammerjunkers; Patriotismus hielt ihn ab, die diplomatische Carrière einzuschlagen, zu welcher ihn Alles zu berufen schien: seine Erziehung, seine Weltkenntniß, seine Erfolge bei den Frauen und selbst sein Aeußeres . . . mais quitter la Russie? — jamais!

Kallomeyzew hatte ein bedeutendes Vermögen, gute Verbindungen, galt für einen zuverlässigen, ergebenen Menschen „un peu trop . . . feödal dans ses opinions,“ wie sich über ihn der bekannte Fürst B., eine der Leuchten des Petersburger Büreaukratenthums, ausdrückte.

Kallomeyzew war in das S.'sche Gouvernement gekommen, um sich während eines zweimonatlichen Urlaubs der Bewirthschaftung seines Gutes anzunehmen, d. h. — „Einige bange zu machen, Andere zu ducken.“ — Ohne dies ist es ja nicht möglich!

„Ich glaubte Boris Andreïtsch schon hier vorzufinden,“ — fing er an, sich freundlich von einem Beine auf das andere schaukelnd — und dabei plötzlich zur Seite blickend, in Nachahmung einer sehr hochgestellten Persönlichkeit.

Valentine Michailowna blinzelte etwas mit den Augen.

„Sonst wären Sie nicht gekommen?“

Kallomeyzew warf sich ganz zurück, so ungerecht und wenig folgerichtig schien ihm die Frage der Sipjägin.

„Valentine Michailowna!" — rief er aus — „erbarmen Sie sich! Wie können Sie voraussetzen . . ."

„Schon gut; schon gut! Setzen Sie sich. Boris Andreïtsch wird gleich hier sein. Ich habe die Kalesche nach ihm auf die Station geschickt. Warten Sie etwas . . . so werden Sie ihn sehen. Was ist jetzt die Uhr?"

„Halb drei," — sagte Kallomeyzew, indem er eine kleine goldene, mit Email verzierte Uhr aus der Westentasche zog. Er zeigte sie der Sipjägin. — Haben Sie meine Uhr gesehen? Sie ist mir von Michael, wissen Sie . . . dem serbischen Fürsten . . . Obrenowitsch geschenkt worden. Hier ist seine Chiffer . . . sehen Sie. Wir sind große Freunde. Sind zusammen auf die Jagd gegangen. Ein prächtiger Junge! Und eine eiserne Hand, wie es einem Herrscher zusteht. Oh! er liebt nicht zu scherzen! Ne . . . e . . . in!"

Kallomeyzew ließ sich auf einen Sessel nieder, kreuzte die Beine und fing an langsam den linken Handschuh abzuziehen.

„Wir sollten hier in unserm Gouvernement so einen Michael haben!"

„Wie? Sind Sie denn unzufrieden mit Etwas?"

Kallomeyzew zog die Nase kraus.

„Immer diese Landschaftsvertretung, diese Semstwo! Wozu dient sie? sie schwächt nur die Administration und weckt . . . überflüssige Gedanken . . . (Kallomeyzew fuhr mit der von dem Drucke des Handschuhs befreiten linken Hand in der Luft herum) . . . und unerfüllbare Hoffnungen . . . (Kallomeyzew blies sich auf die Hand). Ich habe in Petersburg darüber gesprochen . . . mais, bah! Der Wind bläst nicht nach jener Seite hin. Selbst Ihr Gemahl . . . stellen Sie sich vor! Uebrigens, er ist ein bekannter Liberaler!"

Die Sipjägin richtete sich auf ihrem kleinen Sopha auf.

„Wie? Auch Sie, Monsieur Kallomeyzew, machen der Regierung Opposition?"

„Ich? Opposition? Niemals! Um keinen Preis! Mais j'ai mon franc parler. Ich kritisire zuweilen, aber — unterwerfe mich immer!"

„Und ich gerade das Gegentheil: kritisire nicht und unterwerfe mich nicht."

Ah! mais c'est un mot! Wenn Sie erlauben, werde ich Ihre Bemerkung meinem Freunde Ladislas mittheilen . . . — vous savez . . . er beabsichtigt einen Roman aus der großen Welt zu schreiben und hat mir schon einige

Capitel aus demselben vorgelesen! Das wird wundervoll werden! Nous aurons enfin le grand monde peint par lui-même."

„Wo wird er erscheinen?"

„Natürlich in dem „Russischen Boten". Das ist unsere Revue des deux mondes. Ich sehe, Sie lesen sie eben."

„Ja, aber wissen Sie, sie wird sehr langweilig."

„Vielleicht . . . vielleicht . . . Und auch der „Russische Bote" hat seit einiger Zeit — um in zeitgemäßer Sprache zu reden — ein klein wenig lustig gelebt."

Kallomeyzew lachte über den ganzen Mund; es kam ihm so komisch vor, zu sagen: „lustig gelebt" und noch dazu „ein klein wenig". — Mais c'est un journal, qui se respecte, —" fuhr er fort. „Und das ist die Hauptsache. Ich muß Ihnen gestehen . . . ich interessire mich wenig für die russische Literatur; in ihr figuriren jetzt allerlei „Bürgerliche". Sie sind endlich so weit gekommen, daß die Heldin eines Romanes — eine Köchin ist, eine einfache Köchin; parole d'honneur! Aber den Roman von Ladislas werde ich jedenfalls lesen. Il y aura le petit mot pour rire . . . und die Tendenz! die Tendenz! Die Nihilisten werden in demselben heruntergemacht, dafür ist Ladislas' Denkweise, qui est très-correcte, Bürge."

„Doch nicht seine Vergangenheit," bemerkte die Sipjägin.

„Ah! jetons un voile sur les erreurs de sa jeunesse!" rief Kallomeyzew aus, und zog den rechten Handschuh ab.

Die Sipjägin blinzelte wieder mit den Augen. Sie coquettirte ein wenig mit ihren wunderbaren Augen.

„Ssemïn Petrowitsch," — sagte sie — „ich muß Sie fragen, warum brauchen Sie, wenn Sie russisch sprechen, so viele französische Worte? Mir scheint . . . vergeben Sie mir . . . das ist eine veraltete Manier."

„Warum? Warum? Es ist nicht Allen gegeben, ihre vaterländische Mundart in solch einer Vollkommenheit zu beherrschen, wie z. B. Sie. Was mich anbetrifft, so anerkenne ich die russische Sprache, die Sprache der Ukase und der Verordnungen unserer Regierung; ihre Reinheit ist mir werth! ich beuge mich vor Karamsin! . . . Aber die russische, so zu sagen alltägliche Sprache . . . existirt sie denn? Nun, wie würden Sie zum Beispiel meinen Ausruf — de toute à l'heure übersetzen: C'est un mot!? Das ist — ein Wort!? . . . Ich bitte Sie!"

„Ich hätte gesagt: das ist ein glücklich gefundenes Wort."

Kallomeyzew lachte.

„Glücklich gefundenes Wort! Valentine Michailowna! Aber fühlen Sie denn nicht, daß das . . . gleich nach dem Seminar riecht . . . Alles Salz ist fort . . .“

„Nun, Sie werden meine Ueberzeugung nicht ändern. — Aber wo bleibt denn Marianne?“

Sie zog an einer Glocke; ein kleiner Kosacke trat herein.

„Ich habe Marianne Wikentjewna bitten lassen, in den Salon herunterzukommen. Ist es ihr nicht gesagt worden?“

Der Kosacke hatte noch nicht Zeit gehabt zu antworten, als hinter seinem Rücken auf der Thürschwelle ein junges Mädchen in einer weiten dunklen Blouse, mit rundbeschnittenem Haar, erschien; es war Marianne Wikentjewna Ssinetzky, die Nichte Sipjägin's mütterlicher Seite.

Sechstes Capitel.

„Entschuldigen Sie, Valentine Michailowna,“ — sagte sie, auf die Sipjägin zukommend — „ich war beschäftigt und wurde aufgehalten.“

Hierauf grüßte sie Kallomeyzew, trat auf die Seite und setzte sich auf ein Tabouret in die Nähe des Papagei's, der, sobald er sie erblickte, mit den Flügeln zu schlagen anfing und sich ihr entgegenstreckte.

„Warum hast Du Dich so weit weg gesetzt, Marianne,“ — bemerkte die Sipjägin, sie bis zu dem Tabouret mit den Augen begleitend. — „Du möchtest Deinem kleinen Freunde näher sein? Stellen Sie sich vor, Ssemïn Petrowitsch,“ — wandte sie sich zu Kallomeyzew — „dieser Papagei ist geradezu verliebt in unsere Marianne . . .“

„Das wundert mich gar nicht.“

„Mich aber kann er nicht leiden.“

„Das ist merkwürdig! Sie necken ihn wohl?“

„Niemals; im Gegentheil. Ich füttere ihn mit Zucker. Er nimmt jedoch Nichts aus meiner Hand. Nein . . . das ist Sympathie . . . und Antipathie . . .“

Marianne warf einen verstohlenen Blick auf die Sipjägin . . . die Sipjägin sah sie ebenfalls an.

Diese beiden Frauen liebten einander nicht Im Vergleiche mit der Tante erschien Marianne fast häßlich.

Sie hatte ein rundes Gesicht, eine große Adlernase — graue, ebenfalls große, klare Augen — feingezogene Augenbrauen und schmale Lippen. Sie beschnitt ihr braunes, starkes Haar und hatte ein finsteres Aussehen. Aber aus ihrem ganzen Wesen wehte Einem etwas Kräftiges, Kühnes, Ungestümes und Leidenschaftliches entgegen. Ihre Hände und Füße waren sehr klein; ihr fest und biegsam gestalteter Körper erinnerte an die Florentiner Statuetten aus dem XVI. Jahrhundert; ihre Bewegungen waren leicht und anmuthig.

Die Stellung der Ssinetzky im Sipjägin'schen Hause war eine ziemlich schwierige. Ihr Vater, ein sehr unternehmender und kluger Mann, von halb polnischer Herkunft, hatte sich zum Range eines Generals aufgedient — stürzte aber plötzlich, einer großen Veruntreuung an einer Staatskasse überführt, von seiner Höhe herab; er wurde gerichtet, verurtheilt, seines Adels und Ranges beraubt und nach Sibirien verschickt. Später wurde er begnadigt . . er kehrte zurück; allein er konnte nicht mehr aufkommen und starb im äußersten Elende. Seine Frau, die leibliche Schwester Sipjägins und Mutter Mariannens (sie hatte außer ihr keine Kinder mehr), — konnte den Schlag nicht überleben und starb bald nach ihrem Manne. Der Onkel Sipjägin nahm Marianne in seinem Hause auf.

In Abhängkeit zu leben war ihr unerträglich. Sie rang mit allen Kräften einer unfügsamen Seele nach Freiheit — und zwischen ihrer Tante und ihr bestand ein steter, wenn auch verborgener Kampf. Die Sipjägin hielt sie für eine Nihilistin, eine Gottlose; Marianne ihrerseits haßte sie als ihre unfreiwillige Unterdrückerin. Ihren Onkel scheute sie, wie auch alle andern Menschen. — Sie scheute sich namentlich vor ihm, sie fürchtete ihn nicht; sie hatte keinen furchtsamen Charakter.

„Antipathie," — wiederholte Kallomeyzew, — „ja, das ist ein seltsames Ding. Es ist zum Beispiel Allen bekannt, daß ich ein tief-religiöser Mensch ein Rechtgläubiger im vollsten Sinne des Wortes bin. Aber den Pfaffenzopf, den Haarbüschel, kann ich nicht gleichgültig sehen: da beginnt es in mir zu kochen, zu kochen!"

Hierbei stellte Kallomeyzew sogar vor, indem er zweimal die geballte Hand erhob, wie es in seiner Brust zu kochen anfing.

„Es scheinen die Haare Sie überhaupt zu beunruhigen, Ssemin Petrowitsch," — bemerkte Marianne: — „ich bin

überzeugt, Sie können es nicht gleichgültig ansehen, wenn sie bei Jemand kurz beschnitten sind, wie bei mir."

Die Sipjägin hob langsam die Augenbrauen und senkte den Kopf, als wundere sie sich über die Ungenirtheit, mit welcher in jetziger Zeit junge Mädchen ein Gespräch anknüpfen — Kallomeyzew aber lächelte nachsichtsvoll.

„Ich kann natürlich nicht umhin," — sagte er — „um schöne Locken, wie die Ihrigen, Marianne Wikentjewna, zu klagen, wenn sie unter der erbarmungslosen Schneide einer Scheere fallen; aber Antipathie habe ich nicht dagegen; und in jedem Falle könnte Ihr Beispiel mich ... mich convertiren!"

Kallomeyzew fand kein russisches Wort; — und französisch wollte er nach der Bemerkung der Frau vom Hause nicht sprechen.

„Gottlob! meine Marianne trägt noch keine Brille," — fiel die Sipjägin ein — „und hat sich bis jetzt noch nicht von Kragen und Manschetten losgesagt: dafür aber beschäftigt sie sich zu meinem aufrichtigsten Bedauern mit Naturwissenschaften; sie interessirt sich auch für die Frauenfrage . . . nicht wahr, Marianne?"

Alles das war mit der Absicht gesagt, Marianne in Verlegenheit zu setzen. Sie ließ sich aber nicht verwirren.

„Ja, Tante," — erwiderte sie — „ich lese Alles, was darüber geschrieben ist und suche in das Wesen dieser Frage einzugehen."

„Was doch die Jugend ausmacht!" — wandte sich die Sipjägin zu Kallomeyzew — „wir Beide werden uns damit schon nicht mehr beschäftigen — ah?"

„Marianne Wikentjewna," — begann er, — „ist noch von jenem Idealismus . . . jener Romantik der Jugend erfüllt . . . die . . . mit der Zeit . . ."

„Uebrigens — ich verleumde mich selbst," — unterbrach ihn die Sipjägin; — „diese Fragen interessiren mich selbst auch. Ich bin noch nicht ganz so alt."

„Auch ich interessire mich für das Alles" — rief Kallomeyzew eilig aus — „ich würde aber verbieten, darüber zu sprechen!"

„Sie würden verbieten, darüber zu sprechen?" fragte Marianne entgegen.

„Ich würde dem Publikum sagen: das Interesse dafür gestatte ich . . . aber, sprechen . . . sss . . . t!" Er legte den Finger an die Lippen. „In jedem Falle aber würde ich verbieten, gedruckt darüber zu sprechen. — Unbedingt!"

Die Sipjägin lachte.

„Nun was? — Wenn es Ihnen nachginge, sollte man wohl bei dem Ministerium eine Commission einsetzen, um diese Frage zu lösen?"

„Und warum nicht eine Commission? — Glauben Sie, daß wir diese Frage schlechter lösen würden, als alle diese Schnattergänse, die nicht über ihre Nasenspitze hinaus sehen und sich einbilden — die ersten Genie's zu sein? — Wir würden Boris Andreïtsch zum Präsidenten wählen!"

Die Sipjägin lachte noch mehr.

„Nehmen Sie sich nur in Acht! Boris Andreïtsch kann zuweilen solch ein Jacobiner sein ..."

„Jaco! Jaco! Jaco! ..." schmetterte der Papagei.

Valentine Michailowna schwenkte das Tuch nach ihm hin.

„Störe kluge Leute nicht in ihrer Unterhaltung. — Marianne, beruhige ihn."

Marianne kehrte sich dem Vogelbauer zu und fing an, dem Papagei mit dem Nagel den Hals zu krauen, den er ihr sogleich entgegenstreckte.

„Ja." — fuhr die Sipjägin fort — „Boris Andreïtsch setzt mich selbst zuweilen in Erstaunen. Er hat die Ader ... die Ader eines Volkstribunen!"

„C'est parcequ'il est orateur!" — fiel Kallomeyzew lebhaft auf französisch ein. — „Ihr Mann besitzt die Gabe des Wortes wie Niemand, nun, und ist auch gewohnt zu glänzen ... ses propres paroles le grisent ... dazu kommt das Verlangen nach Popularität ... Er ist jetzt übrigens etwas erbittert, nicht wahr? Il boude? Nicht?"

Die Sipjägin wies mit einem Blick auf Marianne.

„Ich habe Nichts bemerkt" — sagte sie nach einem kurzen Schweigen.

„Ja," — fuhr Kallomeyzew in nachdenklichem Tone fort — „er ist um Ostern etwas übergangen worden ..."

Die Sipjägin wies noch einmal mit den Augen auf Marianne hin.

Kallomeyzew lächelte und blinzelte mit den Augen: „ich verstehe."

„Marianne Wikentjewna!" — rief er plötzlich unnöthiger Weise sehr laut: — „beabsichtigen Sie in diesem Jahre wieder in der Schule Unterricht zu geben?"

Marianne wandte sich von dem Vogelbauer ab.

„Auch dafür interessiren Sie sich, Ssemin Petrowitsch?"

„Freilich; ich interessire mich sogar sehr dafür."

„Das würden Sie nicht verbieten?"

„Nihilisten würde ich verbieten, an Schulen auch nur

zu denken; aber unter Leitung der Geistlichkeit — und mit Beaufsichtigung der Geistlichkeit — würde ich selbst Schulen anlegen."

„So? Ich weiß nicht, was ich in diesem Jahre thun werde. — Im vorigen Jahre ging Alles so schlecht. — Und was kommt auch im Sommer bei der Schule heraus!" Wenn Marianne sprach, so erröthete sie dabei immer mehr und mehr, als wenn ihr die Rede Mühe mache und sie sich zwinge, dieselbe fortzusetzen. Es war noch viel Eigenliebe in ihr.

„Bist Du etwa nicht genug vorbereitet?" fragte die Sipjägin mit einem ironischen Vibriren der Stimme.

„Vielleicht auch das."

„Wie?" — rief Kallomeyzew wieder aus – „was höre ich?! Oh, Götter! Nicht genug vorbereitet — um kleinen Bauernmädchen das ABC zu lehren?"

In diesem Augenblicke stürzte Kolja mit dem Rufe: „Mama, Mama, Papa kommt!" — in's Zimmer und hinter ihm drein watschelte auf kleinen, dicken Füßen eine Dame mit grauem Haar, in einer Haube und einem gelben Shwal, hinein und erklärte ebenfalls, daß Borenka eben ankomme!

Diese Dame war die Tante Sipjägins und hieß Anna Sacharowna.

Alle im Salon befindlichen Personen sprangen nun von ihren Plätzen auf, drängten sich in's Vorzimmer und von da die Treppe hinunter zn dem Haupteingang hin.

Eine lange Allee von beschnittenen Tannen führte von der Landstraße gerade auf diese Eingangsthür zu; eine mit vier Pferden bespannte Kalesche kam auf derselben herangefahren.

Valentine Michailowna stand im Vordergrunde und wehte mit ihrem Taschentuche; Kolja jauchzte laut auf; der Kutscher hielt die erhitzten Pferde geschickt an; der Diener flog kopfüber vom Bocke herab und hätte die Wagenthür beinahe mit Schloß und Hängen herausgerissen. Und jetzt setzte Boris Andreïtsch mit einem herablassenden Lächeln auf den Lippen, in den Augen und im ganzen Gesichte, den Fuß auf die Erde und warf mit einer geschickten Bewegung seiner Schulter den Mantel ab. Valentine Michailowna schlang auf anmuthige Weise ihre Arme rasch um seinen Hals — und küßte ihn drei Mal. Kolja trampelte ungeduldig mit den Füßen und zog den Vater von hinten an den Rockschößen . . . dieser aber küßte zuerst Anna Sacharowna, nachdem er zuvor die höchst un-

bequeme und unförmliche schottische Reisemütze vom Kopfe gezogen hatte, begrüßte Marianne und Kallomeyzew, die ebenfalls auf die Treppe hinausgetreten waren, (Kallomeyzew erhielt ein kräftiges, englisches shakehouds mit einem „Schwunge“ — als ob er eine Glocke läute —) und dann erst wandte er sich zu seinem Sohne; er faßte ihn unter die Arme und hob ihn so zu seinen Lippen empor.

Während dieses Alles vor sich ging, kroch Neshdanow ganz langsam, als sei er sich einer Schuld bewußt, aus der Kalesche heraus und blieb, ohne die Mütze abzuziehen, mit finsterem Aussehen an dem Vorderrade stehen. Valentine Michailowna hatte, während sie den Mann umarmte, über seine Schulter hinweg einen scharfen Blick auf diese neue Erscheinung geworfen. Sipjägin hatte sie davon benachrichtigt, daß er einen Lehrer mitbringen würde.

Die ganze Gesellschaft bewegte sich nun unter fortgehenden Begrüßungen und Händedrücken mit dem neuangekommenen Hausherrn, die Treppe hinauf, auf welcher sich zu beiden Seiten die Hauptdiener und Dienerinnen aufgestellt hatten. Sie traten nicht zum Handkusse heran — diese „asiatische“ Sitte war längst abgeschafft; — sondern verneigten sich nur ehrerbietig; Sipjägin erwiderte ihre Begrüßung mehr mit einem Zucken der Brauen und der Nase, als mit dem Kopfe.

Neshdanow schritt gleichfalls die breite Treppe hinan. Sobald er in's Vorzimmer trat, stellte ihn Sipjägin, der ihn schon mit den Augen gesucht hatte, seiner Frau, Anna Sacharowna, und Mariannen vor. Zu Kolja aber sagte er: „Dies ist Dein Lehrer. Bitte ihm zu gehorchen! Reiche ihm die Hand!“ Kolja reichte ihm schüchtern seine Hand, betrachtete ihn aufmerksam und als er, wie es schien, nichts Besonderes oder Angenehmes an ihm gewahrte, klammerte er sich von Neuem an seinen Vater an. Neshdanow fühlte sich unbehaglich, wie damals im Theater. Er trug einen alten, unscheinbaren Paletot; Gesicht und Hände waren mit Reisestaub bedeckt.

Valentine Michailowna sagte ihm einige liebenswürdige Worte, die er aber nicht recht hörte und nicht beantwortete. Er bemerkte nur, daß sie mit außerordentlich klaren, liebevollen Augen auf ihren Mann sah und sich an ihn schmiegte. An Kolja gefiel ihm dessen pomadisirtes und frisirtes Haar nicht und als er Kallomeyzew erblickte, dachte er bei sich: Welch eine abgeleckte Schnauze! Den übrigen Personen schenkte er gar keine Aufmerksamkeit. Sipjägin drehte ein paar mal würdevoll den Kopf, als mustere er seine Penaten,

wobei sein langer, hängender Backenbart und sein kleiner, etwas flacher Hinterkopf ganz besonders hervortraten. Hierauf rief er mit starker, wohlklingender, von der Reise durchaus nicht ermüdeter Stimme einem Diener zu: „Jvan! führe den Herrn Lehrer in das grüne Zimmer und trage dessen Mantelsack auch dorthin!“ — und sagte Neshdanow, daß er sich jetzt ausruhen, auspacken und sich des Reisestaubes entledigen könne. Neshdanow verbeugte sich und folgte Jvan in das „grüne“ Zimmer, welches im zweiten Stocke lag.

Die ganze Gesellschaft begab sich in den Salon, wo sich die Begrüßung noch einmal wiederholte; eine greise, halbblinde Wärterin erschien, um ihren Herrn mit einer tiefen Verbeugung zu bewillkommnen. — Dieser reichte Sipjägin aus Rücksicht für ihr bejahrtes Alter seine Hand zum Kusse und entfernte sich dann, nachdem er sich bei Kallomeyzew entschuldigt, von seiner Frau gefolgt, in's Schlafzimmer.

Siebentes Capitel.

Das geräumige, saubere Zimmer, in welches der Diener Neshdanow führte, sah in den Garten hinaus. Die Fenster waren geöffnet und ein leichter Wind blähte die weißen Vorhänge; sie rundeten sich wie Segel, hoben sich und senkten sich wieder. Goldige Lichtfleckchen glitten langsam an der Decke dahin; das ganze Zimmer war erfüllt von frischem, etwas feuchtem Frühlingsduft.

Neshdanow entließ den Diener, nahm seine Sachen aus dem Mantelsack, wusch sich und kleidete sich um. Die Reise hatte ihn erschöpft; die zweitägige, beständige Gegenwart eines unbekannten Mannes, mit welchem er viele, verschiedenartige und — fruchtlose Gespräche geführt, hatte seine Nerven aufgeregt: etwas Bitteres — war es nun Groll oder Aerger — hatte sich heimlich in sein tiefstes Wesen eingeschlichen; er war unwillig über seinen Kleinmuth — aber es nagte ihm am Herzen!

Er trat an's Fenster und schaute in den Garten hinaus. Es war ein Garten aus der Urväter Zeit mit schwarzer Erde, wie man ihn diesseits Moskau nicht mehr findet. Auf der langgestreckten Ebene eines schrägen Abhanges angelegt, bestand er aus vier, sich deutlich von einander unterscheidenden Abtheilungen.

Vor dem Hause dehnte sich etwa zweihundert Schritte weit ein Blumengarten mit sandigen, geraden Wegen, Akazien- und Fliedergruppen und runden Blumenbeeten aus; links, am Stallhofe vorüber, zog sich bis zur Tenne ein dicht mit Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, so wie mit Himbeeren und Johannisbeeren bewachsener Obstgarten hin. Gerade vor dem Hause erhob sich ein dichter, viereckiger Lindenwald, der von Baumgängen durchkreuzt wurde.

Rechts wurde die Aussicht von der mit einer doppelten Reihe von Silberpappeln eingefaßten Landstraße begrenzt; hinter einer Gruppe von Trauerbirken blickte das steile Dach eines Gewächshauses hervor. Der ganze Garten war in das schöne, zarte Grün der ersten Frühlingsblüthen getaucht; man hörte noch nicht das sommerliche, laute Summen der Insekten; nur die jungen Blättchen flüsterten, hie und da girrten ein paar Turteltauben auf einem Baume, ein Kuckuck rief, jedesmal von einem Orte zum andern fliegend — und aus der Ferne, hinter dem Mühlenteiche her, drang das einförmige Krächzen von Krähen, einer Menge von Wagenrädern gleich, herüber. —

Und über all diesem jungen, einsamen, stillen Leben zogen langsam leichte Wolken, ihre Formen rundend, großen, trägen Vögeln gleich dahin. Neshdanow schaute, horchte und sog die Luft durch die geöffneten kalten Lippen ein...

Es wurde ihm leichter um's Herz; es wurde auch in ihm stille.

Während dessen wurde unten im Schlafzimmer von ihm gesprochen. Sipjägin erzählte seiner Frau, auf welche Weise er mit ihm bekannt geworden war, was ihm der Fürst G. gesagt und welche Gespräche sie während der Reise miteinander gehabt.

„Er ist ein kluger Kopf," wiederholte er, „und nicht ohne Kenntnisse; er ist freilich ein Rother, aber Du weißt, das hat bei mir Nichts zu bedeuten; diese Menschen haben wenigstens Ehrgeiz. Zudem ist auch Kolja noch zu jung, um irgend welche Thorheiten von ihm annehmen zu können."

Valentine Michailowna hörte ihrem Manne mit freundlichem, zugleich aber auch etwas spöttischem Lächeln zu, als mache er ihr das Bekenntniß eines seltsamen, lustigen Einfalles; es war ihr sogar angenehm, daß ihr „seigneur et maitre", solch ein solider Mann und hochstehender Beamter, plötzlich einen tollen Streich ausführen konnte, gerade wie ein zwölfjähriger Knabe.

In einem schneeweißen Hemd mit blauseidenen Trag-

bändern vor dem Spiegel stehend, kämmte sich Sipjägin auf englische Weise mit zwei Bürsten; — Valentine Michailowna aber hatte die Füße auf die niedrige, türkische Couchette herausgezogen und begann ihm verschiedene Mittheilungen über das Hauswesen, die Papierfabrik, die — o weh! — nicht so gut ging wie sie sollte, über den Koch, der gewechselt werden mußte, über die Kirche, von welcher die Stuccatur abgefallen war, über Marianne und Kallomeyzew, — zu machen . . .

Zwischen den beiden Eheleuten herrschte ungeheucheltes Vertrauen und Einverständniß; sie lebten in Wahrheit in „Liebe und Eintracht", wie man in alten Zeiten zu sagen pflegte; und als Sipjägin nach beendigter Toilette Valentine Michailowna ritterlich um ihre Hand zum Kusse bat, sie ihm ihre beiden Hände hinreichte und mit zärtlichem Stolze zusah, wie er sie abwechselnd beide küßte, — so war das Gefühl, das die Gesichter Beider ausdrückten, ein gutes, wahres Gefühl, obgleich es bei ihr aus Augen, die eines Raphael würdig waren und bei ihm aus einfachen Generals-Guckäugelein leuchtete.

Genau um fünf Uhr ging Neshdanow zum Mittagsessen hinunter, welches nicht durch eine Glocke, sondern durch den gedehnten Schall eines chinesischen „Gong" angekündigt wurde. Die ganze Gesellschaft hatte sich bereits im Speisezimmer versammelt. Sipjägin bewillkommnete ihn auf's Neue von der Höhe seiner Halsbinde herab und wies ihm die Stelle bei Tisch zwischen Anna Sacharowna und Kolja an. Anna Sacharowna war ein überreifes altes Fräulein, die Schwester des verstorbenen, alten Sipjägin; es wehte von ihr ein Kamphergeruch, wie von einem verlegenen Kleide und sie hatte ein unruhiges, niedergeschlagenes Aussehen.

Sie spielte im Hause die Rolle von Kolja's Aufseher oder Gouverneur; ihr runzeliges Gesicht drückte Unzufriedenheit aus, als Neshdanow zwischen sie und ihren Zögling gesetzt wurde. Kolja warf Seitenblicke auf seinen neuen Nachbar hin. Der kluge Knabe fand bald heraus, daß sein Lehrer sich unbehaglich und verlegen fühlte: er hob kaum die Augen auf und aß fast Nichts. Das gefiel Kolja; er hatte bis dahin gefürchtet, sein Lehrer würde streng und böse sein; auch Valentine Michailowna sah zuweilen auf Neshdanow hin.

„Er sieht wie ein Student aus — dachte sie — und hat keine Lebensart; aber er hat ein interessantes Gesicht und eine originelle Haarfarbe, wie bei jenem Apostel, den

die alten italienischen Meister immer mit rothem Haar darstellten, — auch sind seine Hände rein."

Es sahen übrigens alle Tischgenossen auf Neshdanow und schonten ihn: sie ließen ihn für's Erste in Ruhe; er fühlte das und war damit zufrieden, es ärgerte ihn aber doch auch.

Die Unterhaltung wurde bei Tische von Kallomeyzew und Sipjägin geführt. Es wurde gesprochen über die Landesvertretung, den Gouverneur, über die Wegesteuer, über die Loskaufs-Bestimmungen, über gemeinschaftliche Bekannte in Petersburg und Moskau, über das eben in Kraft getretene Katkow'sche Lyceum, über die Schwierigkeit Arbeiter zu finden, über Straßen und Viehweiden; aber auch über Bismarck und den Krieg im Jahre 66 und über Napoleon III., welchen Kallomeyzew ganz besonders hoch stellte. Der jugendliche Kammerjunker sprach äußerst retrograde Meinungen aus und brachte endlich — freilich als einen Scherz — den Toast eines ihm bekannten Herrn bei dem Diner einer Namenstagsfeier aus: „Ich trinke auf die einzigen Prinzipien, die ich anerkenne," rief dieser erhitzte Gutsbesitzer aus, „auf die Knute und Röderer." Valentine Michailowna runzelte die Stirn und bemerkte, dieses Citat sei: de très mauvais gout!"

Sipjägin hingegen äußerte sehr liberale Ansichten; — er widerlegte Kallomeyzew höflich, aber etwas sorglos und machte sich sogar über ihn lustig.

„Ihre Befürchtung in Bezug auf die Bauern-Emancipation, mein lieber Ssemïn Petrowitsch," sagte er ihm unter Anderem — „erinnern mich an ein Memorandum, das unser bester Alexei Iwanowitsch Twerilinow im Jahre 1860 einreichte und das er in allen Petersburger Salons vorlas. Besonders gut war darin eine Phrase, in welcher er beschrieb, wie unser befreiter Bauer mit der Fackel in der Hand über die vaterländische Erde dahinschreiten würde. Man mußte es sehen, wie unser lieber Alexei Iwanowitsch die Wänglein aufblasend und die Aeuglein aufreißend mit seinem Kindermündchen ausrief: „Fackel! F — fackel! wird mit der F — fackel dahinschreiten!" Nun, die Bauern-Emancipation ist da . . . wo ist nun der Bauer mit der Fackel?" . . .

„Twerilinow," sagte mit finsterem Tone Kallomeyzew, „hat sich nur darin geirrt, daß nicht die Bauern, sondern andere Leute mit der Fackel in der Hand vorschreiten werden."

Bei diesen Worten wechselte Neshdanow, der Marianne

bis dahin gar nicht bemerkt hatte — sie saß ihm schräg gegenüber — einen Blick mit ihr und fühlte sogleich, daß sie Beide, dieses finstere Mädchen und er, dieselben Ueberzeugungen hegten und eines Schlages seien. Sie hatte gar keinen Eindruck auf ihn gemacht, als Sipjägin ihn ihr vorgestellt hatte; warum hatte er jetzt gerade mit ihr einen Blick gewechselt?

Er stellte sich gleich die Frage, ob es nicht schimpflich und schändlich sei, da zu sitzen, solche Meinungen aussprechen zu hören, nicht gegen dieselben zu protestiren und durch Schweigen Grund zu der Voraussetzung zu geben, daß er diese Ansichten theile? Neshdanow warf einen zweiten Blick auf Marianne und es schien ihm, daß in ihren Augen die Antwort auf seine Frage stehe: „Warte noch; es ist noch nicht Zeit . . . es lohnt nicht . . . später; wirst dazu schon Zeit finden . . .“

Der Gedanke, daß sie ihn verstehe, war ihm angenehm. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Gespräche zu . . . Valentine Michailowna war jetzt an die Stelle ihres Mannes getreten und sprach sich noch freier, noch radicaler aus als dieser. Sie konnte nicht begreifen, „entschieden nicht be — grei — fen“, wie ein junger, gebildeter Mann an dieser Routine festhalten konnte!

„Ich bin übrigens überzeugt,“ fügte sie hinzu, „daß Sie das nur aus Schönrednerei sagen! — Was aber Sie anbetrifft, Alexei Dmitriewitsch,“ wandte sie sich mit einem freundlichen Lächeln an Neshdanow (dieser wunderte sich innerlich, daß sein Tauf- und Vatername ihr bekannt waren), „so weiß ich, daß Sie diese Befürchtungen nicht mit Ssemïn Petrowitsch theilen: Boris hat mir seine Gespräche mit Ihnen während der Reise mitgetheilt.

Neshdanow erröthete, beugte sich über seinen Teller und murmelte einige unverständliche Worte. Nicht, daß er befangen gewesen wäre, allein er war es nicht gewöhnt sich mit so glänzenden Persönlichkeiten zu unterhalten. Die Sipjägin fuhr fort, ihm zuzulächeln; ihr Gemahl unterstützte sie darin . . . aber Kallomeyzew klemmte langsam sein Monocle zwischen Augen und Nase ein und heftete seinen Blick auf den Studiosus, der sich erdreistete, seine „Befürchtungen“ nicht zu theilen. Nun — hiemit war Neshdanow nicht leicht zu verwirren, er richtete sich vielmehr sogleich auf und heftete seinerseits einen scharfen Blick auf den Beamten aus der großen Welt; und eben so plötzlich, wie er in Mariannen einen Kameraden gefühlt, erkannte er in Kallomeyzew einen Feind! Kallomeyzew

empfand dasselbe, ließ sein Glas fallen, wandte sich ab und versuchte ein Lächeln . . . es kam aber Nichts dabei heraus. Anna Sacharowna, die ihn heimlich verehrte, war die Einzige, die sich in Gedanken auf seine Seite stellte und haßte den unberufenen Nachbar, der sie von Kolja trennte, um so mehr.

Das Diner ging bald darauf zu Ende. Die Gesellschaft ging auf die Terrasse hinaus, um dort den Kaffee einzunehmen; Sipjägin und Kallomeyzew rauchten ihre Cigarren an. Sipjägin bot auch Neshdanow eine echte Regalia an, dieser schlug sie aber aus.

„Ach ja," rief Sipjägin, „ich habe vergessen: Sie rauchen nur Ihre Papiros!"

„Ein seltsamer Geschmack," bemerkte Kallomeyzew zwischen den Zähnen.

Neshdanow wäre beinahe aufgefahren. „Den Unterschied zwischen einer Regalia und einer Papiros kenne ich sehr gut, ich will jedoch Niemand verpflichtet sein," wäre ihm fast entschlüpft . . . Er enthielt sich dessen, schrieb aber diese zweite Grobheit ebenfalls seinem Feinde in das „Debet" ein.

„Marianne!" rief mit lauter Stimme die Sipjägin. „Mache keine Umstände mit dem neuen Hausgenossen . . . rauche mit Gott Dein Pachetos. Um so mehr," fügte sie, zu Neshdanow gewandt, fort, „als ich mir habe sagen lassen, daß in Ihrer Gesellschaft alle jungen Mädchen rauchen?"

„Ganz recht," antwortete Neshdanow trocken.

Dies waren die ersten Worte, die er der Sipjägin sagte.

„Ich aber rauche nicht," fuhr sie fort, freundlich mit ihren sammetnen Augen blinzelnd . . . „Ich bin hinter dem Jahrhundert zurückgeblieben!"

Marianne holte langsam und umständlich, gleichsam der Tante zum Trotze, zuerst eine Pachetos, hierauf ein Schächtelchen mit Zündhölzchen heraus und begann zu rauchen. Auch Neshdanow rauchte seine Papiros an, wobei er bei Marianne Feuer lieh.

Der Abend war herrlich geworden. Kolja und Anna Sacharowna gingen in den Garten. Die übrige Gesellschaft blieb, die schöne Luft genießend, wohl noch eine Stunde auf der Terrasse zusammen.

Die Unterhaltung war ziemlich belebt. Kallomeyzew fiel über die Literatur her; Sipjägin bewährte sich auch hier als liberaler Mann, vertheidigte ihre Unabhängigkeit, bewies ihren Nutzen und erwähnte sogar Chateaubriands,

indem er erzählte, daß der Kaiser Alexander I. ihm den St. Andreas-Orden verliehen! Neshdanow nahm keinen Theil an dem Wortstreite; die Sipjägin sah ihn mit einem Ausdrucke an, als wenn sie einerseits seine bescheidene Zurückhaltung gutheiße, — sich andererseits aber ein wenig darüber verwunderte. Zum Thee gingen Alle wieder in's Gastzimmer zurück.

„Wir haben," fing Sipjägin an, „eine sehr schlechte Gewohnheit, Alexei Dmitriewitsch, „wir spielen des Abends Karten . . . und noch dazu ein verbotenes Spiel, das Klopfspiel . . ! stellen Sie sich vor! . . . Ich fordere Sie nicht auf, daran Theil zu nehmen . . . aber Marianne wird hoffentlich so gut sein, uns Etwas auf dem Piano vorzuspielen. Sie lieben doch die Musik, hoffe ich — nicht?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, griff Sipjägin nach dem Spiele Karten. Marianne setzte sich an's Klavier und spielte weder gut noch schlecht einige „Lieder ohne Worte" von Mendelssohn. „Charmant! charmant! quel toucher"! schrie Kallomeyzew aus der Ferne auf, als wäre er mit heißem Wasser übergossen. Das sagte er aber bloß aus Höflichkeit; und auch Neshdanow hatte, trotz der von Sipjägin ausgesprochenen Hoffnung, gar keine Liebhaberei für die Musik.

Während dessen hatten sich Sipjägin und seine Frau, Kallomeyzew und Anna Sacharowna an den Kartentisch gesetzt . . . Kolja kam um gute Nacht zu wünschen und ging schlafen, nachdem er den Segen der Eltern und ein großes Glas Milch statt des Thees erhalten hatte. Der Vater rief ihm nach, daß er morgen seinen Unterricht bei Alexei Dmitriewitsch beginnen würde.

Als Sipjägin nach einiger Zeit sah, daß Neshdanow unthätig im Zimmer umherlungerte und mit gezwungener Aufmerksamkeit die Blätter eines Albums umdrehte, sagte er ihm, daß er keine Umstände machen solle, wenn er in sein Zimmer zu gehen wünsche, da er doch müde von der Reise sein müsse. Freiheit! sei die Devise in seinem Hause.

Neshdanow ermangelte nicht, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, verabschiedete sich von Allen und verließ das Zimmer; in der Thür stieß er mit Marianne zusammen, sah ihr noch einmal in die Augen und überzeugte sich von Neuem, daß sie ihm ein guter Kamerad werden würde, obgleich sie keineswegs lächelte, sondern vielmehr die Augenbrauen zusammenzog.

Er fand sein Zimmer erfüllt von duftiger Frische;

die Fenster hatten den ganzen Tag offen gestanden. Im Garten, seinem Fenster gerade gegenüber schlug kurz und klangvoll eine Nachtigall; der dunkle, nächtliche Himmel leuchtete röthlich und warm über den gerundeten Wipfeln der Linden; der Mond war im Begriffe hervorzukommen. Neshdanow zündete Licht an; ein Schwarm grauer Nachtschmetterlinge flog aus dem dunklen Garten herein, schwirrte und flatterte um das Feuer herum; der Wind aber wehte sie immer wieder fort und die blau-gelbe Flamme flackerte.

„Merkwürdig," dachte Neshdanow, bereits im Bette liegend . . . „Es sind doch, scheint es, gute, liebevolle und sogar humane Menschen . . . aber das Herz ist doch schwer. Kammerherr . . . Kammerjunker . . . Nun, über Nacht kommt Rath . . . fort mit der Sentimentalität."

Aber in diesem Augenblick schlug der Wächter im Garten laut und anhaltend auf ein Brett und es ertönte der gedehnte Ruf: „A—a—chtung!"

„Paß a—a—uf!" rief verhallend eine andere Stimme.

„Herr mein Gott! — ganz wie in einer Festung!"

Achtes Capitel.

Neshdanow erwachte sehr früh, kleidete sich, ohne das Erscheinen des Dieners abzuwarten, an, und ging in den Garten hinunter. Dieser Garten war sehr groß und schön und wurde ausgezeichnet in Ordnung gehalten: gemiethete Arbeiter reinigten mit Schaufeln die Wege; die rothen Kopftücher der harkenden Bauernmädchen blickten durch das helle Grün der Sträucher.

Neshdanow kam bis an den Teich. Der Morgennebel war schon verflogen — nur hier und da in den schattigen Uferbuchten dampfte er noch. Die niedrigstehende Sonne fiel mit rosigem Lichte über das seidenartige Blau der breiten Wasserfläche. Fünf Zimmerleute waren um eine Fähre beschäftigt; nebenbei wiegte sich ein neues, buntgestrichenes Boot im Teiche, schwankte leicht von einer Seite auf die andere und verbreitete rings herum im Wasser leicht gekräuselte Ringe. Nur selten erklangen, gleichsam verhaltene Stimmen. Vor Allem wehte einen der Morgen an mit seiner Stille, seiner fördernden Arbeit, Ordnung und regelmäßig organisirtem Leben. Und jetzt erschien Neshdanow in der Biegung einer Allee die personi-

ficirte Ordnung und Regelmäßigkeit — in der Person Sipjägin's.

Er trug einen erbsfarbenen Rock in Form eines Schlafrocks und eine bunte Mütze; er stützte sich auf ein Spazierstöckchen aus Bambusrohr, und sein frischrasirtes Gesicht athmete Zufriedenheit; er war herausgegangen, um seine Wirthschaft zu besehen. Sipjägin begrüßte Neshdanow freundlich.

„Aha!“ rief er aus, „ich sehe, Sie gehören zu den Jungen und Frühzeitigen. (Er wollte wahrscheinlich durch diese, nicht ganz hierherpassende Bemerkung sein Gefallen daran ausdrücken, daß Neshdanow, gleich wie er selbst, nicht lange im Bette blieb.) „Um 8 Uhr wird im Speisezimmer gemeinsam Thee getrunken, und um 12 Uhr frühstücken wir. Sie werden Kolja um 10 Uhr seine erste russische Stunde und um 3 Uhr eine Geschichtsstunde geben. Morgen, am 9. Mai ist sein Namenstag; da hat er keine Stunde; heute aber bitte ich anzufangen!“

Neshdanow neigte den Kopf — und Sipjägin nahm auf französische Weise Abschied von ihm, indem er die Hand nochmals rasch zu seinem eigenen Munde und Nase führte, und ging — lebhaft das Stöckchen schwingend und pfeifend — durchaus nicht wie ein hochgestellter Beamter und Würdenträger, — sondern wie ein guter, russischer country-gentleman.

Neshdanow blieb bis 8 Uhr im Garten, genoß den Schatten der alten Bäume, die Frische der Luft, den Vogelgesang, bis der hallende Gong ihn ins Haus zurückrief; — er fand die ganze Gesellschaft im Speisezimmer.

Valentine Michailowna benahm sich sehr freundlich gegen ihn; in ihrer Morgentoilette erschien sie eine vollkommene Schönheit. Das Gesicht Mariannens war wie gewöhnlich in sich gekehrt und streng. Genau um 10 Uhr wurde Kolja die erste Stunde im Beisein Valentine Michailowna's gegeben; sie hatte sich zuvor bei ihm erkundigt, ob sie ihn nicht stören würde und hielt während der ganzen Zeit sehr still. Kolja erwies sich als ein aufgeweckter Junge; nach dem unvermeidlichen und unbehaglichen ersten Umhertasten ging die Stunde ganz glücklich vorüber. Valentine Michailowna schien sehr befriedigt von dem Lehrer zu sein und redete Neshdanow nochmals freundlich an. Er blieb etwas zurückhaltend.

Valentine Michailowna wohnte auch der zweiten Lehrstunde, in der russischen Geschichte bei. Sie erklärte lächelnd, daß sie, was diesen Gegenstand anbetreffe, nicht weniger eines Lehrers bedürfe als ihr Kolja, und hielt sich eben so

gut und ruhig wie in der ersten Stunde. Von drei bis fünf saß Neshdanow in seinem Zimmer, schrieb Briefe nach Petersburg — und fühlte sich ziemlich gut; die Langeweile war verschwunden, die Wehmuth auch und die aufgeregten Nerven beruhigten sich allmählich. Sie waren während des Mittagessens von Neuem angespannt, obgleich Kallomeyzew abwesend war und die Zuvorkommenheit der Frau vom Hause dieselbe blieb; aber diese Zuvorkommenheit selbst ärgerte ihn. Dazu kam, daß seine Nachbarin, das alte Fräulein Anna Sacharowna, offenbar feindlich gegen ihn gesinnt war und verdrießlich aussah, Marianne immer gleich ernst blieb und Kolja ihn schon allzu ungenirt mit den Füßen stieß.

Sipjägin schien auch verstimmt zu sein. Er war sehr unzufrieden mit dem Verwalter seiner Papierfabrik, einem Deutschen, den er für vieles Geld gewonnen hatte. Sipjägin begann die Deutschen überhaupt zu schmähen, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er selbst in gewisser Beziehung Slavophile sei, wenn auch kein Fanatiker und wies auf einen jungen Russen, einen gewissen Solomin hin — der, wie man sagte, die Fabrik eines benachbarten Kaufmanns auf einen vortrefflichen Fuß gesetzt hatte; er hätte gar zu gern die Bekanntschaft dieses Solomin gemacht.

Gegen Abend kam Kallomeyzew, dessen Landgut nur zehn Werst von „Arshanoje“ — so hieß Sipjägins Dorf — entfernt war. Es kam auch der Friedensrichter, einer von jenen Gutsbesitzern, die Lermontow in den zwei bekannten Versen so vortrefflich charakterisirt hat:

Im Halstuch verborgen, im Frack ellenlang,
Mit Schnauzbart, Diskantstimme und schläfrigem Blick ...

Es erschien noch ein anderer Nachbar mit trübseligem, zahnlosem Gesicht, der aber sehr sauber gekleidet war, und der Kreisarzt, ein sehr mittelmäßiger Arzt, der mit gelehrten Ausdrücken um sich zu werfen liebte: er versicherte zum Beispiel, daß er Kukolnik dem Puschkin vorziehe, weil Kukolnik viel „Protoplasma“ enthalte. Man setzte sich an den Kartentisch. — Neshdanow zog sich in sein Zimmer zurück und schrieb und las bis nach Mitternacht.

Am folgenden Tage, den 9. Mai, war Kolja's Namenstag. „Die Herrschaft“ begab sich in drei offenen Kaleschen mit Dienern hinten auf dem Tritt, zur Messe in die Kirche, obgleich diese kaum eine Viertelstunde von dem Hause entfernt war.

Alles war sehr prächtig und in höchster Parade. Sip-

jägin legte ein Ordensband um; Valentine Michailowna zog ein wundervolles, in Paris gemachtes hell-lila Kleid an — und während der Messe las sie aus einem, in rothen Sammet gebundenen kleinen Büchlein ihre Gebete; dieses Büchlein machte einige der ältesten Kirchenbesucher unwillig; einer von ihnen konnte sich nicht enthalten seinen Nachbar zu fragen: „Was thut sie denn eigentlich da? verzeih' mir Gott die Sünde! Hext sie, oder?" —

Der Blumenduft, der die Kirche erfüllte, vermischte sich mit dem starken Geruch der neuen geschwefelten Kittel, der getheerten Stiefel und Schuhe — und alle diese Gerüche wurden übertäubt von dem beklemmend angenehmen Dufte des Weihrauchs. Der Küster und der Messner sangen Beide mit dem größten Eifer. Mit Hülfe der ihnen beigesellten Fabrikleute wagten sie sich sogar an ein „Conzert". Es kam ein Augenblick, wo es allen Anwesenden recht bange wurde. Der Tenor (ein Fabrikarbeiter Namens Klim, der sich im letzten Stadium der Auszehrung befand) führte allein, ohne jede Unterstützung, Dur- und Molltöne in chromatischer Folge aus — sie waren entsetzlich diese Töne! — aber wäre er stecken geblieben, so hätte gleich das ganze Conzert sein Ende erreicht — es lief doch Alles noch so ziemlich ab.

Vater Cyprian, ein Geistlicher von sehr würdevollem Aeußern, in Nabedrénnik*) und Wirbelkäppchen, las aus einem Hefte eine sehr erbauliche Predigt ab. Leider hielt der gewissenhafte Geistliche es aber für nöthig, sehr schwierige Namen assyrische Könige anzuführen, deren Aussprache er nur mit der größten Schwierigkeit und im Schweiße seines Angesichtes bewerkstelligen konnte — wobei er jedoch eine gewisse Gelehrsamkeit entwickelte.

Neshdanow, der lange schon in keiner Kirche mehr gewesen war, hatte sich in eine Ecke zu den Weibern zurückgezogen. Sie sahen ihn nur selten an, schlugen in wüthendem Eifer ihre Kreuze, verneigten sich tief und wischten ehrbar die Nasen ihrer Kleinen. Die Bauernmädchen aber in ihren neuen Kleidern und den perlgestickten Stirnbändern und die jungen Bursche mit den breitumgürteten Hemden, mit den gestickten Schulterstücken und rothen Achselzwickeln, — schenkten dem neuen Kirchengänger große Auf-

*) Ein viereckiges Stück Gold mit einem Kreuze, welches die Bischöfe und Aebte an der Seite tragen, wenn sie das Hochamt halten.

merksamkeit, indem sie sich unbefangen gerade vor ihn hinstellten. —

Auch Neshdanow sah sie an — und allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Nach dem Gottesdienste, welcher sehr lange dauerte — der Gottesdienst am Tage des heiligen Nicolaus des Wunderthätigen ist bekanntlich einer der längsten der orthodoxen Kirche — begab sich die ganze Geistlichkeit auf die Einladung Sipjägins in das herrschaftliche Haus und erhielt dort, — nachdem einige, der Festlichkeit des Tages angemessene Ceremonien, als z. B. die Besprengung der Zimmer mit Weihwasser, beobachtet waren — ein reichliches Frühstück, während dessen die üblichen wohlgesinnten, aber etwas langweiligen Reden geführt wurden. Wirth und Wirthin, die um diese Tageszeit niemals zu frühstücken pflegten, nahmen dennoch hie und da einen Bissen und nippten an ihren Gläsern. Sipjägin gab sogar eine komische Anekdote zum Besten, welche in Anbetracht seiner hohen Würde und seines rothen Ordensbandes einen sehr erfreulichen Eindruck machte und bei den Vater Cyprian ein Gefühl von Dankbarkeit und Verwunderung erregte.

Um nicht zurückzufliehen — und auch um zu beweisen, daß er, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, ebenfalls etwas Wissenswürdiges mittheilen könne, erzählte Vater Cyprian von seinem Gespräche mit dem Erzbischof, als jener, seine Eparchie bereisend, alle Geistlichen in die Stadt ins Kloster zu sich berufen hatte.

„Er ist ein strenger, sehr strenger Herr!" versicherte der Vater Cyprian; „zuerst erkundigte er sich nach der Gemeinde, nach den Zuständen . . . hierauf ging er zum Examen über . . . er wandte sich auch an mich. „Wann feierst Du Dein Kirchweihfest?" „Am Tage der Verklärung Christi," antwortete ich. „Kennst Du auch den Lobgesang auf diesen Tag?" „Wie sollte ich den nicht kennen!" „Singe!" „Nun, ich fange also gleich zu singen an: Sintemal du Christus unser Heiland auf dem Berge verkläret bist . . ." „Halt! was bedeutet das Wort Verklärung und was versteht man darunter?" „Ich sage also ganz einfach: Christus wollte seinen Jüngern Zeugniß von seiner Herrlichkeit geben!" „Gut," sagte er, „da hast Du ein kleines Heiligenbild zum Andenken an mich." Ich falle ihm zu Füßen: „Ich danke Dir, Oberhirt!" . . . Und so bin denn auch ich nicht hager und mager von ihm gegangen!"

„Ich habe die Ehre seine Eminenz persönlich zu kennen," bemerkte Sipjägin wichtig. „Ein ehrwürdiger Seelenhirt!"

„Sehr ehrwürdig!“ wiederholte Vater Cyprian; „Er sollte nur den Pröbsten weniger trauen . . .“

Valentine Michailowna erwähnte der Volksschule und wies hierbei auf Marianne, als die zukünftige Lehrerin derselben, hin.

Der Diakon, — (dem die Aufsicht über dieselbe übertragen war) — ein Mensch von athletischer Körperbildung und lang herabwallendem Haar, das etwas an den wohlgepflegten Schweif eines Orow'schen Renners erinnerte — wollte seine Billigung aussprechen, platzte aber, der Kraft seiner Kehle nicht gedenkend, so laut heraus, daß es ihn selbst verwirrte und die Andern erschreckte. — Bald darauf entfernte sich die Geistlichkeit.

Kolja war in seinem neuen Jäckchen mit goldenen Knöpfen, der Held des Tages: er erhielt Geschenke, Glückwünsche und es strömten Fabrikleute, Hofleute, alte Weiber und Kinder zur Vordertreppe wie zur Hintertreppe herbei, um ihm die Hand zu küssen.

Die Bauernbursche schwärmten vor dem Hause, wie sie es noch aus der Zeit der Leibeigenschaft gewohnt waren, um die mit Gebäck und Branntweinflaschen bestellten Tische umher.

Kolja war beschämt, erfreut, stolz und schüchtern zugleich, schmiegte sich an seine Eltern an und lief beständig zum Zimmer hinaus; bei Tisch aber ließ Sipjägin Champagner geben — und hielt, ehe er die Gesundheit des Sohnes ausbrachte, eine Rede.

Er sprach darüber, was es heiße „dem Lande dienen“ — und welchen Weg er wünsche, daß sein Nikolai einschlagen möge . . . (er nannte ihn bei dieser Gelegenheit Nkolai), und was er berechtigt sei von ihm zu erwarten: erstens: die Familie; — zweitens: der Stand, die Gesellschaft; drittens: — das Volk! ja, meine Herren, das Volk; und viertens: die Regierung!“

In allmäliger Steigerung schwang er sich endlich zu wahrer Begeisterung auf, wobei er gleich Robert Peel stets die eine Hand nach hinten streckte.

Er gerieth bei dem Worte „Wissenschaft“ in Rührung und schloß seine Rede mit dem lateinischen Ausrufe: Laboremus! den er dann sogleich ins Russische übersetzte Kolja machte, den Pokal in der Hand, die Runde, um den Vater zu danken und von Jedem einen Kuß zu erhalten

Neshdanow und Mariannens Blicke begegneten sich während der Mahlzeit mehrere Male . . . Sie empfanden Beide wahrscheinlich dasselbe . . . Sie sprachen jedoch nicht mit einander.

Neshdanow's erschien übrigens Alles was er sah eher lächerlich und sogar unterhaltend, als ärgerlich und widerwärtig; und in der liebenswürdigen Wirthin, Valentine Michailowna, sah er eine kluge Dame, die da weiß, daß sie Komödie spielt und sich freut, daß eine andere, ebenfalls kluge Persönlichkeit da ist, welche scharfsinnig genug war sie zu verstehen. Neshdanow ahnte wohl selbst nicht, wie sehr er sich durch ihr Benehmen gegen ihn geschmeichelt fühlte.

Am folgenden Tage wurde der Unterricht wieder aufgenommen und das Leben ging seinen gewohnten Gang fort.

Eine Woche war unbemerkt vorübergegangen ... Ein Bruchstück aus einem Briefe Neshdanow's an einen gewissen Ssilin, einen früheren Schulkameraden und seinen besten Freund, kann einen Begriff davon geben, was Neshdanow in dieser Zeit empfunden und gedacht.

Dieser Ssilin lebte nicht in Petersburg, sondern in einer entfernten Gouvernementsstadt bei einem bemittelten Anverwandten, von dem er vollkommen abhängig war. Seine Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß er nicht daran denken konnte sich jemals da heraus zu reißen; er war ein kränklicher, schüchterner, nicht besonders begabter Mensch, aber eine merkwürdig reine Seele. Mit Politik befaßte er sich nicht, spielte aus langer Weile die Flöte und fürchtete sich vor den jungen Mädchen. Ssilin war Nehsdanow leidenschaftlich zugethan — er hatte überhaupt ein zärtliches Herz.

Neshdanow sprach sich gegen Niemand so unverhohlen aus wie gegen Vladimir Ssilin. Wenn er ihm schrieb, so war ihm stets, als wenn er sich mit einem, ihm nahestehenden, verwandten Wesen, jedoch — einem Bewohner einer andern Welt unterhielt, oder mit seinem eigenen Gewissen. Neshdanow hatte sich gar keine Vorstellung davon machen können, wie er wieder in derselben Stadt kameradschaftlich mit Ssilin würde leben können; ... er wäre wahrscheinlich bald gegen ihn erkältet: sie hatten sehr wenig mit einander gemein — er schrieb ihm jedoch gern und viel — und vollkommen aufrichtig. Andern gegenüber war er — wenigstens auf dem Papiere — nicht ganz wahr, er pflegte sich herauszustreichen; Ssilin gegenüber that er das jedoch niemals!

Der Feder nicht mächtig, antwortete ihm Ssilin wenig, in kurzen, ungeschickten Sätzen; allein Neshdanow bedurfte keiner umständlichen Antworten von ihm; Neshdanow

wußte auch ohne dieselben, daß er ein jedes seiner Worte aufnahm wie der Wegestaub den Regentropfen, daß er seine Geheimnisse heilig hielt, und ausgangslos in jene Einsamkeit verschlagen, nur mit seinem Leben lebte.

Neshdanow sprach mit Niemand auf der Welt von seinen Beziehungen zu ihm und hielt sie sehr werth.

„Nun, mein lieber Freund," schrieb er ihm, „gratulire mir, Du, reiner Wladimir!" er pflegte ihn stets so zu nennen, und mit Recht! „Ich bin endlich auf die Weide gekommen und kann jetzt ausruhen und Kräfte sammeln. Ich habe bei einem reichen Würdenträger, Namens Sipjägin, eine Stelle angenommen, unterrichte seinen Sohn, esse vortrefflich (ich habe in meinem Leben nicht so gut gegessen), schlafe vortrefflich, spaziere nach Herzenslust in der herrlichen Gegend umher — die Hauptsache aber: ich habe mich für eine Zeit lang der Vormundschaft meiner Petersburger Freunde entzogen; und wenn auch im Anfang die Langeweile weidlich an mir genagt hat, so ist mir jetzt doch leichter um's Herz geworden.

„Ich werde mich bald in's Joch begeben müssen; hier soll ich als Senkblei dienen (in dieser Eigenschaft bin ich hierher abgelassen worden). Für's Erste aber kann ich das Leben hier noch physisch recht genießen, mir ein Bäuchlein anlegen und meinetwegen dichten, wenn mir die Lust dazu ankommt.

„Die sogenannten Beobachtungen werden auf eine spätere Zeit verlegt: Die Besitzung scheint sehr wohleingerichtet zu sein, — höchstens mit der Fabrik steht es schlecht. Die nach dem Loskauf abgetheilten Bauern sehen sehr unzugänglich aus; die gemietheten Hofleute sind wieder so wohlanständige Physiognomien. Allein diese Sache wollen wir später schon untersuchen. Die Herrschaft ist höflich und liberal, der Herr immer herablassend, herablassend — und plötzlich schwingt er sich dann in die Höhe! Die gnädige Frau — ist schön wie ein Bild und muß sehr klug sein; sie lauert Dir förmlich auf, — und wie weich sie ist — als hätte sie keine Knochen! Ich fürchte mich vor ihr; Du weißt ja, was ich für ein Damenkavalier bin! Die Nachbarn sind garstige Leute ... eine alte Dame ist mir feindlich gesinnt . . . Am meisten aber interessirt mich ein junges Mädchen, eine Verwandte, oder Gesellschafterin — Gott weiß! — mit der ich nicht zwei Worte geredet, aber in der ich ein Wesen meines Schlages erkenne . . ."

Hier folgte eine Beschreibung von Mariannens Aeußerem und ihrem ganzen Sichgehaben; — dann fuhr er fort:

„Daß sie unglücklich, stolz, eigenliebig, verschlossen, namentlich aber unglücklich ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Warum sie unglücklich ist, — habe ich bis jetzt noch nicht herausbringen können. Daß sie eine ehrenhafte Natur ist, ist mir klar; ob sie gut ist — das ist noch in Frage gestellt. Giebt es denn aber wirklich gute Frauen, wenn sie — nicht dumm sind? Und ist das nöthig? Uebrigens — ich kenne die Frauen überhaupt wenig. Die Frau vom Hause liebt sie nicht ... und sie zahlt ihr mit derselben Münze ... Wer von den Beiden Recht hat — ist unbestimmt. Ich glaube eher, daß die Hausfrau Unrecht hat ... da sie ganz besonders höflich gegen sie ist; bei jener aber zucken sogar die Augenbrauen in nervöser Weise, wenn sie mit ihrer Patronin spricht. Ja, sie ist ein sehr nervöses Geschöpf — gerade wie ich auch. Und verrenkt ist sie ebenfalls wie ich — obgleich wahrscheinlich in anderer Weise. Wenn sich das Alles etwas entwirren wird, schreibe ich Dir ...

„Sie spricht fast niemals mit mir, wie ich Dir schon gesagt; aber in den wenigen, zu mir gesprochenen Worten (immer plötzlich und unerwartet) — spricht sich eine rauhe Aufrichtigkeit aus ... das gefällt mir.

„Da fällt mir ein: hast Du bei Deinem Anverwandten immer noch dieselbe schmale Kost? — und bereitet er sich nicht das Zeitliche zu segnen?

„Hast Du im „Europäischen Boten“ den Aufsatz über die letzten Usurpatoren im Orenburgischen Gouvernement gelesen? Das war im Jahre 1834, Freund! — Ich mag diese Zeitschrift nicht — und der Verfasser ist auch ein Konservativer .... Das Ding ist aber interessant und kann auf verschiedene Gedanken bringen ...“

Neuntes Capitel.

Der Maimonat war bereits in seine zweite Hälfte getreten; die ersten heißen Sommertage waren da. — Nach beendigter Geschichtsstunde begab sich Neshdanow in den Garten und aus demselben ging er in das Birkenwäldchen, welches von der einen Seite auf dasselbe stieß. — Kaufleute hatten vor ohngefähr funfzehn Jahren dieses

Wäldchen ausgeholzt. Auf allen ausgehauenen Stellen schoß jetzt ein dichtes, junges Birkenwäldchen empor. In mattem Silberglanz, mit zarten, grünen Ringen geschmückt, erhoben sich die schlanken Säulen der dicht an einander gedrängten Bäumchen. Die jungen Blättchen prangten in hellem, einfarbigem Grün, als hätte sie Jemand gewaschen und mit Lack überzogen. Die Frühlingskäfer brachen in spitzen Zünglein durch die dunkelgelben, oberen Schichten vorjährigen Laubes.

Schmale Wege durchschnitten den ganzen Wald. Schwarze, gelbschnäblige Drosseln flogen, wie aufgescheucht, niedrig, ganz an der Erde hin über den Weg und stürzten kopfüber in das Dickicht.

Nachdem er vielleicht eine halbe Stunde spaziert war, setzte sich Neshdanow auf einen Baumstumpf, der von alten grauen Holzspähnen umgeben war; sie lagen noch jetzt in denselben Häufchen da, wie sie einst unter dem Beile gefallen waren. Mehr als einmal hatte sie der winterliche Schnee bedeckt und war wieder abgegangen — aber Niemand hatte sie angerührt.

Neshdanow saß, den Rücken einer dichten Wand von jungen Birken zugewandt, in ihrem tiefen aber kurzen Schatten; er dachte an Nichts; er gab sich ganz und voll jener eigenthümlichen Frühlingsempfindung hin, welcher sich — in einem jungen wie in einem alten Herzen — ein Gefühl von Wehmuth beimischte. Die Wehmuth gespannter Erwartung bei der Jugend; — die stille Wehmuth der Entsagung — bei dem Alter ....

Da vernahm Neshdanow plötzlich das Geräusch nahender Schritte.

Es waren die Schritte von mehr als einer Person — es war auch kein Bauer in Bastschuhen und kein barfüßiges Weib; — es schienen zwei Personen langsam und gleichmäßig neben einander herzugehen .... ein Frauenkleid rauschte leise ...

Da drang plötzlich der Ton einer dumpfen Männerstimme an sein Ohr:

„So ist denn das Ihr letztes Wort? Niemals?"

„Niemals!" wiederholte eine andere, eine weibliche Stimme, die Neshdanow bekannt vorkam — und einen Augenblick darauf kam auf dem Wege, der auf dieser Stelle um das Birkenwäldchen herumbog — Marianne in Begleitung eines Mannes von brauner Gesichtsfarbe mit schwarzen Augen, den er bis dahin noch nicht gesehen hatte, hervor.

Beim Anblicke Neshdanow's blieben Beide wie eingewurzelt stehen; dieser aber war so erstaunt, daß er sich nicht einmal von dem Baumstumpfe erhob, auf dem er saß. . . . . Marianne erröthete bis an die Haarwurzeln, — verzog jedoch gleich wieder den Mund zu einem spöttischen Lächeln . . . . . Auf wen bezog sich dieses Lächeln — auf sie selbst, weil sie erröthet war, — oder auf Neshdanow? . . . Ihr Begleiter aber runzelte seine dichten Brauen und schoß einen grimmigen Blick aus dem gelblichen Weiß seiner unruhigen Augen. Hierauf wechselte er einen Blick mit Mariannen, und Beide gingen schweigend, Neshdanow den Rücken zukehrend, ohne ihren Schritt zu beschleunigen, während dieser ihnen einen verwunderten Blick nachsandte.

Eine halbe Stunde später kehrte er nach Hause, in sein Zimmer zurück, und als er durch den hallenden Gang gerufen, im Gastzimmer erschien, erblickte er in demselben den schwarzbraunen Fremden, der in dem Birkenwäldchen auf ihn gestoßen war. Sipjägin führte Neshdanow zu ihm und stellte ihn als seinen beau-frère, den Bruder Valentina Michailowna's — Sergei Michailowits Markleow, vor.

„Bitte einander in Freundschaft gewogen zu sein, meine Herren!“ rief Sipjägin mit der ihm eigenen majestätischen Verbindlichkeit, jedoch mit zerstreutem Lächeln.

Markelow verneigte sich schweigend; Neshdanow that ein Gleiches . . . . Sipjägin aber trat, den kleinen Kopf zurückwerfend, und die Achsel zuckend auf die Seite: — „Ich habe Euch zusammengeführt; ob Ihr Euch aber in Freundschaft zugethan sein werdet, ist mir ziemlich indifferent!“

Hierauf näherte sich Valentine Michailowna dem unbeweglichen Paare, machte sie noch einmal mit einander bekannt und redete ihren Bruder mit jener besonderen, hellen Freundlichkeit im Blicke an, welcher wie auf Befehl aus ihren wunderbaren Augen leuchtete.

Was ist denn das, chèr Serge! daß Du uns ganz vergessen hast! Selbst an Kolja's Namenstag kamst Du nicht. Bist Du so sehr beschäftigt gewesen? — Er führt mit seinem Bauern ein neues System ein,“ — wandte sie sich zu Neshdanow — „ein höchst originelles System; sie erhalten drei Viertel von Allem — er selbst aber nur ein Viertel; er findet aber, daß er auch so noch zu viel bekommt.“

„Meine Schwester scherzt gerne,“ — wandte sich nun

auch Markelow an Neshdanow: — aber ich bin ganz ihrer Meinung — wenn der Mensch ein Viertel von dem nimmt, was hundert Menschen angehört, so ist das sehr viel."

„Sie aber Alexei Dmitriewitsch, haben Sie auch bemerkt, daß ich zu scherzen liebe?" — fragte die Sipjägin, immer mit derselben Weichheit in Ton und Blick.

Ehe Neshdanow noch eine Antwort finden konnte, wurde die Ankunft Kallomeyzew's gemeldet. Die Frau vom Hause ging ihm entgegen — und einige Minuten darauf erschien der Haushofmeister und kündigte an das Essen sei aufgetragen.

Während des Mittags mußte Neshdanow unwillkürlich immer auf Marianne und Markelow hinblicken. — Sie saßen neben einander, Beide mit gesenkten Augen, zusammengepreßten Lippen, mit einem ernsten, finstern und fast zornigen Ausdruck des Gesichtes. Neshdanow wunderte sich besonders darüber, wie Markelow der Bruder Valentine Michailowna's sein konnte? So wenig Aehnlichkeit fand er zwischen ihnen. — Das Eine nur: Beide hatten eine braune Gesichtsfarbe; allein bei Valentine Michailowna machte das matte Braun ihres Gesichtes, ihrer Arme und Schultern einen ihrer Reize aus . . . . bei ihrem Bruder aber ging die braune Farbe in's Schwärzliche über; höfliche Leute nennen das Bronze-Farbe — ein russisches Auge aber wird an einen Stiefelschaft erinnert. Markelow hatte krauses Haar, eine etwas gebogene Nase, starke Lippen, eingefallene Wangen, einen eingedrückten Leib und sehnige Hände. Er war überhaupt sehnig und hager, sprach mit einer metallenen, scharfen, gebrochenen Stimme. Sein Auge war schläfrig und sein Aussehen finster und gallig. Er aß wenig, drehte statt dessen Brodkügelchen und schlug nur zuweilen die Augen zu Kallomeyzew auf, der eben aus der Stadt gekommen war, wo er den Gouverneur in einer für ihn, Kallomeyzew, nicht sehr angenehmen Sache, über die er sorgfältig schwieg, gesehen hatte, und sehr redselig war.

Sipjägin griff ihn wie gewöhnlich an, wenn er zu weit ging, lachte aber sehr über seine Anecdoten und bon-mots obgleich er fand, qu'il est un affreux reactionnair." Kallomeyzew versicherte unter Anderem, daß er vollkommen in Entzücken gerathen sei über die Benennung, welche die Bauern — „oui, oui, les simples moujiks — den Advocaten geben. „Kläffer! Kläffer!" wiederholte er vergnügt: — ce peuple russe est délicieux!"

Hierauf erzählte er wie er einmal eine Volksschule besucht und den Schülern einige Fragen gestellt hätte: „Was ist ein Struthokamelus? — Da Niemand, nicht einmal der Lehrer, diese Frage beantworten konnte, so habe er, Kallomeyzew eine andere Frage vorgelegt: Was ist ein Pithecus? — wobei er einen Vers von Chemnitzer citirt habe: „Und Pithecus, schwach an Geist, der Thiere Sein nachahmend!"

Auch hierauf hatte er keine Antwort erhalten. —

„Und das sind Volksschulen!"

„Aber, erlauben Sie," sagte Valentine Michailowna, „ich selbst weiß nicht, was das für Thiere sind!"

„Gnädige Frau," rief Kallomeyzew, „Sie brauchen das auch gar nicht zu wissen!"

„Wozu braucht denn das Volk das zu wissen!"

„Deshalb, weil es für das Volk besser ist zu wissen was Struthokamelus und ein Pithecus ist, — als mit so einem Proudhon oder gar Adam Smith bekannt zu sein."

Sipjägin fiel jetzt wieder über Kallomeyzew her, indem er behauptete, Adam Smith sei eine der Leuchten des menschlichen Denkens und daß es nur nützlich sein könnte, dessen Principien .... er goß sich ein Glas Château d'Yquem ein .... zugleich mit der Muttermilch .... (er führte das Glas an die Nase und roch an dem Wein) .. ... einzusaugen. Er stürzte das Glas herunter. Kallomeyzew trank ebenfalls und lobte den Wein.

Markelow schenkte den Reden des Petersburger Kammerherrn nicht viel Aufmerksamkeit, blickte aber ein paar mal fragend auf Neshdanow hin und hätte, indem er ein Brodkügelchen fortschleuderte, beinahe die Nase des beredten Gastes getroffen. ...

Sipjägin ließ seinen Schwager in Ruhe; Valentine Michailowna redete ihn gleichfalls kaum an; — es schien, daß Beide, Mann und Frau gewohnt waren, Markelow für einen Sonderling anzusehen, den man besser thut, nicht zu reizen.

Nach Tisch begab sich Markelow in's Billardzimmer, um zu rauchen — und Neshdanow zog sich in sein Zimmer zurück. — Im Korridor begegnete ihm Marianne. Er wollte vorübergehen, ... sie aber hielt ihn mit einer raschen Bewegung ihrer Hand auf.

„Herr Nesdhanow," begann sie mit etwas unsicherer Stimme, „es sollte mir eigentlich einerlei sein, was sie von mir denken; aber .... ich glaube dennoch .... ich glaube (sie fand keine Worte) .... ich halte es für an-

gemessen, Ihnen zu sagen, daß, als Sie mich heut früh mit Herrn Markelow im Walde trafen .... Sagen Sie ..... Sie haben gewiß gedacht .... warum waren die Beiden so verwirrt — und warum sind sie hergekommen, wie zu einem Stelldichein?"

„Es kam mir in der That etwas sonderbar vor," fing Neshdanow an.

„Herr Markelow," unterbrach ihn Marianne, „hat mir einen Heirathsantrag gemacht — und ich habe denselben ausgeschlagen. Das ist Alles was ich Ihnen zu sagen hatte, und nun leben Sie wohl. Denken Sie von mir was Sie wollen."

Sie wandte sich schnell ab und ging raschen Schrittes den Korridor entlang.

Neshdanow kehrte in sein Zimmer zurück — setzte sich an's Fenster und verfiel in Sinnen. — „Welch ein sonderbares Mädchen — wozu dieser bizarre Einfall, dieses unerbetene Geständniß? Was ist das? — die Sucht nach Originalität — oder einfach Phrasenmacherei — oder Stolz? Das wird wohl das Richtige sein; .... sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß Jemand sie falsch beurtheilt. — Seltsames Mädchen.

Während diese Gedanken Neshdanow beschäftigten, ging unten auf der Terrasse die Rede von ihm, — und er hörte Alles sehr gut.

„Es spürt meine Nase", versicherte Kallomeyzew, „sie spürt, daß — der ein Rother ist. Ich habe mir als Beamter für besondere Aufträge bei dem General-Gouverneur in Moskau — avec Ladislas — einige Routine erworben — diese Herren, die Rothen, aufzuspüren, ebenso wie die Raskolniks.*) Es pflegt mich ein Instinkt zu leiten — der Instinkt des Kopfes."

Kallomeyzew nahm diese Gelegenheit wahr, um zu erzählen, wie er einst in der Umgebung Moskau's einen greisen Raskolnik am Stiefelabsatze gepackt hatte, der beinahe aus dem Fenster seiner Hütte herausgesprungen wäre, als er ihn mit der Polizei überfallen .... „Und wie ruhig hatte der Taugenichts bis zu jenem Augenblicke auf seiner Bank gesessen!"

Kallomeyzew vergaß aber hinzuzusetzen, daß dieser selbe greise Raskolnik im Gefängniß jede Nahrung von sich gewiesen — und vor Hunger gestorben war.

---

*) Raskolnik — Sectirer.

„Ihr neuer Lehrer aber ist ein Rother," fuhr der eifrige Kammerjunker fort, „unbedingt ein Rother! Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß er niemals zuerst grüßt?"

„Warum sollte er denn aber zuerst grüßen?" bemerkte die Sipjägin. „Das gefällt mir gerade an ihm."

„Ich bin Gast im Hause, in welchem er dient," rief Kallomeyzew aus, „ja, ja, dient — für Geld, comme un salarié! . . . Ist stehe also über ihm. — Und daher muß er mich zuerst grüßen."

„Sie fordern zu viel, liebster Freund," fiel Sipjägin ein; „Das Alles riecht — verzeihen Sie — nach dem vorigen Jahrhundert. Ich habe nur seine Dienstleistungen, seine Arbeit gekauft; er selbst aber ist ein freier Mensch geblieben."

„Er fühlt die Zügel nicht," fuhr Kallomeyzew fort, „die Zügel: le frein! So sind sie Alle, diese Rothen! Ich sage Ihnen, ich habe in diesen Sachen eine feine Nase! — Nur Ladislas — könnte sich vielleicht in dieser Beziehung mit mir messen! Wäre er nur mir in die Hände gefallen, dieser Lehrer — ich hätte ihn schon gepackt! Ich hätte ihn schon in die Enge getrieben! Er hätte bei mir schon einen anderen Ton angeschlagen — und die Mütze hätte er vor mir gezogen — eine Pracht!"

„Elender Prahlhans!" — hätte Neshdanow beinahe von oben herab gerufen . . . In diesem Augenblick aber öffnete sich die Thür — und Markelow trat, zu Neshdanow's nicht geringem Erstaunen, ins Zimmer.

Zehntes Capitel.

Neshdanow erhob sich und ging ihm entgegen — Markelow aber trat ohne zu grüßen und ohne zu lächeln auf ihn zu und fragte ihn, ob er Alexei Dmitriewitsch Neshdanow, Student der Petersburger Universität sei?

„Ja; der bin ich," erwiderte Neshdanow.

Markelow zog einen entsiegelten Brief aus der Seitentasche hervor.

„Dann lesen Sie dieses. Von Wassili Nikolajewitsch," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

Neshdanow entfaltete den Brief und las ihn. Der Brief war Etwas in der Art eines halb officiellen Cirkulars, in welchem der Vorzeiger desselben, Sergei Markelow, als „einer der Unsrigen" und des Vertrauens

vollkommen würdig, empfohlen wurde. Es folgte ein Hinweis auf die Unaufschiebarkeit gemeinsamen Handelns und der Verbreitung der bekannten Prinzipien. Das Rundschreiben war unter Anderem auch an Neshdanow, als an einen zuverlässigen Menschen, gerichtet.

Neshdanow reichte Markelow die Hand, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich selbst auf einen Stuhl.

Markelow begann damit, ohne ein Wort zu sprechen, seine Cigarre anzurauchen; Neshdanow folgte seinem Beispiel.

„Ist es Ihnen schon gelungen, sich den hiesigen Bauern zu nähern?“ fragte endlich Markelow.

„Nein, es ist mir noch nicht möglich gewesen.“

„Wie lange sind Sie denn schon hier?“

„Es werden bald zwei Wochen.“

„Sind Sie sehr beschäftigt?

„Nicht besonders.“

Markelow hustete verdrießlich.

„Hm! — Das Volk hier ist ziemlich einfältig,“ fuhr er fort, „es lebt noch im Finstern. Muß belehrt werden. Die Armuth ist groß — und es ist Niemand da, um ihnen auseinander zu setzen, woher diese Armuth kommt.“

„Die gewesenen Bauern Ihres Schwagers leiden keine Noth, so viel ich urtheilen kann,“ bemerkte Neshdanow.

„Mein Schwager — ist ein Schlaukopf; er ist Meister in der Kunst die Augen abzulenken. Den hiesigen Bauern geht es in der That nicht schlecht; aber er hat eine Fabrik. Auf diese müssen alle Bemühungen gerichtet werden. Hier braucht man nur daran zu rühren — so bewegen sie sich gleich . . . wie in einem Ameisenhaufen. Haben Sie Bücher bei sich?“

„Einige; aber nicht Viele.“

„Ich werde Ihnen welche zustellen. Warum haben Sie denn so wenige mitgenommen?“

Neshdanow antwortete Nichts, und auch Markelow schwieg und ließ nur den Rauch durch die Nase aufsteigen.

„Was ist dieser Kallomeyzew aber doch für ein elender Kerl!“ sagte er endlich. „Ich hatte bei Tisch nicht übel Lust aufzustehen, zu diesem Herrn heranzutreten und ihm seine freche Physiognomie braun und blau zu schlagen, damit Andere es nicht ebenso machen wie er. Aber . . . nein! dachte ich — jetzt haben wir Wichtigeres vor als Kammerjunker zu schlagen. Jetzt ist es nicht an der Zeit sich zu ärgern, daß Narren thörichte Reden führen; jetzt müssen vielmehr die Narren daran verhindert werden thörichte Thaten zu vollführen.“

Neshdanow neigte zustimmend den Kopf, und Markelow griff wieder nach seiner Papiros.

„Unter dem hiesigen Hausgesinde," fing er wieder an, „ist ein sehr brauchbarer Mensch; — nicht Ihr Diener Iwan . . . . das ist eine Fischnatur; ein Anderer . . . . er heißt Cyrill und ist beim Buffet angestellt. (Cyrill war als ein arger Trunkenbold bekannt.) Seien Sie aufmerksam auf den. Ein durchtriebener Kopf . . . . . nun, wir dürfen nicht zimperlich thun. Was sagen Sie zu meiner Schwester?" fügte er, plötzlich den Kopf erhebend und ihn mit seinen gelben Augen ansehend, hinzu. „Die ist noch schlauer als mein Schwager. Was denken Sie von ihr?"

„Ich halte sie für eine sehr angenehme und liebenswürdige Dame. Zudem ist sie sehr hübsch."

„Hm! . . . Wie die Herren in Petersburg sich doch so fein auszudrücken verstehen . . . . Ich staune! — Nun, und in Bezug auf . . . ." fing er an, beendigte den Satz aber nicht, senkte den Kopf und nahm eine finstere Miene an.

„Ich sehe, wir müssen uns ordentlich aussprechen," fing er wieder an. „Hier ist das unmöglich. Weiß der Teufel! Sie horchen am Ende an der Thür! Wissen Sie, was ich Ihnen vorschlagen möchte? Heute ist Sonnabend; morgen werden Sie wohl meinem Neffen keinen Untericht geben? . . . Nicht? . . .

„Morgen um drei Uhr habe ich eine Repetition mit ihm."

„Repetition? Ganz wie im Theater. Es ist wohl meine Schwester, die solche Ausdrücke erfindet. Nun, gleichviel. Wenn Sie wollen, so fahren wir jetzt gleich zu mir. Es sind von hier nur zehn Werst bis zu meiner Besitzung. Meine Pferde sind gut; wir fahren sehr rasch. Sie schlafen die Nacht bei mir; wir bringen den Morgen zusammen zu und ich schicke Sie zu drei Uhr wieder hierher zurück. Sind Sie damit einverstanden?"

„Gut," erwiderte Neshdanow.

Er war seit dem Erscheinen Markelow's in einer aufgeregten und zugleich bedrückten Stimmung. Die plötzliche Annäherung dieses Mannes beunruhigte ihn und doch zog es ihn auch wieder zu ihm. Er fühlte, er begriff, daß er einen, wahrscheinlich wenig geistig entwickelten, aber einen unbedingt ehrlichen, charakterfesten Mann vor sich hatte. Dazu kam die seltsame Begegnung im Walde, das unerwartete Geständniß Mariannens . . . .

„Schön!" rief Markelow. „Halten Sie sich bereit. Ich will gehen und den Tarantas anspannen lassen. Ich

hoffe doch, Sie bedürfen keiner besondern Erlaubniß Ihrer Principale?"

„Ich werde es anzeigen. Ich glaube nicht, daß ich wegfahren könnte, ohne sie davon zu benachrichtigen."

„Ich will es ihnen sagen," fiel Markelow ein. „Seien Sie ruhig — sie sitzen jetzt bei ihren Karten und werden Ihre Abwesenheit gar nicht bemerken. Mein Schwager möchte gern ein großer Staatsmann sein, hat aber nur die eine große Eigenschaft, daß er ausgezeichnet Karten spielt. Nun, es muß zugegeben werden, daß Mancher selbst dadurch zu Etwas gelangt ist. — Seien sie bereit. Ich werde gleich Anordnungen treffen."

Markelow ging; und eine Stunde später saß Neshdanow neben ihm auf dem großen Lederkissen des breiten, schaukelnden, sehr alten aber bequemen Tarantas; der kleine untersetzte Kutscher pfiff unaufhörlich auf dem Bock in einer außerordentlich angenehmen Weise, aber ganz wie ein Vogel; das Dreigespann scheckiger Pferdchen mit geflochtenen, schwarzen Mähnen und Schweifen, griff auf dem ebenen Wege rasch aus; von den Schatten der anbrechenden Nacht umzogen (es hatte im Augenblick der Abfahrt zehn Uhr geschlagen,) glitten die einzelnen Bäume, Sträucher, Felder, Wiesen und Schluchten — je nach der Entfernung vorüber, oder sie schienen sich mit den Fahrenden fortzubewegen.

Die kleine Besitzung Markelow's (sie zählte nur zweihundert Deßjatinen und trug ihm jährlich ohngefähr 700 Rubel ein,) hieß „Borsenkowo" und lag drei Werst von der Gouvernementsstadt, von welcher das Landgut Sipjägin's sieben Werst entfernt war. Um nach Borsenkowo zu gelangen, mußte man durch die Stadt fahren.

Die neuen Bekannten hatten kaum funfzig Worte mit einander gewechselt, als auch schon die elenden, kleinen Bürgerhäuser der Vorstadt, mit ihren Bretterdächern und den trüben Lichtflecken in den schiefen Fenstern, an ihnen vorüberflogen; und jetzt rasselte das Steinpflaster der Gouvernementsstadt unter ihren Rädern, der Tarantas sprang hin und her und wurde bei jedem Stoße von einer Seite auf die andere geworfen, und es tanzten die dummen, zweistöckigen, steinernen Kaufmannshäuser mit Frontons, die Kirche mit ihren Colonnen und die Gasthäuser an ihnen vorüber .... Es war Sonntag; die Straßen waren schon menschenleer, aber in den Schenken schwärmte noch das Volk. Heisere Stimmen, trunkene Lieder, die widerwärtigen Töne der Harmonika klangen von dort

herüber; wenn die Thür sich plötzlich öffnete, so drang durch die spärliche, röthliche, nächtliche Beleuchtung ein heißer, ätzender Spiritusdampf hervor.

Fast vor jeder Schenke standen ärmliche, kleine, mit zottigen, dickbäuchigen Pferdchen bespannte Bauernkarren Die haarigen Köpfe geduldig gesenkt, schienen jene zu schlafen; ein abgerissen Bauer mit einem zerrissenen, weit offenstehenden Kittel und einer großen Winterkappe, die ihm sackartig tief in den Nacken hinabhing, trat aus der Schenke, lehnte sich mit der Brust an die Deichselstange und blieb, mit den Händen etwas suchend und tastend, unbeweglich stehen. — Ein hagerer Fabrikarbeiter in einem Nanking-Hemde, die Mütze im Nacken und barfuß — die Stiefel waren in der Schenke geblieben, machte einige unsichere Schritte, blieb stehen, kratzte sich den Rücken, ging rücklings wieder in die Schenke zurück, und seufzte.

„Die Macht des Branntweins überwältigt den Russen,“ bemerkte Markelow finster.

„Um seine Sorgen zu vergessen, lieber Herr Sergei Michailowitsch,“ sagte, ohne sich umzudrehen, der Kutscher, welcher, wenn sie vor einer Schenke vorüberfuhren, jedesmal aufhörte zu pfeifen und sich gleichsam in sich selbst vertiefte.

„Vorwärts! vorwärts!“ schrie ihm Markelow zu, den Kragen seines Mantels ärgerlich schüttelnd.

Der Tarantas rasselte über den geräumigen, stark nach Kohl und Matten riechenden Marktplatz, kam an dem Hause des Gouverneurs mit dem bunten Schilderhäuschen von Thon, an einem, mit einem Thurme geschmückten Privathause, an einem Boulevard von eben gepflanzten, aber schon absterbenden Bäumchen, an dem von Hundegebell und Kettengerassel erzitternden Bazar, vorüber und kam endlich, einen langen, langen Zug von Lastwagen, der in der Abendkühle aufgebrochen war, überholend, wieder in die freie Luft der mit Weiden besetzten Landstraße hinaus, und jetzt ging es wieder schneller und ebener fort.

Markelow — es müssen über ihn doch einige Worte gesagt werden, — war sechs Jahre älter als seine Schwester, die Sipjägin. Er war im Artilleriecorps erzogen worden, welches er als Offizier verlassen hatte; allein schon als Lieutenant nahm er seinen Abschied wegen Unannehmlichkeiten mit dem Regimentscommandeur, einem Deutschen. Seitdem haßte er die Deutschen, besonders die Russischen Deutschen. In Folge seines Abschieds veruneinigte er sich mit seinem Vater, den er auch bis zu dessen Tode nicht

mehr sah. Er ererbte von ihm das kleine Landgut, auf dem er sich niederließ.

In Petersburg war er viel mit geistreichen Leuten, mit den Koryphäen der neuen Bewegung zusammen gekommen, die er hochverehrte; sie bestimmten und befestigten seine Anschauungsweise. Markelow las nur wenig — meist nur Bücher, die zur Sache gehörten: — besonders Hertzen. Er hatte seine militairische Haltung beibehalten und lebte als Spartaner, als Mönch.

Vor einigen Jahren hatte er sich leidenschaftlich in ein junges Mädchen verliebt; diese aber wurde ihm in der rücksichtslosesten Weise untreu und heirathete einen Adjutanten — ebenfalls einen Deutschen. Seitdem haßte er auch die Adjutanten. Er versuchte es Special-Artikel über die Mängel unserer Artillerie zu schreiben, ihm ging indessen jedes Talent der Darstellung ab: — er konnte nicht einmal einen einzigen Aufsatz zu Ende bringen, fuhr aber dennoch fort große Bogen grauen Papieres mit seiner groben, ungeschickten, wahrhaft kindischen Schrift zu bekritzeln.

Markelow war ein eigensinniger, bis zur Tollkühnheit furchtloser Mensch, der weder zu verzeihen, noch zu vergessen verstand, der sich stets nicht nur für sich selbst, sondern für alle Bedrückten beleidigt fühlte, — und zu Allem bereit war. Sein beschränkter Geist war stets auf einen Punkt gerichtet: was er nicht verstand, das existirte nicht für ihn; Lüge und Falschheit aber haßte und verachtete er.

Gegen Personen höherer Stände, gegen die „Rüaken", wie er sie nannte, war er schroff und sogar grob; gegen das Volk benahm er sich einfach und gegen die Bauern war er umgänglich, wie mit dem eigenen Bruder. Er war nur ein mittelmäßiger Landwirth: es drehten sich ihm allerlei socialistische Pläne im Kopf herum, die er eben so wenig verwirklichen, wie er seine angefangenen Aufsätze über die Mängel bei der Artillerie zu Ende bringen konnte. Er hatte überhaupt kein Glück, niemals und nirgends: im Corps schon nannte man ihn den „Pechvogel". Ein aufrichtiger, gerader Mensch, eine leidenschaftliche, tief unglückliche Natur, konnte er im gegebenen Fall erbarmungslos, blutdürstig sein und den Namen eines Wütherichs verdienen — dann aber konnte er sich wieder selbst aufopfern rückhaltlos und ohne zu zucken.

Auf der dritten Werst von der Stadt bog der Tarantas plötzlich in das weiche Dunkel eines Espenwaldes mit den

zitternden und rauschenden, unsichtbaren Blättern, dem frischen, bitterlichen Waldesduft, dem undeutlichen Lichtschimmer oben und dem ineinander fließenden starken Schatten unten. Der Mond stand bereits, roth und breit wie ein Schild, am Horizonte. Aus dem Walde hervortauchend, befand sich der Tarantas auch sogleich vor einem kleinen gutsherrschaftlichen Gebäude.

Drei erleuchtete Fenster traten als glänzende Vierecke aus der vorderen Façade des niedrigen Hauses hervor, welches die Mondscheibe verdeckte; die weit geöffnete Hofpforte schien niemals geschlossen zu werden.

Auf dem Hofe sah man im Halbdunkel eine hohe Kibitka mit zwei weißen, hinten an der Equipage angebundenen Postpferden stehen. Zwei junge, ebenfalls weiße Hunde sprangen irgendwo hervor und erhoben ein durchdringendes, aber nicht böses Gekläffe. Die Leute im Hause geriethen in Bewegung — der Tarantas rollte vor die Treppe und mit Mühe herauskriechend, und mit dem Fuße den eisernen Tritt suchend, der von irgend einem Dorfschmiede natürlich an der unbequemsten Stelle angebracht worden war, — sagte Markelow zu Neshdanow:

„So, nun sind wir zu Hause — und Sie werden hier Gäste treffen, die Ihnen gut bekannt sind, die Sie aber durchaus nicht hier zu sehen erwarten. Bitte! treten Sie ein!“

Elftes Capitel.

Als diese Gäste erwiesen sich unsere alten Bekannten, Ostrodumow und die Maschurin. Sie saßen Beide in dem kleinen, außerordentlich schlecht möblirten Gastzimmer Markelows bei einer Kerosin-Lampe — tranken Bier und rauchten Tabak. Die Ankunft Neshdanows setzte sie nicht in Verwunderung; sie wußten, daß Markelow die Absicht hatte ihn mitzubringen — Neshdanow war aber sehr erstaunt sie da zu finden. Als er eintrat, sagte Ostrodumow: „Guten Abend, Bruder!“ — und weiter Nichts. Die Maschurin wurde feuerroth — und reichte dem Neshdanow die Hand. Markelow erklärte Neshdanow, daß Ostrodumow und die Maschurin in Angelegenheiten des „Gemeinsamen Werkes,“ das sich nun bald verwirklichen müsse, hergeschickt seien; daß sie vor einer Woche Petersburg verlassen hätten: daß Ostrodumow im S.'schen Gouvernement bleibe, um

Propaganda zu machen, die Maschurin sich aber nach K. begebe, und dort Jemand zu sprechen.

Markelow schien plötzlich sehr aufgeregt zu sein, obgleich ihm Niemand widersprochen hatte; — mit blitzenden Augen, sich die Lippen beißend, mit aufgeregter, dumpfer, dennoch aber deutlicher Stimme fing er an von den begangenen Schändlichkeiten, der Nothwendigkeit unverzüglichen Handelns zu sprechen; er sagte, daß im Wesentlichen auch Alles bereit sei — und nur Feiglinge jetzt noch zaudern könnten; daß eine gewisse Gewaltthätigkeit ebenso unumgänglich nothwendig sei, wie der Lancett-Stich bei einem Geschwüre, wie reif dieses Geschwür auch sein möge! Er wiederholte mehrmals den Vergleich mit der Lancette; er gefiel ihm offenbar — er hatte ihn nicht erfunden, sondern irgendwo gelesen.

Es schien, als wenn er, nun wo er jede Hoffnung auf die Gegenliebe Mariannens verloren, Nichts mehr des Bedauerns werth hielte und nur noch daran dächte, wie man rasch zur „That" schreiten könne. Er sprach, als hacke er mit einem Beile, scharf und ohne Hehl, einfach und erbittert: die bleichen Lippen stießen die gewichtigen Worte, eines nach dem andern, einförmig hervor und erinnerten an das kurze Gebell eines bösen, alten Hofhundes.

Er sprach davon, daß er die Bauern und die Fabrikleute der Umgegend gut kenne, — daß unter ihnen auch brauchbare Leute seien, als z. B. der Jeremei aus Golopljok — die sofort ausführen würden was man ihnen aufträgt. Auf diesen Jeremei aus dem Dorfe Golopljok kam er immer wieder zurück. Bei jedem zehnten Worte schlug er mit der rechten Hand — und zwar nicht mit der flachen Hand, sondern mit dem Rande derselben, auf den Tisch, während er mit dem ausgestreckten Zeigefinger der linken Hand in die Luft hinein stieß. — Diese haarigen, dürren Hände, dieser Finger, diese klingende Stimme, diese glühenden Augen — machten einen mächtigen Eindruck. Während der Fahrt hatte Markelow sich nur wenig mit Neshdanow unterhalten; die Galle sammelte sich in ihm an . . . jetzt lief sie über. —

Die Maschurin und Ostrodumow stimmten ihm mit einem Lächeln, einem Blicke und zuweilen mit einem kurzen Ausrufe bei; in Neshdanow aber ging Seltsames vor. Anfangs hatte er Markelow zu widersprechen versucht, hatte auf den Nachtheil übereilter, verfrühter, unüberlegter Handlungen hingewiesen; er wunderte sich besonders darüber, daß Alles schon entschieden und kein Zweifel darüber

mehr zu erheben sei, — daß es nicht mehr nöthig sei die Verhältnisse zu überlegen, oder nach den Wünschen des Volkes zu forschen? ... Dann aber kam es plötzlich über ihn — alle Nerven erbebten, auf das Höchste gespannt, und mit wahrer Verzweiflung, fast mit Thränen des Zornes in den Augen, begann er mit fast schreiender Stimme im Geiste Markelows zu sprechen, ja, er ging sogar noch weiter als er. —

Was ihn dazu bewog — ist schwer zu sagen. War es die Reue darüber, daß er die letzte Zeit in seinem Eifer etwas nachgelassen hatte, der Aerger über sich und Andere, das Bedürfniß einen im Innern nagenden Wurm zu betäuben, oder endlich der Wunsch sich vor den neuangekommenen Emissären hervorzuthun ... oder hatten die Reden Markelows wirklich so mächtig auf ihn eingewirkt und sein Blut in Wallung gebracht?

Die Unterredung dauerte fort bis der Morgen graute; Ostrodumow und die Maschurin waren nicht von ihren Stühlen aufgestanden — Markelow und Neshdanow aber hatten sich nicht gesetzt. Markelow stand die ganze Zeit unbeweglich auf einem Flecke, ganz wie eine Schildwache, — und Neshdanow war fortwährend mit ungleichen Schritten, im Zimmer auf und nieder gegangen.

Sie hatten über die zu ergreifenden Maßregeln, über die zu Gebote stehenden Mittel, über die Rollen gesprochen, die sie auf sich zu nehmen hatten, sortirten und banden kleine Päckchen verschiedener Büchelchen und einzelne Bogen zusammen; die Rede kam auf einen Kaufmann unter den Raskolniks, einen gewissen Goluschkin, einen sehr zuverlässigen, aber ungebildeten Menschen, und auf den jungen Propagandisten Kisljakow, der sehr kenntnißreich, aber viel zu übereilt und von zu hoher Meinung über die eigenen Talente war; es wurde auch der Name Ssolomin ausgesprochen ....

„Ist das derselbe Ssolomin, welcher die Papierfabrik leitet?“ fragte Neshdanow — der sich dessen erinnerte, was Sipjägin bei Tisch über ihn gesagt hatte.

„Ja, derselbe,“ erwiderte Markelow: „Sie müssen ihn kennen lernen; wir sind noch nicht recht im Klaren über ihn — aber er ist ein tüchtiger, tüchtiger Mann.“ Jeremei aus Golopljok erschien noch einmal auf der Scene. Zu ihm gesellte sich der Sipjägin'sche Cyrill und ein gewisser Mendelei, der den Spitznamen „Dutik“ trug, auf diesen wäre jedoch kein Verlaß; in nüchternem Zustande sei er

tapfer, in betrunkenem Muthe aber feige; — und er sei fast immer betrunken.

„Nun, aber unter Ihren eigenen Leuten?“ fragte Neshdanow — „sind da welche, auf die man sich verlassen kann?“

Markelow antwortete bejahend, nannte aber keinen von ihnen beim Namen — und fing an von den Bürgern der Stadt, den Seminaristen zu sprechen, die besonders durch ihre physische Kraft Werth hätten — wenn diese ihre Fäuste zu gebrauchen anfingen, so . . . Neshdanow fragte nach dem Adel, und erhielt zur Antwort, da seien wohl fünf bis sechs Personen, unter Andern sogar ein Deutscher — der Allerradicalste, aber auf einen Deutschen sei selbstverständlich nicht zu rechnen . . . . die betrügen und verkaufen Einen ohne Weiteres! — Vor Allem aber müsse abgewartet werden, was Kisljakow für Nachrichten bringen würde. Neshdanow fragte ferner nach dem Militair. Hier stockte Markelow, zog an seinem langen Backenbarte und sagte endlich, daß er bis jetzt nichts Bestimmtes darüber wisse — vielleicht würde Kisljakow darüber etwas aufdecken . . . .

„Aber wer ist denn dieser Kisljakow?“ fragte ungeduldig Neshdanow.

Markelow lächelte bedeutungsvoll und sagte, das sei ein Mensch . . . . ein solcher Mensch . . . .“

„Ich kenne ihn übrigens wenig,“ fügte er hinzu, „ich habe ihn überhaupt nur zwei Mal gesehen. Aber was für Briefe dieser Mensch schreibt — was für Briefe . . . ich werde sie Ihnen zeigen . . . . Sie werden staunen! . . . . wahrhaftes Feuer! Und welche Thätigkeit? Fünf oder sechs Mal ist er ganz Rußland kreuz und quer durchreist . . . . und von jeder Station ein Brief von zehn oder zwölf Seiten!!“

Neshdanow warf einen fragenden Blick auf Ostrodumow, aber der saß wie eine Bildsäule da und bewegte nicht einmal die Augenbrauen. Die Maschurin verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln — sagte jedoch ebenfalls kein Wort. Neshdanow wollte an Markelow einige Fragen thun in Bezug auf seine Veränderungen in socialistischem Geiste — die er in seiner Gutsverwaltung einführte . . . . aber hier mischte sich Ostrodumow hinein:

„Wozu jetzt darüber reden?“ bemerkte er, „das ist ja gleichviel . . . . wird ja doch Alles wieder verändert werden müssen.“

Die Unterhaltung ging wieder auf das politische Ge-

biet zurück. Ein geheimer, innerer Wurm schien noch immer an Neshdanow zu nagen, allein je stärker dieses Nagen war, desto lauter und unaufhaltsamer sprach er. — Er hatte nur ein einziges Glas Bier getrunken; aber es kam ihm zuweilen vor, als sei er ganz berauscht — der Kopf schwindelte ihm und das Herz hämmerte mit krankhafter Heftigkeit.

Als die Besprechung endlich zu Ende war und man um vier Uhr Morgens auseinander ging und Jeder, an dem schlafenden Diener vorübergehend, seinen Winkel aufsuchte, stand Neshdanow, ehe er sich hinlegte, noch lange unbeweglich im Zimmer da, die Augen unverwandt zu Boden gerichtet. Er hörte noch immer den kummervollen, herzbeklemmenden Ton durch Alles hindurch, was Markelow ausgesprochen hatte. Die Eigenliebe dieses Menschen mußte gekränkt sein, er mußte leiden — seine Hoffnungen auf persönliches Glück waren zerstört — und wie er sich selbst vergaß, wie vollständig er sich hingab, was er für Wahrheit anerkannte! Ein beschränktes Subject, dachte Neshdanow .... aber ist es nicht hundertmal besser solch ein beschränktes Subject zu sein, als so wie .... so wie ich einer bin?!

Da erhob sich aber sein Stolz gegen die eigene Herabwürdigung.

„Woher denn aber eigentlich? Würde ich dann nicht im Stande sein mich aufzuopfern? Wartet nur, wartet! .... Auch Du Paklin wirst Dich mit der Zeit davon überzeugen daß ich, wenngleich ich Aesthetiker bin, wenngleich ich Gedichte mache ....“

Er strich sein Haar ergrimmt mit der Hand zurück, knirschte mit den Zähnen, zog sich eilig die Kleider ab und warf sich in das kalte, feuchte Bett.

„Gute Nacht!“ ertönte die Stimme der Maschurin hinter der Thür, „ich bin Ihre Nachbarin.“

„Gute Nacht!“ antwortete Neshdanow und erinnerte sich dessen, wie sie im Laufe des ganzen Abends kein Auge von ihm gewandt.

„Was will sie von mir?“ flüsterte er bei sich und schämte sich plötzlich. „Ach, wenn ich doch schnell einschlafen könnte!“

Aber die Nerven sind nicht so leicht zu beruhigen ... und die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel als er endlich in einen schweren, unerquicklichen Schlaf sank.

Am andern Morgen stand Neshdanow spät auf; sein Kopf schmerzte ihm. Er kleidete sich an, trat an das Fenster

seines Erkerstübchens und gewahrte, daß Markelow eigentlich gar keine geregelte Gutswirthschaft besaß: das kleine Wohnhaus stand auf einer Lichtung ohnweit des Waldes. Ein kleiner Speicher, ein Stall, ein Keller, eine Hütte mit einem halbeingefallenen Strohdach von der einen Seite; von der andern ein ganz kleiner Teich, ein kleiner Gemüsegarten, ein Hanffeld und eine zweite Hütte mit eingefallenem Dach; In der Ferne eine Getreidedarre, eine Dreschtenne und eine leere Scheune. Das war der ganze „Segen" welcher sich den Augen darbot. Alles erschien so ärmlich und hinfällig, nicht so sehr vernachlässigt oder verwildert, es war als wenn das niemals in einem blühenden Zustande gewesen, wie ein Bäumchen das schlecht Wurzel gefaßt hat.

Neshdanow ging hinunter. Die Maschurin saß im Speisezimmer an der Theemaschine und schien ihn zu erwarten. Er erfuhr von ihr, daß Ostrodumow in Geschäften weggefahren sei und nicht vor zwei Wochen zurückkehren würde und daß ihr Hausherr sich mit seinen Arbeitern plage. Da der Maimonat bereits zu Ende ging und es keine dringende Arbeit gab, hatte Markelow beschlossen ein kleines Birkenwäldchen mit eigenen Kräften abzuholzen und hatte sich am frühen Morgen schon dorthin begeben.

Neshdanow fühlte sich sehr abgespannt. Man hatte am Abende vorher so viel über die Unmöglichkeit gesprochen, länger zu zaudern; es sollte jetzt vorgegangen werden. Aber wie? Wohin? — und noch dazu unverzüglich? — Die Maschurin zu fragen, wäre unnütz gewesen: sie kannte keine Zweifel; ihr war es klar, was sie zu thun hatte, — namentlich: nach K. zu fahren. Weiter sah sie nicht.

Neshdanow wußte nicht, was er ihr sagen sollte — nahm, nachdem er den Thee getrunken, seine Mütze und schlug die Richtung in das Birkenwäldchen ein. Unterwegs kamen ihm Bauern entgegen, frühere Leibeigene von Markelow, die Dünger geführt hatten; Neshdanow ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, — konnte aber nichts aus ihnen herausbringen. Sie schienen auch abgespannt zu sein, aber es war physische Abspannung, ganz gewöhnliche Ermüdung, dem Gefühle durchaus nicht ähnlich, das er empfand. Ihr früherer Gutsherr war, wie sie sagten, ein einfacher Herr, aber ein Sonderling: sie prophezeihten, daß er sich zu Grunde richten würde, denn: er kannte den alten Brauch nicht und wollte Alles auf neue Art einrichten, anders als die Väter. Und wunderlich ist er auch. Man

kann nicht verstehen was er redet und wenn man .... Aber gut ist er — sehr gut! —

Neshdanow ging weiter und traf Markelow selbst. Er kam, umringt von einer Schaar von Arbeitern, daher. Aus der Ferne schon sah man, daß er ihnen etwas erklärte, auseinandersetzte — dann machte er eine Handbewegung, welche deutlich sagte: ich gebe es auf! — Neben ihm schritt sein Aufseher, ein junger Bursch mit blöden Augen und einer nichts weniger als imponirenden Haltung. Dieser Aufseher wiederholte immerfort zum Aerger seines Herrn, der mehr Selbstständigkeit von ihm erwartete: „Ganz wie es Ihnen gefällig ist!"

Neshdanow ging auf Markelow zu und gewahrte auf dessen Gesicht dieselbe Abspannung, die er selbst empfand. — Sie begrüßten einander. Markelow fing sogleich — freilich nur in Kürze — von den gestrigen „Fragen" und dem Umschwung zu sprechen an, allein die Abspannung wich nicht von seinem Antlitz. Er war ganz bestaubt und verschwitzt; Hobelspäne und grüne Moosfäden hingen an seinen Kleidern — seine Stimme war heiser .... Die ihn umringenden Arbeiter schwiegen: sie waren verschüchtert oder sie spöttelten .... Neshdanow sah Markelow an und die Worte Ostrodumow's tönten ihm wieder im Kopfe: „Warum das? — Gleichviel; — es wird doch Alles geändert werden müssen!"

Ein Arbeiter, der sich Etwas hatte zu Schulden kommen lassen, fing an Markelow zu bitten, ihm die Strafe zu erlassen .... Markelow wurde anfangs böse; — er schrie zornig auf .... und verzieh ihm dann .... „Gleichviel; — es wird doch Alles geändert werden müssen!"

Neshdanow bat ihn um Pferde und Equipage, damit er nach Hause zurückkehren könne; Markelow schien sich über seine Bitte zu verwundern, sagte aber daß gleich Alles bereit sein würde.

Er begab sich mit Neshdanow nach Hause ..... Er schwankte im Gehen vor Erschöpfung.

„Was ist Ihnen?" fragte Neshdanow.

„Ich bin todtmüde!!" antwortete Markelow ingrimmig. — „Wie man auch mit diesen Menschen redet — sie können Nichts begreifen — und führen selbst meine Befehle nicht aus ..... sie können nicht einmal russisch. — Das Wort „Antheil" ist ihnen wohl bekannt .... aber „Theilnahme" ... was theilnehmen ist — das können sie nicht verstehen! Es ist aber doch auch ein russisches Wort, hol' es der Teufel! — Sie bilden sich ein, daß ich Ihnen

einen „Antheil“ geben will. (Es war Markelow eingefallen ihnen das Prinzip der Association zu erklären und dasselbe bei sich einzuführen, — sie aber widerstrebten. Einer von ihnen hatte sogar bei diesem Anlasse gesagt: die Grube war tief .... jetzt aber sieht man auch den Grund derselben nicht! .... was Markelow vollends vernichtete.)

Bei seinem Eintritte in's Haus entließ er sein Gefolge — und traf Anordnungen in Bezug auf Pferde und Equipage — und das Frühstück. Das dienstthuende Personal bestand in einem aufwartenden Knaben, einer Köchin, einem Kutscher und einem uralten Greise mit zusammengewachsenen Ohren in einem langschößigen Kaftan aus einem gemusterten, bucharischen, kamlotähnlichen Zeuge. Er war der Kammerdiener seines Großvaters gewesen. — Dieser alte Mann sah beständig mit tiefster Wehmuth auf seinen Herrn — that aber übrigens Nichts — und konnte wohl auch nichts mehr thun; er war jedoch, auf einem Tabouret kauernd, immer zugegen.

Nachdem sie hartgesottene Eier, Strömlinge und eine Kwas-Suppe mit Fleisch und Gurken gefrühstückt hatten, (der Senf wurde in einem Pomadentöpfchen und der Essig in einem eau de Cologne-Fläschchen aufgetragen), setzte sich Neshdanow in denselben Tarantas, in welchem er Tages zuvor gekommen war; aber statt dreier Pferde hatte man ihm nur zwei eingespannt: das dritte Pferd war schlecht beschlagen gewesen und hinkte.

Während des Frühstücks hatte Markelow wenig gesprochen und Nichts gegessen ..... er athmete mit Anstrengung. Er brachte ein paar bittere Worte über seinen Hausstand vor — und schlug wieder mit der Hand in die Luft. ... „Gleichviel! ... es wird doch Alles anders werden müssen!“

Die Maschurin bat Neshdanow sie bis in die Stadt mitzunehmen: sie hatte nöthig hinzufahren um einige Einkäufe zu machen; — „zurück aber kann ich zu Fuß kommen — oder ich setze mich zu irgend einem zurückkehrenden Bauern auf seinen Karren.“

Als Markelow die beiden auf die Treppe hinausbegleitete, bemerkte er, daß er sehr bald wieder nach Neshdanow schicken würde — und dann .... dann — (er ermannte sich und wurde lebhaft) — würde endgiltig Alles bestimmt und besprochen werden müssen; dann würde auch Ssolomin kommen; er, Markelow warte nur auf Nachrichten von Wassili Nikolajewitsch — und dann würde nur noch übrig bleiben unverzüglich „vorzugehen“ — da

das Volk (dasselbe Volk welches nicht im Stande war das Wort „theilnehmen" zu verstehen) — nicht länger warten wolle!

„Sie wollten mir noch einige Briefe dieses ... dieses ... wie heißt er doch — Kissljakow? zeigen, — sagte Neshdanow.

„Später .... später," antwortete Markelow hastig. „Und dann schon — Alles auf einmal."

Das Tarantas setzte sich in Bewegung.

„Seien Sie bereit!" ertönte noch einmal die Stimme Markelow's. Er stand auf der Treppe — und neben ihm mit der unwandelbaren Wemuth im Blicke, den vor Alter gekrümmten Körper nach Möglichkeit aufrichtend und den Geruch von Schwarzbrod aus dem bucharischen Rocke um sich verbreitend, stand, ohne Etwas hören zu können — „der Diener unter den Dienern," der greise Kammerdiener seines Großvaters.

Bis sie in die Stadt kamen, schwieg die Maschurin, und rauchte blos ihre Papiros. Als sie sich dem Schlagbaume näherten, seufzte sie plötzlich tief auf. „Sergei Michailowitsch thut mir herzlich leid," sagte sie — und ihr Gesicht verfinsterte sich.

„Er strengt sich zu sehr an" bemerkte Neshdanow: — mir scheint es geht schlecht mit seiner Wirthschaft."

„Nicht darum thut er mir leid."

„Aber weshalb denn?"

„Er ist ein unglücklicher Mensch; es gelingt ihm Nichts! .... Kann man wohl einen Besseren finden, sollte man doch denken? ... aber nein ... er ist nicht gut genug!"

Neshdanow sah seine Reisegefährtin an.

„Ist Ihnen denn Etwas bekannt?"

„Mir ist Nichts bekannt ... aber ein Jeder fühlt das an sich. Leben Sie wohl, Alexei Dmitriewitsch.

Die Maschurin stieg aus dem Tarantas. — Eine Stunde darauf fuhr Neshdanow in den Hof des Sipjägin'schen Hauses herein. — Er fühlte sich nicht gut .... die schlaflose Nacht .... alle diese Disputationen und Unterredungen ....

Ein schönes Frauenantlitz neigte sich aus dem Fenster und lächelte ihm freundlich zu. — Es war die Sipjägin, welche ihn bei seiner Rückkehr begrüßte.

„Was sie für Augen hat!" dachte er.

Zwölftes Capitel.

Zu Mittag kam viel Besuch — und nach Tisch benutzte Neshdanow die allgemeine Bewegung, um in sein Zimmer zu entschlüpfen. Er wollte mit sich selbst allein sein um alle die Eindrücke, welche er auf seiner Fahrt empfangen, in Ordnung zu bringen. Bei Tisch hatte Valentine Michailowna ihn ein paar Mal aufmerksam betrachtet — hatte aber wie es schien — nicht die Möglichkeit ihn anzureden; und Marianne schien nach jener unerwarteten Scene, die Neshdanow so sehr in Verwunderung gesetzt hatte, verlegen zu sein, und ihm ausweichen zu wollen.

Neshdanow nahm eine Feder in die Hand; er wollte sich schriftlich mit seinem Freunde Ssilin unterhalten; — aber er wußte nicht, was er dem Freunde sagen wollte; es war auch vielleicht ein solches Gewirre von widersprechenden Gedanken und Gefühlen in seinem Kopfe, daß er nicht einmal den Versuch machen mochte, sie zu entwirren — und Alles auf den folgenden Tag verschob.

Unter der Zahl der Gäste befand sich auch Kallomeyzew; er war niemals hochmüthiger und aristokratisch-anmaßender gewesen, als an diesem Tage; seine fließende Rede machte jedoch gar keinen Eindruck auf Neshdanow: er schenkte ihr gar keine Aufmerksamkeit. Er befand sich wie inmitten einer Wolke; ein halbdunkler Vorhang stand zwischen ihm und der übrigen Welt — und seltsam! — durch diesen Vorhang sah er nur drei Personen — und alle drei waren weibliche Personen, und Alle hefteten ihre Augen auf ihn. Es waren die Sipjägin, die Maschurin und Marianne. Was bedeutete das? Und warum gerade diese drei Personen? Was hatten sie mit einander gemein? Was wollten sie von ihm?

Er legte sich früh zur Ruhe, — konnte aber nicht einschlafen. Er wurde . . . . nicht von traurigen — von schwarzen Gedanken heimgesucht . . . . von dem Gedanken an ein unvermeidliches Ende, an den Tod. — Sie waren ihm längst bekannt. Er dachte sie lange hin und her . . . . bald erbebte er vor der Wahrscheinlichkeit der Vernichtung . . . . bald begrüßte er sie wieder fast freudig.

Endlich überkam ihn eine besondere, ihm wohlbekannte Erregung . . . . Er stand auf, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb, nach kurzem Sinnen, fast ohne Etwas durchzustreichen, folgendes Gedicht in sein geheimes Heftchen:

„Lieber Freund, — so ist mein Wille:
Tritt der Tod an mich heran,
Meiner Schreibereien Fülle
Wirf ins Feuer Du sodann!
Blumen stelle hin zu mir,
Lass' herein der Sonne Strahlen,
Musikanten vor die Thür —
Mag ihr lautes Spiel erschallen!
Nicht der Trauer stiller Sang,
Nein, des Walzers tolle Weise,
In der Geigen scharfem Klang
Töne wie zu Festes Preise!
Dann, der stummen Saite gleich
Die erzitternd sanft verklinget,
Geh' ich ein ins Todtenreich!
Und im letzten Kampf entringet
Sich kein Schmerzensschrei der Brust,
Und mich wiegend auf den Tönen,
Noch umrauscht von Erdenlust,
Still entschweb' ich ohne Sehnen . . . .“

Als er das Wort: „Freund“ hinschrieb, gedachte er dieses selben Ssilin. Er declamirte das Gedicht mit halblauter Stimme und wunderte sich selbst über das, was aus seiner Feder geflossen. Dieser Skepticismus, diese Gleichgültigkeit, dieser leichtfertige Unglaube — wie vertrug sich das Alles mit seinen Ueberzeugungen? mit dem, was er bei Markelow geredet hatte? — Er warf das Heft in die Schieblade des Tisches — und ging ins Bett zurück. Aber er schlief erst am Morgen ein, als schon die ersten Lerchen am hellen Himmel schmetterten.

Am andern Tage hatte Neshdanow soeben seine Stunde beendigt und saß im Billardzimmer — als die Sipjägin hereintrat; sie sah sich um, trat lächelnd auf ihn zu und bat ihn, in ihr Kabinet zu kommen. Sie hatte ein leichtes, einfaches aber sehr hübsches Barège-Kleid an. Die mit Tüllkrausen besetzten Aermel gingen nur bis an die Ellenbogen. Ein breites Band umschloß ihre Taille und die Haare fielen in dichten Locken auf den Hals herab. Alles an ihr athmete zarte, herzgewinnende, ermuthigende Freundlichkeit — Alles: der gedämpfte Glanz ihrer halbgeschlossenen Augen, die weiche Süßigkeit der Stimme, der Bewegungen und selbst des Ganges.

Sie führte ihn in ihr Cabinet, ein hübsches, gemüthliches ganz von Wohlgeruch und Blumenduft und von der reinen Frische weiblicher Kleidung, weiblichen steten Aufenthaltes — erfülltes Zimmer. Sie bot ihm einen Lehn-

stuhl, in den er sich niederließ, setzte sich neben ihn und legte ihm nun mehrere Fragen über seine Fahrt und über das Leben Markelow's vor — und das Alles so umsichtig so sanft und gut! Sie sprach eine aufrichtige Theilnahme für das Schicksal ihres Bruders aus, über welchen sie bis dahin noch kein einziges Wort in Neshdanow's Gegenwart gesprochen hatte. Er konnte aus einigen Worten entnehmen, daß das Gefühl, welches ihm Marianne eingeflößt, ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen war; es schien sie zu betrüben — ob das nun der Fall war, weil von Mariannen's Seite keine Gegenliebe da war, — oder, weil die Wahl des Bruders auf ein Mädchen gefallen war, das ihr im Wesentlichen fremd war, — blieb ihm unklar. Die Hauptsache aber: sie war offenbar bemüht Neshdanow an sich zu gewöhnen, sein Vertrauen zu wecken und ihm die Scheu ihr gegenüber zu benehmen. Valentine Michailowna schalt ihn sogar etwas dafür, daß er sich eine falsche Vorstellung von ihr mache.

Neshdanow hörte sie an, sah ihr auf die Hände, auf die Schultern, warf zuweilen einen Blick auf die rothen Lippen und die herabwallenden Locken. Zuerst antwortee er ihr sehr kurz; er empfand eine gewisse Beklemmung im Halse und in der Brust . . . . allmälig aber trat an die Stelle dieser Empfindung eine andere, die immer noch unruhig, aber doch nicht ohne Süßigkeit war: er hatte durchaus nicht erwartet daß solch eine vornehme, schöne Frau, solch eine Aristokratin im Stande war sich für ihn, einen einfachen Studenten, zu interessiren; — aber sie interessirte sich nicht nur für ihn — sie coquettirte sogar ein ganz klein wenig mit ihm. Neshdanow fragte sich' weshalb sie das thue? — und fand keine Antwort auf diese Frage. Die Wahrheit zu sagen — bedurfte er derselben auch gar nicht.

Die Sipjägin begann von Kolja zu sprechen, und versicherte Neshdanow, daß sie eben deshalb eine gegenseitige Annäherung mit ihm wünschte, um ernstlich über ihren Sohn mit ihm zu sprechen — überhaupt — um seine Ansichten über die Erziehung russischer Kinder zu vernehmen. Das Plötzliche dieses in ihr aufgestiegenen Wunsches konnte etwas sonderbar erscheinen. Aber der Schwerpunkt lag eigentlich nicht in dem, was Valentine Michailowna sagte sondern — es war wie ein sinnlicher Impuls in ihr erwacht, der es ihr zum Bedürfniß machte, diesen unfügsamen Geist zu besiegen, zu ihren Füßen liegen zu sehen . . . .

Allein, hier muß vorerst noch zurückgegriffen werden.

Valentine Michailowna war die Tochter eines geistig

sehr beschränkten Generals mit einem Sterne und der Verdienstschnalle für funfzigjährigen Staatsdienst auf der Brust; — und einer sehr verschmitzten und listigen Kleinrussin, die wie so viele Andere ihres Volksstammes mit einem harmlosen, fast einfältigen Aussehen bedacht war, aus welchem sie best-möglichen Nutzen zu ziehen verstand.

Die Aeltern Valentine Michailowna's waren unbemittelt; allein sie wurde im Smolna'schen Kloster*) angenommen; und obgleich man sie für eine Republikanerin hielt, so stand sie hier in gutem Ansehen, weil ihr Fleiß und ihr Benehmen musterhaft waren.

Nachdem sie das Smolna'sche Kloster verlassen hatte, bezog sie mit ihrer Mutter (ihr Bruder hatte sich auf dem Lande niedergelassen, und ihr Vater, der General mit dem Sterne und der Verdienstschnalle auf der Brust, war bereits gestorben), — eine saubere, aber sehr kalte Wohnung; man sah in derselben, wie der Hauch sich beim Sprechen in der Luft verdichtete; Valentine Michailowna lachte und sagte, das sei ganz wie „in der Kirche." Sie ertrug muthig alle Unbequemlichkeiten ihres ärmlichen, bedrückten Lebens: — sie hatte einen äußerst gleichmäßigen Charakter.

Es gelang ihr mit Hülfe ihrer Mutter einige Bekanntschaften und Verbindungen anzuknüpfen: man sprach überall, selbst in den höchsten Kreisen von ihr als von einem sehr hübschen, gebildeten und wohlanständigen Mädchen.

Valentine Michailowna hatte viele Bewerber um ihre Hand. Ihre Wahl fiel auf Sipjägin — und sie wußte ihn mit großer Geschicklichkeit und Leichtigkeit für sich zu gewinnen. . . . Uebrigens begriff er auch selbst sehr bald, daß er keine bessere Frau finden könnte. Sie war klug . . . . und nicht böse, eher gut, im Grunde kalt und unempfindlich und sie gab dem Gedanken keinen Raum, daß Jemand ihr gegenüber gleichgültig bleiben könne.

Valentine Michailowna war ganz erfüllt von jener besonderen Grazie, welche den „liebenswürdigen" Egoistinnen eigen ist; in dieser Grazie ist weder Poesie noch wahres Gefühl: es ist in ihr aber Weichheit, Sympathie und sogar Zärtlichkeit. Nur in den Weg treten darf man diesen anziehenden Egoistinnen nicht; sie sind herrschsüchtig und ertragen keine fremde Selbstständigkeit.

Frauen wie die Sipjägin reizen und erregen unerfahrene, leidenschaftliche Menschen; sie selbst aber lieben im Leben Ruhe und Regelmäßigkeit. Die Tugend giebt

*) Erziehungsanstalt.

sich ihnen leicht — sie sind unerschütterlich; aber der stete Wunsch zu herrschen, zu fesseln und zu gefallen giebt ihnen Beweglichkeit und Glanz: ihr Wille ist stark — und der Zauber ihrer Macht liegt zum Theil in diesem festen Willen. Es ist schwer zu widerstehen, wenn in so einem klaren, unberührten Wesen Flämmchen einer unwillkürlichen, heimlichen Zärtlichkeit aufflackern; es ist, als wenn eben die Stunde schlagen müsse, wo das Eis schmilzt; aber das helle Eis treibt nur sein Spiel mit den Sonnenstrahlen — nie wird es schmelzen und sich trüben!

Valentine Michailowna scheute die Koquetterie nicht: sie wußte sehr wohl, daß für sie selbst dabei keine Gefahr war oder sein konnte. Aber es war doch so süß für das eigene Herz, zu sehen — wie fremde Augen sich trüben oder erglänzen, fremde Wangen aus Furcht oder Verlangen erglühen, eine fremde Stimme bebt und bricht, und die Ruhe einer fremden Seele zerstört wird! Wie angenehm war es am späten Abend, wenn sie sich zu friedlichem Schlummer auf ihr schneeweißes Lager legte, — sich all' der aufgeregten Worte, Blicke und Seufzer zu erinnern! Mit welchem zufriedenen Lächeln zog sie sich dann in sich selbst, in das Bewußtsein ihrer eigenen Unnahbarkeit und Unantastbarkeit zurück — oder nahm herablassend die erlaubten Liebkosungen ihres wohlerzogenen Gemahls entgegen.

Dieses angenehme Gefühl ging bei ihr zuweilen bis zur Rührung, so daß sie bereit war ein gutes Werk zu thun, oder dem Nächsten Hülfe zu leisten .... Sie hatte einmal ein kleines Armenhaus gegründet, als ein, bis zum Wahnsinn in sie verliebter Gesandtschaftssecretair einen Versuch gemacht hatte sich den Hals abzuschneiden! Sie hatte innig für ihn gebetet, obgleich ihr religiöses Gefühl von Kindheit auf sehr schwach war.

So gab sie sich denn in der Unterhaltung mit Neshdanow alle erdenkliche Mühe ihn zu besiegen und zu unterwerfen. Sie ließ ihn herankommen, sie deckte gleichsam ihr Herz vor ihm auf und sah mit liebenswürdiger Neugierde und mit halb — mütterlicher Zärtlichkeit zu, wie dieser nicht häßliche, interessante, strenge Republikaner ihr leise und ungeschickt entgegenkam.

Einen Tag, eine Stunde, eine Minute später wird alles dieses spurlos verschwunden sein — aber, so lange es dauert, ist ihr vergnügt, etwas komisch, etwas unheimlich — und vielleicht auch etwas traurig zu Muthe.

Seine Herkunft vergessend und eingedenk dessen, wie eine solche Theilnahme von vereinsamten, entfremdeten

Menschen hochgeschätzt wird, fing Valentine Michailowna an Neshdanow über seine Familie, seine Jugend auszufragen .... Sie erkannte jedoch sogleich an seinen verwirrten, scharfen Antworten, daß sie einen falschen Ton angeschlagen hatte, und suchte ihren Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß sie sich ihm gegenüber noch freier gehen ließ .... So öffnet im Sommer eine aufgeblühte Rose in der schwülen Mittagsgluth ihre Blumenblätter, um sie in der erfrischenden Kühle der Nacht wieder zu schließen.

Es gelang ihr jedoch nicht ihren Fehler ganz wieder gut zu machen. — Es war ein wunder Fleck in ihm berührt worden und Neshdanow hatte nicht mehr das frühere Vertrauen. Jene Erbitterung, die er immer empfand und im tiefsten Grunde seiner Seele mit sich herumtrug — regte sich von Neuem; es erwachten demokratische Vorwürfe, und Argwohn. „Ich bin nicht deshalb hergekommen!“ — dachte er; er erinnerte sich der spöttischen Ermahnungen Paklin's .... und er benutzte die erste Pause im Gespräch, und verließ mit kurzer Verbeugung das Zimmer, indem er unwillkürlich bei sich die Worte: „sehr dumm!“ flüsterte.

Seine Verwirrung war Valentine Michailowna nicht entgangen .... allein, nach dem Lächeln zu urtheilen, mit welchem sie ihn mit den Augen begleitete — legte sie seine Verwirrung in einer für sie günstigen Weise aus.

Im Billardzimmer begegnete Neshdanow Mariannen. Sie stand mit fest gekreuzten Armen ohnweit der Thür des Kabinets, mit dem Rücken zum Fenster gekehrt, da. Ihr Gesicht befand sich in einem beinahe schwarzen Schatten, aber ihre kühnen Augen hefteten sich so fest und fragend auf ihn, ihre zusammengepreßten Lippen drückten eine solche Verachtung und beleidigendes Mitleid aus, daß er befangen stehen blieb.

„Sie wollen mir Etwas sagen?“ sagte er unwillkürlich.

Marianne antwortete nicht gleich.

„Nein .... oder doch; ich will Ihnen Etwas sagen, aber nicht jetzt.“

„Wann denn?“

„Warten Sie ein wenig. Vielleicht — morgen; vielleicht — niemals. Ich weiß doch eigentlich sehr wenig was Sie für ein Mensch sind?“

„Aber .... es ist mir zuweilen vorgekommen,“ .... fing Neshdanow an .... „daß zwischen uns ...“

„Und Sie kennen mich gar nicht,“ unterbrach ihn Marianne. „Warten Sie. Vielleicht morgen. Jetzt muß ich zu meiner — Herrin. Auf morgen.“

Neshdanow machte ein paar Schritte und kehrte wieder um.

„Ach, ja! Marianne Wikentjewna .... Ich habe Sie immer fragen wollen: erlauben Sie mir einmal mit Ihnen in die Schule zu gehen, ehe sie geschlossen wird — ich möchte sehen, wie Sie dort unterrichten?“

„Kommen Sie .... Aber, nicht von der Schule wollte ich mit Ihnen sprechen.“

„Wovon denn?“

„Auf morgen,“ wiederholte Marianne.

Sie wartete indessen den folgenden Tag nicht ab — und das Gespräch zwischen ihr und Neshdanow fand noch am selben Abend in einer der Lindenalleen statt, die ohnweit der Terrasse ihren Anfang nahmen.

Dreizehntes Capitel.

Sie trat selbst zu ihm heran.

„Herr Neshdanow,“ fing sie hastig an, „Sie scheinen ganz bezaubert von Valentine Michailowna zu sein?“

Sie bog, ohne seine Antwort abzuwarten, in die Allee ein; Neshdanow ging neben ihr her.

„Woher glauben Sie das?“ fragte er nach einer kleinen Weile.

„Ist es denn nicht so? Dann hat sie es heute falsch angefangen. Ich kann mir vorstellen wie geschäftig sie war, wie sie ihre kleinen Netze ausstellte!“

Neshdanow erwiderte Nichts und warf blos einen Seitenblick auf seine seltsame Nachbarin.

„Hören Sie,“ fuhr sie fort; „ich will nicht heucheln: ich liebe Valentine Michailowna nicht — und Sie wissen das sehr gut. Ich erscheine Ihnen vielleicht ungerecht .... aber, denken Sie nur ....“

Die Stimme versagte Mariannen. Sie erröthete und gerieth in Wallung. Ihre Aufregung hatte immer den Anschein des Zornes.

„Sie fragen sich wahrscheinlich,“ fing sie wieder an, „wozu erzählt mir dieses Fräulein Alles das? Sie haben wahrscheinlich dasselbe gedacht als ich Ihnen die Nachricht .... in Bezug auf Markelow mittheilte?“

Sie bückte sich plötzlich, riß einen kleinen Pilz aus der Erde, zerbrach ihn und warf ihn bei Seite.

„Sie irren sich, Marianne Wikentjewna,“ erwiderte

Neshdanow, „ich habe im Gegentheil gedacht, daß ich Ihnen Vertrauen einflöße, und dieser Gedanke war mir angenehm.“

Neshdanow sprach nicht die volle Wahrheit. Dieser Gedanke kam ihm erst jetzt.

Marianne schaute einen Augenblick zu ihm auf; bis dahin hatte sie sich immer abgewandt.

„Sie haben mir nicht eigentlich Vertrauen eingeflößt,“ sagte sie, „Sie sind mir ja ganz fremd, aber Ihre Stellung im Leben und die meine — sind einander ähnlich. Wir sind Beide gleich unglücklich, und das ist es was uns verbindet.“

„Sind Sie unglücklich?“ fragte Neshdanow.

„Und Sie? sind Sie es denn nicht?“ antwortete Marianne.

Er schwieg.

„Kennen Sie die Geschichte meines Lebens?“ fing sie lebhaft an: „die Geschichte meines Vaters? Seine Verbannung — nicht? — Nun so erfahren Sie denn, daß er vor Gericht gestellt und schuldig erklärt, daß ihm Rang und Stand — Alles genommen — und daß er nach Sibirien geschickt wurde. Darauf starb er ... Meine Mutter starb ebenfalls. Mein Onkel Sipjägin, der Bruder meiner Mutter, nahm mich auf — ich esse bei ihm das Gnadenbrod — er ist mein Wohlthäter — und Valentine Michailowna meine Wohlthäterin. Ich aber vergelte es ihnen mit schwarzem Undank, — ich muß ein hartes Herz haben — fremdes Brod ist so bitter — und ich kann keine kränkende Herablassung ertragen; — ich will keine Beschützer; — ich verstehe es nicht zu verhehlen — und wenn ich unaufhörlich mit Stecknadeln gestochen werde — so schreie ich eben nur deshalb nicht, weil ich sehr stolz bin.“

Indem Marianne diese abgebrochenen Reden führte, ging sie immer schneller und schneller.

Plötzlich blieb sie stehen.

„Wissen Sie, daß meine Tante, um mich loszuwerden, mich mit diesem widerwärtigen Kallomenzew verheirathen möchte? Sie kennt ja meine Ueberzeugungen — ich bin in ihren Augen ja Nihilistin — und er! — Ich gefalle ihm natürlich nicht, ich bin ja nicht hübsch — aber man kann mich verkaufen. Das ist ja auch eine Wohlthat!“

„Warum ....“ begann Neshdanow, und stockte.

Marianne blickte wieder einen Augenblick zu ihm auf.

„Warum ich denn Markelow's Heirathsantrag nicht angenommen habe, wollen Sie fragen? Nicht wahr? Ja;

was ist aber dabei zu thun? Er ist ein guter Mensch .... aber, ich kann Nichts dafür, daß ich ihn nicht liebe!"

Marianne ging wieder voraus, als wenn sie ihren Begleiter der Pflicht entheben wollte, Etwas auf dieses unerwartete Geständniß zu erwidern.

Sie hatten das Ende der Allee erreicht. Marianne bog rasch auf einen schmalen Seitenpfad, welcher sich durch einen Tannenwald schlängelte. — Neshdanow folgte ihr — Er war in doppelter Weise verwundert: erstens kam es ihm sonderbar vor, daß dieses scheue Mädchen auf einmal so offen gegen ihn war; zweitens und noch mehr wunderte er sich darüber, daß diese Offenheit ihn gar nicht befremdete, daß er sie vielmehr ganz natürlich fand.

Plötzlich drehte sich Marianne um, blieb mitten auf dem Wege stehen, und sie versenkte ihre Augen in die seinigen.

„Alexei Dmitriewitsch," begann sie, „denken Sie nicht, daß meine Tante böse ist ... Nein! aber sie ist ganz Lüge; sie ist eine Komödiantin, eine Phrasenmacherin, — sie will, daß Alle sie wegen ihrer Schönheit anbeten — und vor ihr niedersinken, wie vor einer Heiligen! — Sie erfindet ein herzliches Wort, sagt es dem Einen — und wiederholt es dann dem Zweiten, Dritten — und jedes Mal, als wenn sie es eben gefunden, und spielt dabei mit ihren wunderbaren Augen! — Sie kennt sich selbst sehr gut — sie weiß, daß sie der Madonna gleicht — und liebt Niemand! Sie giebt sich den Anschein, als wenn sie sich mit Kolja beschäftigte, allein sie spricht nur über ihn mit klugen Leuten — und das ist Alles. — Sie wünscht Niemand Böses — sie ist ganz — Wohlwollen ... aber wenn man Ihnen in ihrer Gegenwart alle Knochen zerbricht — ihr ist es gleichviel! Sie wird keinen Finger rühren, um Sie zu befreien. Wenn es aber nothwendig oder vortheilhaft für sie selbst ist, dann ... oh, dann! ..."

Marianne hielt inne. Der Zorn beklemmte ihr die Brust, sie konnte ihm nicht mehr wehren, sie ließ ihm freien Lauf ... aber ihre Stimme versagte ihr.

Marianne gehörte zu einer besonderen Gattung unglücklicher Geschöpfe (in Rußland giebt es deren Viele), ... Gerechtigkeit befriedigt, aber freut sie nicht; aber die Ungerechtigkeit, für welche sie ein sehr feines Gefühl haben, bringt sie in dem Grund der Seele auf.

Neshdanow hatte sie, während sie sprach, aufmerksam betrachtet: ihr erröthetes Gesicht mit dem kurzen, etwas verwirrten Haar und den krampfhaft zuckenden, feinen

Lippen erschien ihm drohend, bedeutend — und hübsch. Das Sonnenlicht fiel durch das dichte Netz der Zweige in einem goldenen Funken auf ihre Stirn, und diese Feuerzunge paßte gut zu ihrem erregten Gesicht, zu den weitgeöffneten, unbeweglichen, glänzenden Augen und dem glühenden Tone ihrer Stimme.

„Sagen Sie mir," fragte endlich Neshdanow, „warum haben Sie mich unglücklich genannt? Ist Ihnen denn meine Vergangenheit bekannt?"

Marianne nickte bejahend mit dem Kopfe. „Ja."

„Das heißt ... Wie denn? — Hat Ihnen Jemand von mir gesprochen?"

„Ich kenne Ihre Herkunft."

„Sie kennen dieselbe? ... Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Immer dieselbe — dieselbe Valentine Michailowna, von der Sie so bezaubert sind. Sie hat nicht unterlassen, in meiner Gegenwart, flüchtig wie gewöhnlich, aber deutlich — nicht etwa mit Bedauern, sondern wie eine Liberale, die über alle Vorurtheile erhaben ist — zu erzählen, welche Verhältnisse in dem Leben ihres neuen Lehrers obwalten! Ich bitte, wundern Sie sich nicht darüber: Valentine Michailowna erzählt eben so flüchtig und bedauernd, welche Umstände in dem Leben ihrer Nichte obwalten: ihr Vater sei für Bestechung nach Sibirien geschickt worden. Wie aristokratisch sie sich auch denken möge — sie ist einfach klatschsüchtig und gefallsüchtig — diese Ihre Raphaelsche Madonna!"

„Erlauben Sie," bemerkte Neshdanow: „warum nennen Sie sie denn „meine" Madonna?"

Marianne wandte sich ab und ging auf dem Wege weiter.

„Sie hatten mit ihr eine so lange Unterredung," antwortete Marianne dumpf.

„Ich habe kaum ein einziges Wort gesprochen," antwortete Neshdanow, „sie hat während der ganzen Zeit allein gesprochen."

Marianne setzte schweigend ihren Weg fort. — Jetzt aber bog der schmale Fußpfad auf die Seite, das Tannenwäldchen öffnete sich und vor ihnen lag eine kleine Lichtung, in deren Mitte eine hohle Trauerbirke stand, die von einer runden Bank umschlossen war. Marianne setzte sich auf diese Bank; Neshdanow nahm neben ihr Platz. Ueber ihren Köpfen wiegten sich leise die langen Büschel der langherabhängenden, mit feinen, grünen Blättchen bedeckten Zweige. Zu ihren Füßen blühten Maiblumen im dünnen

Grase — der frische Duft des jungen Grases, der die ganze Lichtung erfüllte, erleichterte in angenehmer Weise die von dem harzigen Geruch des Tannenwaldes beklemmte Brust.

„Sie wollen die hiesige Schule mit mir besuchen?“ fing Marianne an; „so kommen Sie, wir wollen hingehen. — Aber ... ich weiß nicht ... Sie werden wenig Freude daran haben. Sie haben gehört, unser Hauptlehrer ist der Diakon. Er ist ein guter Mensch — aber Sie können sich nicht vorstellen, was er dort treibt! Unter den Schülern ist ein Knabe, man nennt ihn Garassja ... eine Waise von neun Jahren; stellen Sie sich vor — der lernt am Besten von Allen!“

Indem Marianne den Gegenstand des Gespräches veränderte, hatte sie sich gleichsam selbst ebenfalls verändert: sie wurde bleich und still; ihr Gesicht nahm einen verwirrten Ausdruck an, als schäme sie sich alles dessen, was sie geredet hatte. Sie wollte Neshdanow offenbar gern auf irgend eine „Frage“ lenken — die Schulfrage, die Bauernfrage ... um nur nicht in demselben Tone fortzufahren. Ihn aber interessirten in diesem Augenblicke alle diese Fragen wenig.

„Marianne Wikentjewna,“ fing er an, „ich muß Ihnen aufrichtig sagen, ich habe durchaus ... das Alles nicht erwartet, was jetzt zwischen uns vorgegangen ist. (Bei dem Worte „vorgegangen“ — horchte Marianne leicht auf.) Mir scheint, daß wir uns plötzlich sehr ... sehr nahe gerückt sind. So mußte es auch kommen. Wir gehören schon längst zu einander, haben uns aber nicht ausgesprochen. Ich werde daher ohne Hehl mit Ihnen sprechen. — Das Leben in diesem Hause ist Ihnen drückend und schwer; aber Ihr Onkel, obgleich ein beschränkter Mensch, ist dennoch — soweit ich urtheilen kann, ein humaner Mensch; begreift er denn nicht das Schwierige Ihrer Stellung und stellt sich auf Ihre Seite?“

„Mein Onkel? Erstens ist er gar kein Mensch; er ist Beamter — Senator, Minister — was weiß ich! Und zweitens will ich nicht grundlos klagen und verleumden: mir ist das Leben hier durchaus nicht drückend und schwer, d. h. — man bedrückt mich nicht; die kleinen Nadelstiche meiner Tante kümmern mich im Grunde wenig ... Ich bin vollkommen frei.“

Neshdanow warf einen erstaunten Blick auf Marianne.

„Wenn dem so ist ... Alles, was Sie mir soeben gesagt ...“

„Sie können mich auslachen, wenn Sie wollen," fiel sie ihm in die Rede; wenn ich unglücklich bin — so bin ich es nicht durch eigenes Unglück. — Es kommt mir bisweilen vor, daß ich durch alle bedrängten Armen und Elenden in Rußland leide . . . nein, nicht leide — aber unwillig und empört bin; . . . daß ich fähig wäre meinen Kopf für sie hinzulegen. Ich bin unglücklich, weil ich ein Fräulein, eine Schmarotzerin bin, die Nichts, Nichts kann und versteht! Als mein Vater in Sibirien — und ich mit meiner Mutter in Moskau geblieben war — ach! wie zog es mich dann zu ihm hin! — nicht, daß ich ihn sehr geliebt oder geachtet hätte — aber ich hätte so gern selbst erfahren, mit eigenen Augen gesehen, wie die Verschickten, Verfolgten dort leben . . . und wie ärgerte ich mich über mich selbst, über alle diese Ruhigen, Behäbigen, Satten! . . . Und als er dann zurückkehrte, zerbrochen und zerschlagen — und anfing sich zu demüthigen, zu plagen, zu bitten, . . . ach . . . wie schwer war das! Wie gut hat er gethan, daß er gestorben ist . . . und die Mutter auch! Ich aber bin leben geblieben . . . Weshalb? .. um zu fühlen, daß ich einen schlechten Charakter habe, daß ich undankbar bin, daß mit mir kein Auskommen ist — und daß ich für Niemand anf der Welt Etwas thun kann!"

Marianne brach zusammen; ihre Hand glitt auf die Bank. Neshdanow hatte großes Mitleid mit ihr; er berührte ihre herabhängende Hand . . . aber Marianne zog sie sogleich zurück — nicht als ob die Bewegung Neshdanows ihr nicht am Platze erschienen wäre. Gott bewahre! — er konnte denken, daß sie absichtlich sein Mitleid hatte wecken wollen.

Durch die Zweige der Tannenbäume schimmerte ein Frauenkleid.

Marianne raffte sich auf.

„Sehen Sie, Ihre Madonna hat einen Spion ausgeschickt. Das ist das Kammermädchen, welches mich beobachten soll — um ihrer Herrin zu hinterbringen, wo ich gewesen bin, und mit wem! — Es ist der Tante wahrscheinlich eingefallen, daß ich mit Ihnen zusammen sein könnte — und sie findet das unschicklich — zumal nach der sentimentalen, mit Ihnen ins Werk gesetzten Scene. Aber es ist in der That Zeit, nach Hause zu gehen; kommen Sie."

Marianne stand auf und auch Neshdanow erhob sich von seinem Platze. Sie blickte über die Schulter zu ihm

zurück und es zog ein kindlicher, lieblicher, etwas verlegener Ausdruck über ihr Gesicht.

„Sie sind mir doch nicht böse? Sie denken doch nicht von mir, daß ich auch habe mit Ihnen coquettiren wollen? — Nein, Sie denken das nicht,“ fuhr sie fort, ehe Neshdanow ihr noch Etwas erwidern konnte. „Sie sind eben so ein Unglücklicher wie ich — und Ihr Charakter ist auch schlecht wie der meine. — Und morgen gehen wir zusammen in die Schule, denn jetzt sind wir gute Freunde.“

Als Marianne und Neshdanow sich dem Hause näherten, betrachtete Valentine Michailowna sie von dem Balkon aus mit der Lorgnette — und schüttelte mit ihrem gewohnten, milden Lächeln den Kopf. Sie kehrte durch die offene Glasthür in den Salon zurück, in welchem Sipjägin schon mit einem herübergekommenen, zahnlosen Nachbar beim préférence saß, und sagte laut und jede Silbe deutlich betonend:

„Wie feucht es draußen ist! Das ist ungesund!“

Marianne wechselte einen Blick mit Neshdanow; Sipjägin aber, der seinen Partner eben remis gemacht hatte, warf seiner Frau seitwärts, über die Wange hin, einen wahrhaft ministerialen Blick zu — und ließ dann seinen schläfrig-kalten, aber durchdringenden Blick auf das aus dem dunklen Garten hereintretende Paar schweifen.

Vierzehntes Capitel.

Es vergingen noch zwei Wochen. Alles ging seinen gewohnten Gang fort. Sipjägin theilte die täglichen Beschäftigungen ein — wenn auch nicht wie ein Minister, so doch wenigstens wie ein Kanzleidirector — und behielt seine würdige, humane, etwas vornehme Haltung bei. Kolja nahm seine Stunden, Anna Sacharowna wurde von stetem verhaltenem Grimme verzehrt, Gäste kamen, unterhielten sich, kämpften im Kartenspiel mit einander — und schienen sich nicht zu langweilen. Valentine Michailowna fuhr fort, mit Neshdanow ihr Spiel zu treiben — ihrer Liebenswürdigkeit begann sich jedoch eine gewisse gutmüthige Ironie beizumischen.

Neshdanow näherte sich Mariannen immer mehr und mehr und fand — zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie einen ziemlich gleichmäßigen Charakter hatte und

daß man über Alles mit ihr reden konnte, ohne auf allzu schroffe Widersprüche zu stoßen.

Er hatte ein paar Mal mit ihr die Schule besucht — überzeugte sich aber gleich bei seinem ersten Besuch, daß er dort Nichts würde ausrichten können. Der Diakon herrschte dort nach dem Willen und der Anordnung Sipjägins in unumschränkter Weise. Er unterrichtete nicht gerade schlecht im Lesen und Schreiben — legte den Kindern auf dem Examen ziemlich sonderbare Fragen vor. So fragte er z. B. einmal den Garassja, wie er wohl den Ausdruck: „Dunkel ist das Wasser in den Wolken" erklären würde? — Worauf Garassja auf das Geheiß des Diakons antworten mußte: „Dieses ist unerklärlich." Die Schule wurde übrigens bald — wie es im Sommer stets geschah — bis zum Herbste geschlossen.

Der Ermahnungen Paklins und Anderer eingedenk, machte Neshdanow auch einige Versuche, sich den Bauern zu nähern, bemerkte aber bald, daß er sie nur studirte, so weit seine Beobachtungsgabe reichte — keineswegs aber Propaganda machte. Er hatte fast sein ganzes Leben in der Stadt zugebracht — und zwischen ihm und dem Landvolk lag ein Abgrund, den er nicht zu überspringen vermochte.

Er hatte Gelegenheit gefunden, mit dem Trunkenbold Cyrill und sogar mit Mendelei-Dutik einige Worte zu wechseln — aber seltsam, — er hatte Scheu vor ihnen — und hörte Nichts von ihnen außer einigen allgemein gehaltenen, abgebrochenen Schimpfreden. Ein anderer Bauer — man nannte ihn Titjuieff, brachte ihn vollends außer Fassung. Dieser Bauer hatte ein außerordentlich energisches Räubergesicht . . . „Nun, dieser ist gewiß zuverlässig," dachte Neshdanow; und was ergab sich? — es war ein Bauer ohne Land und Hof. Die Gemeinde hatte ihm sein Land genommen, weil er, ein gesunder, starker Mensch — nicht arbeiten konnte. „Ich kann nicht!" rief Titjuieff schluchzend und mit einem tiefen Seufzer: — „Ich kann nicht arbeiten, und wenn Ihr mich todtschlagt! — Oder ich nehme mir selbst das Leben!" Er endigte damit, daß er betteln ging: — „einen Groschen! zu Brod!" . . . und der mit dem Gesichte eines Rinaldo Rinaldini!

Dem Volke auf der Fabrik konnte Neshdanow erst recht nicht beikommen, alle diese Leute waren entweder schrecklich keck, oder schrecklich finster und auch mit diesen konnte Nichts aufgestellt werden.

Neshdanow schrieb seinem Freunde Sselin über diesen

Gegenstand einen langen Brief, in welchem er sich bitter über seine Ungeschicklichkeit beklagte und die Schuld daran seiner schlechten Erziehung und seiner widerwärtigen „ästhetischen" Natur zuschrieb! Er bildete sich plötzlich ein, daß sein Beruf in der Angelegenheit der Propaganda sei, — nicht durch das lebendige, gesprochene Wort, sondern vielmehr durch Schrift zu wirken; allein die von ihm begonnene Broschüren wollten nicht gelingen. Alles was er auf das Papier zu übertragen suchte, machte auf ihn selbst den Eindruck von etwas Falschem, Gezwungenem, Unrichtigem in Ton und Sprache — und ein paar Mal — o Schrecken! — hatte er sich in gebundener Rede und in skeptischen Persönlichkeiten ergossen. Er entschloß sich sogar (ein vielsagendes Zeugniß des Vertrauens und der Annäherung!) — mit Mariannen über diese mißlungenen Versuche zu sprechen — und fand bei ihr Mitgefühl — natürlich nicht für seine Belletristik — sondern für jenes moralische Siechthum, an dem er litt, und das auch ihr nicht fremd war.

Marianne kämpfte nicht weniger als er selbst gegen die Aesthetik an; — hatte aber Markelow gerade deshalb nicht lieben können, weil in ihm keine Spur von dieser Aesthetik zu finden war! Marianne gestand sich das natürlich nicht einmal selbst ein; aber es hat ja nur das Macht in uns, was für uns selbst ein halbgeahntes Geheimniß bleibt.

So gingen die Tage — langsam und ungleich — aber nicht langweilig hin.

Etwas Seltsames ging mit Neshdanow vor. Er war unzufrieden mit sich selbst, mit seiner Thätigkeit — d. h. mit seiner Unthätigkeit; seine Reden waren meist gallig und voll scharfer Selbstanklage; doch in seiner Seele, irgendwo, ganz in der Tiefe, war ihm gar nicht schlecht zu Muthe und er empfand sogar eine gewisse Ruhe. War das die Folge der ländlichen Stille, der Luft, des Sommers, der guten Kost, des bequemen Lebens, — rührte es daher, weil er zum ersten Male die Süßigkeit der Annäherung eines weiblichen Herzens empfand? — das ist schwer zu sagen; aber es war ihm wirklich leicht zu Muthe, obgleich er sich bei seinem Freunde Ssilin beklagte, aufrichtig beklagte.

Neshdanow wurde übrigens eines Tages plötzlich aus dieser Gemüthsverfassung herausgerissen.

Am Morgen jenes Tages erhielt er einen Brief von Wassili Nikolajewitsch, in welchem ihm vorgeschrieben wurde, sich — in Erwartung weiterer Instructionen —

mit Markelow zusammen unverzüglich mit dem schon genannten Ssolomin und einem gewissen Goluschkin, einem altgläubigen Kaufmann, in Verbindung zu setzen und zu besprechen. Dieser Brief beunruhigte Neshdanow. Es blickte in demselben ein Vorwurf wegen seiner Unthätigkeit durch. Die Erbitterung, die sich die ganze Zeit über bei ihm nur in Worten geäußert hatte, erwachte von Neuem in ihm.

Zum Mittag erschien Kallomeyzew, ebenfalls verstimmt und aufgeregt.

„Stellen Sie sich vor," rief er mit Thränen in der Stimme, „welch eine entsetzliche Nachricht ich eben in den Zeitungen gelesen habe· — meinen Freund, meinen lieben Michael, den serbischen Fürsten, — haben die Schurken in Belgrad erschlagen! — Wohin werden endlich diese Jacobiner und Revolutionäre kommen, wenn man ihnen nicht eine feste Grenze stellt!" —

Sipjägin „erlaubte sich zu bemerken", daß dieser abscheuliche Mord wohl schwerlich von Jacobinern verübt worden sei, „deren es in Serbien keine giebt" — sondern wahrscheinlich von der Partei des Karageorgiewitsch, der Feinde des Obrenowitsch . . . allein Kallomeyzew wollte Nichts davon hören und fuhr fort, mit weinerlicher Stimme zu erzählen, wie der verstorbene Fürst ihn geliebt habe und welch ein schönes Gewehr er ihm geschenkt! . . .

Immer mehr in's Feuer gerathend, ging Kallomeyzew von den ausländischen Jacobinern zu den einheimischen Nihilisten und Socialisten über, und erging sich in einer donnernden Philippika gegen dieselben. Ein großes Weißbrod mit beiden Händen umfassend und es über seinem Teller Suppe in zwei Hälften brechend, wie es die ächten Pariser, die Habitué's des „Café Riche," thun — äußerte er den Wunsch, alle diejenigen, welche sich irgend Jemand oder irgend Etwas widersetzen, ganz ebenso zermalmen und in Staub verwandeln zu können! Er drückte sich gerade so aus. — „Es ist Zeit! Es ist Zeit!" sagte er, indem er einen Löffel Suppe zum Munde führte; — „es ist Zeit! es ist Zeit!" wiederholte er, dem Diener, welcher Xeres einschenkte, sein Spitzglas hinhaltend. Er gedachte ehrfurchtsvoll der großen Moskauer Publicisten — und „Ladislas, notre bon et cher Ladislas" führte er unaufhörlich im Munde. Und dabei richtete er immer seinen Blick auf Neshdanow, als wollte er ihn durchbohren. „Da hast Du! Nimm den Schlag entgegen! Das ist auf Dich gemünzt! Das auch!" —

Dieser konnte es endlich nicht länger ertragen — und

fing an zu entgegnen — ein wenig freilich nur und mit bebender, (nicht vor Furcht) heiserer Stimme; er begann die Hoffnungen, die Ueberzeugungen, die Ideale der Jugend zu vertheidigen. Kallomeyzew fing sogleich an zu pfeifen — sein Unwille äußerte sich stets im Falsett — und wurde grob. Sipjägin nahm großmüthig die Partei Neshdanow's; Valentine Michailowna stimmte mit ihrem Manne überein; Anna Sacharowna bemühte sich Kolja's Aufmerksamkeit abzulenken und warf unter der überhängenden Haube zornige Blicke nach allen Seiten hin. Marianne regte sich nicht; sie war wie versteinert.

Als Neshdanow zum zwanzigsten Male den Namen Ladislas aussprechen hörte — fuhr er plötzlich heftig auf, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und rief:

„Wen führen Sie da als Autorität an! Als ob wir nicht wüßten, was dieser Ladislas ist? — Ein geborener Knecht ist er — und weiter Nichts!“

„A — a — a! Al . . . . so . . . so!“ — stöhnte Kallomeyzew, vor Wuth stotternd. „So erlauben Sie sich von einem Manne zu sprechen, der die Achtung von Personen, wie der Graf Blasenkrampf und der Fürst Kowrischkin, genießt!“

Neshdanow zuckte die Achseln. „Keine besondere Recommandation: der Fürst Kowrischkin, dieser Lakai, der den Enthusiasten macht . . . .“

„Ladislas ist mein Freund!“ schrie Kallomeyzew.

„Um so schlimmer für Sie,“ unterbrach ihn Neshdanow; „Sie theilen also seine Anschauungsweise und meine Worte beziehen sich also ebenfalls auf Sie.“

Kallomeyzew erstarrte vor Zorn. „W . . . a? Was? . . . . Wie wagen Sie? . . . Ich werde . . . gleich . . .“

„Was werden Sie g l e i c h mit mir zu thun belieben?“ fragte Neshdanow mit ironischer Höflichkeit.

Wer weiß, womit dieser Zusammenstoß der beiden Feinde geendigt hätte, wenn nicht Sipjägin dem Streite gleich im Beginne ein Ende gemacht hätte.

Die Stimme erhebend und eine Haltung annehmend, von der es unbestimmt blieb, ob in ihr die Vornehmheit des Staatsmannes oder die Würde des Hausherrn vorherrschte, — erklärte er mit ruhiger Bestimmtheit, daß er sich an seinem Tische solche unbewachten Ausdrücke verbitte; daß er es sich längst zum Gesetz (er verbesserte sich: zum heiligen Gesetze) gemacht habe, jede Art fremder Ueberzeugungen zu ehren, jedoch mit der Bedingung (hier erhob er den mit einem Wappen im Siegelring ge-

schmückten Zeigefinger), daß sie gewisse Grenzen der Schicklichkeit und Wohlanständigkeit einhielten; daß er, wenn gleich er von der einen Seite nicht umhin könne, bei Herrn Neshdanow die Maaßlosigkeit der Sprache, die übrigens in seiner Jugend eine Entschuldigung fände — zu rügen, er doch von der andern Seite die Erbitterung nicht gut heißen könne, mit welcher Herr Kallomeyzew über die Anhänger der entgegengesetzten Partei herfiele — eine Erbitterung, die übrigens in seinem Eifer für das allgemeine Wohl eine Erklärung finde."

„Unter meinem Dache," schloß, er „unter dem Dache der Sipjägin's giebt es weder Jacobiner noch Knechte, — da giebt es nur rechtschaffene Leute, die, sobald sie einander verstanden, unbedingt damit endigen sich die Hand zu reichen!"

Neshdanow und Kallomeyzew verstummten Beide — reichten einander jedoch nicht die Hände, die Stunde des gegenseitigen Einverständnisses hatte offenbar noch nicht für sie geschlagen. Im Gegentheil: sie hatten noch niemals einen so heftigen, gegenseitigen Haß empfunden.

Es herrschte, bis die Tafel aufgehoben wurde, ein unangenehmes, ungeschicktes Schweigen. Sipjägin machte den Versuch eine diplomatische Anecdote zu erzählen — blieb aber mit derselben auf halbem Wege. Marianne sah unverwandt auf ihren Teller herab. Sie wollte die Theilnahme nicht zeigen, welche die Sprache Neshdanow's in ihr geweckt — nicht aus Feigheit — oh, nein! Sie durfte sich vor allen Dingen in Gegenwart der Sipjägin nicht verrathen. Sie fühlte wie deren durchdringender Blick auf sie geheftet war. Und in der That — die Sipjägin wandte kein Auge von ihr — von ihr und Neshdanow. Sein unerwartetes Aufbrausen setzte anfänglich die kluge Frau in Erstaunen; — und dann war es als fiele ihr plötzlich ein Licht auf Etwas. Ja, es war so, und es entschlüpfte ihr ein leichtes „Ach!" Ihr wurde plötzlich klar, daß Neshdanow, dieser selbe Neshdanow, der ihr unlängst noch so willig entgegenkam, sich von ihr abwandte. — Hier mußte Etwas vorgefallen sein .... War es nicht Marianne? Ja, ganz gewiß Marianne .... Er gefällt ihr .... und auch er ....

„Es müssen Maßregeln getroffen werden," schloß sie ihr Raisonnement. Während dessen erstickte Kallomeyzew fast in seinem Aerger. Selbst zwei Stunden später noch beim Préférence-Spiel sprach er die Worte: passe! oder: ich kaufe, mit verhaltenem Grimme aus und in seiner

Stimme klang das dumpfe Tremolo der Kränkung, ob er gleich Miene machte, dieselbe zu „verachten."

Sipjägin ganz allein war sehr zufrieden mit dieser ganzen Scene. Er hatte Gelegenheit gehabt die Kraft seiner Beredtsamkeit an den Tag zu legen, einen losbrechenden Sturm zu beschwichtigen .... Er kannte die lateinische Sprache und das Quos ego Virgils war ihm nicht fremd. Er dachte nicht daran sich gerade mit Neptun zu vergleichen, wurde jedoch bei diesem Anlasse unwillkürlich an ihn erinnert.

Funfzehntes Capitel.

Sobald es möglich war, begab sich Neshdanow in sein Zimmer und schloß sich in demselben ein. Er wollte Niemand sehen, Niemand außer Marianne. Ihr Zimmer befand sich am äußersten Ende eines langen Korridors, welcher durch die ganze obere Etage ging. Neshdanow war nur ein einziges Mal und auch nur für wenig Minuten in demselben gewesen, aber er glaubte, sie würd ihm nicht zürnen, wenn er an ihre Thür klopfen würd sie wünsche vielmehr sich mit ihm auszusprechen.

Es war schon ziemlich spät, ohngefähr zehn Uh Sipjägin's hielten es nach der Scene bei Tisch nicht fü nöthig ihn weiter zu belästigen und fuhren fort mit Kall menzew Karten zu spielen. Valentine Michailowna fragt ein paar Mal nach Mariannen, da diese ebenfalls bal nach Tisch verschwunden war.

„Wo ist denn Marianne Wikentjewna?" fragte si zuerst auf Russisch und dann auf Französisch, ohne sich dire an Jemand zu wenden; sie richtete ihre Frage gewisser maßen an die Wände, wie es sehr erstaunte Leute ge wöhnlich thun. Bald übrigens vertiefte auch sie sich i das Kartenspiel.

Neshdanow ging einige Mal in seinem Zimmer au und nieder, ging dann den Korridor entlang bis a Mariannens Thür und klopfte leise an dieselbe ... Kein Antwort. Er klopfte noch einmal, machte dann einen Ver such die Thür zu öffnen .... Sie war verschlossen Allein kaum hatte er Zeit gehabt in sein Zimmer zurück zukehren und sich zu setzen, als seine eigene Thür leis aufging und Mariannens Stimme hörbar wurde.

„Alexei Dmitriewitsch, sind Sie bei mir gewesen?"

Er sprang sofort auf und stürzte zur Thür in den Korridor. Marianne stand bleich und unbeweglich, ein Licht in der Hand, vor der Thür.

„Ja . . . . ich . . . .“ flüsterte er.

„Kommen Sie,“ erwiderte sie und ging den Korridor entlang; ehe sie aber an das Ende desselben kam, blieb sie stehen und stieß mit der Hand eine niedrige Thür auf. Neshdanow blickte in ein kleines, fast leeres Zimmer. „Treten Sie lieber hier ein, Alexei Dmitriewitsch, hier wird uns Niemand stören.“

Neshdanow gehorchte. Marianne stellte das Licht auf das Fensterbrett und wandte sich gegen Neshdanow.

„Ich verstehe, weshalb Sie gerade mich sehen wollten,“ fing sie an, „Sie haben es sehr schwer in diesem Hause — und ich auch.“

„Ja, ich wollte Sie sehen, Marianne Wikentjewna,“ antwortete er. „Das Leben hier ist mir jedoch nicht mehr so schwer, seitdem wir uns näher getreten.“

Marianne lächelte nachdenklich.

„Ich danke Ihnen, Alexei Dmitriewisch — aber, sagen Sie, wollen Sie trotz dieser Schändlichkeiten dennoch hier bleiben?“

„Ich glaube, man wird mich nicht behalten wollen — man wird mir kündigen!“ erwiderte Neshdanow.

„Sie selbst wollen aber nicht zurücktreten?“

„Ich selbst . . . . nein.“

„Warum nicht?“

„Wollen Sie die Wahrheit hören? Weil Sie hier sind.“

Marianne neigte den Kopf und trat etwas in das Zimmer zurück.

„Und zudem,“ fuhr Neshdanow fort, „bin ich gezwungen hier zu bleiben. — Sie wissen Nichts, aber ich will . . . . ich fühle, daß ich Ihnen Alles sagen muß.“ Er trat zu Marianne heran und faßte ihre Hand. Marianne zog ihre Hand zurück und schaute ihm in's Gesicht.

„Hören Sie,“ rief er plötzlich in heftiger Erregung, „hören Sie mich!“ und sofort, ohne sich auf einen der paar Stühle zu setzen, die sich im Zimmer befanden, immer vor Mariannen stehend und ihre Hand haltend, theilte er ihr mit leidenschaftlichem Feuer, mit einer ihm selbst unerwarteten Beredtsamkeit alle seine Pläne, seine Vorsätze, die Gründe, die ihn bewogen Sipjägin's Antrag anzunehmen — alle seine Verbindungen, Bekanntschaften, seine Vergangenheit — und Alles mit, worüber er sich gegen

Niemanden aussprach. Er erwähnte der erhaltenen Briefe von Wassili Nikolajewitsch — und sogar Ssilin's! Er sprach hastig, ohne zu stocken, ohne das geringste Zaudern — als mache er sich Vorwürfe darüber, daß er Mariannen bis dahin noch nicht in alle seine Geheimnisse eingeweiht habe, und er sich deshalb bei ihr entschuldige.

Marianne hörte ihm aufmerksam zu; sie verschlang seine Worte. Zuerst war sie sehr verwundert, — aber dieses Gefühl schwand sehr bald. Dankbarkeit, Stolz, Ergebenheit, Entschlossenheit erfüllten ihre Seele ganz. Ihr Antlitz, ihre Augen glänzten; sie that ihre andere Hand auf Neshdanow's Hand, ihre Lippen waren in Begeisterung geöffnet .... sie war auf einmal schön geworden.

Er hielt endlich inne, sah sie an — und es war ihm, als erblickte er zum ersten Mal dieses Gesicht, das ihm so theuer und so bekannt war.

Er seufzte laut und tief auf ....

„Wie gut habe ich gethan Ihnen Alles zu sagen!“ konnten seine Lippen flüsternd kaum hervorbringen.

„Ja gut .... gut!“ erwiderte sie gleichfalls in flüsterndem Ton. Sie that es ihm unwillkürlich nach .. .. die Stimme hätte ihr auch versagt. ... „Es ist Ihnen natürlich bekannt,“ fuhr sie fort, „daß ich zu Ihrer Verfügung stehe, daß ich ebenfalls Ihrer Sache nützen will, daß ich bereit bin Alles zu thun, was nöthig sein wird, daß ich hingehen will wohin man mich schickt, daß ich immer von ganzer Seele dasselbe gewünscht habe, was Sie wünschen ....“

Sie verstummte gleichfalls. Noch ein Wort — und Thränen der Rührung wären ihr aus den Augen gestürzt. Ihr ganzes starkes Wesen war plötzlich weich geworden wie Wachs. Thatendrang, Aufopferung, unverzügliche Aufopferung — das war es, wonach ihre Seele dürstete.

Tritte wurden hinter der Thür hörbar — vorsichtige, rasche, leichte Tritte.

Marianne richtete sich plötzlich auf, ließ Neshdanow's Hände aus den ihren und ihr ganzes Wesen wurde ein verändertes, heiteres. Etwas Verächtliches, Kühnes blitzte über ihr Angesicht.

„Ich weiß wer uns in diesem Augenblick behorcht,“ rief sie so laut, daß jedes ihrer Worte im Korridor widerhallte, — „Madame Sipjägin behorcht uns; das ist mir aber vollkommen gleichgültig.“

Das Geräusch der Schritte verhallte.

„Also?“ wandte sich Marianne an Neshdanow. „Was habe ich zu thun? Wie kann ich Ihnen helfen? Sprechen Sie .... sprechen Sie rasch! Was soll ich thun?“

„Was Sie thun sollen?“ antwortete Neshdanow. „Ich weiß es noch nicht .... Ich habe einen Brief von Markelow erhalten ....“

„Wann? Wann?“

„Heute Abend. Ich soll morgen mit ihm zu Ssolomin auf die Fabrik fahren.“

„Ja; ... ja .... Das ist auch ein prächtiger Mensch — der Markelow! Ein treuer Freund!“

„Gleich wie ich?“

Marianne sah Neshdanow gerade ins Gesicht.

„Nein, nicht wie Sie.“

„Wie?“

Sie wandte sich plötzlich ab von ihm.

„Ach! Wissen Sie denn nicht, was Sie mir geworden sind und was ich in diesem Augenblick empfinde ....“

Neshdanow's Herz schlug mächtig und er senkte unwillkürlich das Auge. Dieses Mädchen, welches ihn lieb gewonnen hatte — ihn, den obdachlosen Hungerleider — die sich ihm anvertraute, die bereit war ihm zu folgen, mit ihm demselben Ziele nachzustreben — dieses herrliche Mädchen — Marianne — war in diesem Augenblick für ihn der Inbegriff alles Guten und Wahren auf Erden — der Inbegriff von ungekosteter Schwester-Frauen-Familienliebe — der Inbegriff der Heimath, des Glückes, des Kampfes und der Freiheit!

Er erhob den Kopf und blickte in ihre, von Neuem auf ihn gerichteten Augen ....“

Oh, wie drang doch der helle, herrliche Blick dieser Augen in seine tiefste Seele ein! ...

„Also ....“ begann er mit unsicherer Stimme, „ich fahre morgen .... Und wenn ich von dort zurückkomme ... so werde ich Ihnen (es war Neshdanow auf einmal schwer ihr „Sie“ zu sagen,) — dann werde ich Ihnen Alles sagen was ich erfahren, was entschieden worden ist. Alles was ich thun und denken werde, sollst von nun an ... Du ... zuerst erfahren!“

„Oh, mein Freund!“ rief Marianne und ergriff wieder seine Hand, ich verspreche Dir dasselbe!“

Dieses „Dir“ ging so leicht und einfach von ihren Lippen, als könnte es gar nicht anders sein — als wäre es ein kameradschaftliches: „Du“

„Kann ich den Brief sehen?“

„Hier ist er, hier.“

Marianne durchlief den Brief mit den Augen und erhob einen fast ehrfurchtsvollen Blick zu Neshdanow.

„Es werden Dir so wichtige Aufträge ertheilt?“

Er antwortete mit einem Lächeln und verbarg den Brief in seiner Tasche.

„Seltsam,“ sprach er, „wir haben einander unsere Liebe gestanden — wir lieben uns — und es ist zwischen uns kein Wort der Liebe gefallen.“

„Wozu?“ flüsterte Marianne — warf sich ihm um den Hals und lehnte ihren Kopf an seine Schulter . . . . Aber sie wechselten keinen Kuß — das wäre alltäglich und . . . unheimlich gewesen — so fühlten sie beide, und gingen mit einem innigen Händedruck auseinander.

Marianne kehrte noch einmal nach dem Lichte zurück, welches sie auf dem Fensterbrette des leeren Zimmers vergessen hatte, und hier erst kam eine gewisse Verlegenheit über sie. Sie löschte das Licht aus, huschte im tiefen Dunkel durch den Korridor in ihr Zimmer, entkleidete sich und legte sich in diesem tiefen, für sie sehr angenehmen Dunkel zu Bette.

Sechszehntes Capitel.

Als Neshdanow am andern Morgen erwachte, empfand er gar keine Verlegenheit bei der Erinnerung an das was Abends vorher vorgefallen war, im Gegentheil: er war von einer frischen, gesunden Freude durchdrungen, als hätte er eine gute That gethan, die er eigentlich längst schon hätte vollführen sollen.

Nachdem er sich auf zwei Tage bei Sipjägin beurlaubt hatte, der ihm den Urlaub sofort, aber mit strenger Miene gewährte, fuhr Neshdanow zu Markelow. Vor der Abfahrt fand er noch Gelegenheit Mariannen zu sehen. Auch sie war keineswegs beschämt oder verlegen, sah ruhig und entschlossen aus und sagte ihm: „Du.“ Sie war nur aufgeregt bei dem Gedanken an das, was er bei Markelow erfahren würde und bat ihn, ihr Alles mitzutheilen.

„Das versteht sich von selbst,“ antwortete Neshdanow.

„Und warum sollten wir uns eigentlich auch aufregen? In unserer Verbindung spielt das persönliche Gefühl nicht die erste Rolle . . . . verbunden sind wir aber unwider-

ruflich. Im Namen der großen Sache? Ja; im Namen des großen Werkes!"

So dachte Neshdanow und er ahnte selbst nicht, wie viel Wahrheit — und Unwahrheit — in seinen Gedanken lag.

Er traf Markelow in derselben abgespannten und ernsten Gemüthsverfassung. Nachdem sie irgend Etwas gleichgiltig zu Mittag gegessen hatten, fuhren sie in dem, uns bereits bekannten Tarantas — (da Markelow's Pferd noch immer hinkte war ein zweites, beigespanntes Pferd, ein junges, noch nie im Anspann gewesenes Thier von einem Bauern gemiethet worden.) auf die große Baumwollen-Spinnerei des Kaufmannes Fadejew, auf welcher Ssolomin lebte.

Neshdanow's Neugierde war erregt; er wünschte lebhaft die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, über welchen er in letzter Zeit so viel gehört. Ssolomin war von ihrem Besuche benachrichtigt; sobald die Reisenden am Thore der Fabrik hielten und ihre Namen nannten, wurden sie sogleich in ein unscheinbares, kleines Nebengebäude geführt, das von dem Mechaniker und Verwalter bewohnt wurde.

Ssolomin selbst befand sich im Haupt-Fabrikgebäude; während einer der Arbeiter hinging, um ihm die Ankunft der Herren zu melden, traten diese ans Fenster um sich zu orientiren.

Die Fabrik stand offenbar in vollster Blüthe und war mit Arbeit überhäuft. Die Luft war erfüllt von dem brausenden Getöse ununterbrochener Arbeit. Maschinen keuchten und stampften. Webestühle knarrten, Räder rasselten, Riemen schwirrten, Schiebkarren rollten und verschwanden, Fässer wurden verladen; man hörte Befehle ertheilen, Glocken und Pfeifen; Arbeiter in umgürteten Hemden mit schmalen Lederriemen um das Haar, Arbeitermädchen in Kattunkleidern liefen eilig vorüber; angespannte Pferde waren in Bewegung .... die tausendköpfige, menschliche Kraft dröhnte ringsumher, wie eine angespannte Saite.

Alles ging regelrecht, verständig, in vollem Schwunge; allein nirgends war in irgend einem Kreise eine Spur von Luxus, Accuratesse, oder auch nur Sauberkeit zu bemerken; im Gegentheil: — überall war Nachlässigkeit, Schmutz und Ruß vorherrschend.

Hier sah man eine Scheibe im Fenster zerbrochen, dort die Stuckatur abgefallen, Bretter herabgestürzt oder eine gähnende Thür; mitten auf dem Hofe ist eine große schwarze Pfütze, deren Fäulniß in allen Regenbogenfarben

schillert. Weiter unten liegen Haufen durcheinander geworfener Ziegelsteine, Ueberreste von zerrissenen Matten, zerbrochener Holzkisten und Endchen von Stricken; zottige Hunde schleichen mit eingezogenem Leibe umher ohne zu bellen; in einem Winkel am Zaune sitzt ein etwa vierjähriger Knabe mit aufgedunsenem Leibe, zerzausten Haaren, und ganz mit Ruß beschmutzt — und weint kläglich, als hätte ihn die ganze Welt verlassen; neben ihm verschlingt ein, von bunten Ferkelchen umringtes Schwein, das von demselben Ruße geschwärzt ist, daliegende Kohlstrunke; weiterhin flattert löchrige, über einen Strick gehängte Wäsche — überall Schwüle und übelriechende Dünste. Eine echt russische Fabrik, nicht etwa eine deutsche oder französische Manufactur.

Neshdanow blickte auf Markelow.

„Man hat mir so viel von den außerordentlichen Eigenschaften Ssolomin's erzählt," fing er an, „daß diese entsetzliche Unordnung mich, aufrichtig gesagt, sehr in Erstaunen setzt; ich habe das nicht erwartet."

„Unordnung ist das nicht," entgegnete Markelow finster, „es ist nur russische Unreinlichkeit! Hier werden trotzdem Millionen umgesetzt! Man muß bedenken, daß er auf alte Gewohnheiten, auf das Geschäft, auf den Herrn der Fabrik Rücksichten zu nehmen hat. Wissen Sie denn was Fadejew für ein Mensch ist?"

„Ich habe keinen Begriff davon."

„Er ist der größte Geizhals von Moskau. Ein Filz, — mit einem Worte!"

In diesem Augenblick trat Ssolomin ins Zimmer. Neshdanow fühlte sich in ihm nicht weniger enttäuscht, als von seiner Fabrik. Auf den ersten Blick glaubte er einen Finnen oder Schweden vor sich zu sehen.

Er war hoch von Wuchs, blond, hager und breitschultrig; sein Gesicht war lang und gelb, die Nase kurz und breit, die Augen sehr klein und grünlich, der Blick ruhig, die Lippen breit und vorstehend; seine Zähne waren ebenfalls breit und weiß, das Kinn gespalten und kaum mit einem leichten Flaume bedeckt. Gekleidet war er wie ein Handwerker oder Ofenheizer: seinen Oberkörper umgab eine kurze, enganliegende Jacke mit weit herabhängenden Taschen, eine zerknitterte Wachstuch-Mütze deckte seinen Kopf, um den Hals hatte er einen Shawl und an den Füßen Theerstiefeln.

Ihn begleitete ein Mann von etwa vierzig Jahren in einem langen Ueberrock; er hatte ein außerordentlich

bewegliches, zigeunerhaftes Gesicht und pechschwarze, stechende Augen, aus denen er, gleich bei seinem Eintritt, einen durchdringenden Blick auf Neshdanow warf . . . Markelow kannte er schon. Dieser Mann hieß Paul und galt als Ssolomin's Factotum.

Ssolomin trat bedächtig auf seine beiden Gäste zu, reichte jedem von ihnen schweigend seine schwielige, knöcherige Hand, nahm ein versiegeltes Packet aus dem Tische und übergab es, ebenfalls schweigend, Paul, der sofort aus dem Zimmer hinaus ging. Hierauf dehnte er sich, krächzte warf die Mütze mit einer Bewegung seiner Hand vom Kopfe, setzte sich auf ein hölzernes, gestrichenes Stühlchen, und forderte Markelow und Neshdanow mit einem einfachen: „Bitte!“ auf, sich auf einen eben solchen Divan niederzulassen.

Markelow machte zuerst Ssolomin mit Neshdanow bekannt, worauf ihm jener noch einmal die Hand drückte.

Markelow ging dann gleich „zur Sache“ über und erwähnte eines Briefes von Wassili Nikolajewitsch. Neshdanow reichte diesen Brief Ssolomin hin. Während er denselben langsam und bedächtig durchlas und jeder Zeile mit den Augen folgte — betrachtete ihn Neshdanow.

Ssolomin saß in der Nähe des Fensters; die bereits niedrig stehende Sonne beleuchtete grell sein verbranntes, mit Schweiß bedecktes Gesicht, seine blonden, bestaubten Haare, die in der Sonne goldig glitzerten. Seine Nasenflügel hoben und senkten sich während er den Brief las, die Lippen bewegten sich als sprächen sie jedes Wort aus; er hielt den Brief mit beiden Händen fest und hoch.

Das Alles gefiel Neshdanow, — er wußte selbst nicht weshalb.

Ssolomin gab den Brief Neshdanow zurück, lächelte ihm zu und hörte dann wieder Markelow an. Dieser sprach und sprach — und verstummte endlich.

„Wissen Sie was?“ — begann hierauf Ssolomin, und seine Stimme, obgleich etwas heiser, war jung und kräftig und gefiel Neshdanow auch, — „hier bei mir ist es nicht recht thunlich — fahren wir lieber zu Ihnen; es sind ja nur sieben Werst. Sie sind doch wohl im Tarantas gekommen?“

„Ja,“

„Nun, da finde ich schon Platz. In einer Stunde hören die Arbeiten auf, dann bin ich frei. Dann können wir reden. Sie sind doch frei?“ wendete er sich an Neshdanow.

„Bis übermorgen."

„Das ist ja sehr schön. Wir wollen bei Ihnen über Nacht bleiben. — geht es an, Sergei Michailowitsch?"

„Welche Frage! Freilich geht es an."

„Also — gleich. Geben Sie mir nur die Zeit, mich ein wenig zu säubern."

„Aber wie steht es um die Sache auf Ihrer Fabrik?" fragte Markelow bedeutungsvoll.

Ssolomin blickte auf die Seite.

„Davon reden wir später," sagte er. „Warten Sie einmal . . . . sogleich . . . . ich habe Etwas vergessen."

Er ging hinaus. Wenn der erste, gute Eindruck nicht gewesen wäre, den er auf Neshdanow gemacht, so hätte dieser vielleicht gedacht, oder gar Markelow gefragt: „Will er nicht am Ende zurücktreten?" Es kam ihm indessen Nichts dergleichen in den Sinn.

Eine Stunde darauf, zu der Zeit, wo die lärmende Menge der Fabrikarbeiter aus allen Stockwerken des riesigen Gebäudes die Stiegen herunter stürmten und aus allen Thüren herausstürzten, — fuhr der Tarantas, in welchem Markelow, Neshdanow und Ssolomin saßen, aus dem Thore auf die Landstraße hinaus.

„Wassili Fedotitsch! Soll gearbeitet werden?" rief Paul, der seinen Herrn bis zum Thore begleitet hatte, ihm noch zu.

„Halte etwas ein! . . . ." antwortete Ssolomin. „Es handelt sich um eine nächtliche Operation," erklärte er seinen Gefährten.

Sie kamen in Borsjonkowo an, speisten zu Abend — mehr der Form wegen — und dann wurden die Cigarren angezündet und es begannen die Unterredungen, jene nächtlichen unermüdlichen russischen Unterredungen, wie sie in diesem Maßstabe und in dieser Form wohl kaum noch einem andern Volke eigen sind. Uebrigens entsprach Ssolomin auch hier nicht den Erwartungen Neshdanow's.

Er sprach so merkwürdig wenig — so wenig, daß man beinahe sagen konnte, daß er die ganze Zeit schwieg; aber er hörte aufmerksam zu und wenn er dann einmal ein Urtheil abgab, oder eine Bemerkung machte, so waren sie immer treffend, gewichtig und sehr kurz.

Es stellte sich heraus, daß Ssolomin nicht an die Nähe einer Revolution in Rußland glaubte; er wollte seine Ansicht jedoch nicht Andern aufbinden, wollte sie nicht hindern einen Versuch zu machen, und sah ihnen, nicht aus der Ferne, aber von der Seite zu. Mit den Petersburger

Revolutionären war er gut bekannt — er sympathisirte auch bis zu einem gewissem Grade mit denselben — denn er war selbst aus dem Volke hervorgegangen; aber er begriff das unwillkürliche Fernstehen dieses selben Volkes, „ohne welches Nichts ausgerichtet werden kann“ — und welches lange vorbereitet und in einer andern Weise vorbereitet werden mußte, als es Jene thaten. Da zog er sich davon zurück, nicht aus Schlauheit oder Hinterlist, sondern wie ein Mensch mit gesundem Menschenverstand, der für Nichts und wieder Nichts weder sich noch Andere ins Unglück stürzen wollte. Aber zuhören — warum sollte er nicht zuhören und auch dabei Etwas lernen, wenn es sich so fügte.

Ssolomin war der einzige Sohn eines Küsters, der fünf Töchter hatte, die Alle an Priester oder Diakonen verheirathet waren. Mit der Zustimmung seines Vaters, der ein gesetzter, verständiger Mann war, verließ er das Seminar, fing an, sich mit Mathematik zu beschäftigen und faßte eine besondere Vorliebe für die Mechanik.

Es gelang ihm zu einem Engländer auf die Fabrik zu kommen, der ihn wie einen Sohn liebgewann — und ihm die Mittel gab nach Manchester zu reisen, wo er zwei Jahre blieb und die englische Sprache erlernte.

Er war erst seit Kurzem auf der Fabrik des Moskauer Kaufmanns; obgleich er von seinen Untergebenen Viel verlangte — weil er die Einrichtungen in England kennen gelernt hatte — so waren dieselben ihm dennoch sehr zugethan: Er ist doch von den „Eigenen“, wie sie sich ausdrückten, „und kein Fremder!“ Der Vater nannte ihn seinen pünktlichen Sohn und bedauerte nur, daß er sich nicht verheirathen wollte!

Im Laufe der nächtlichen Unterredung bei Markelow hatte Ssolomin, wie bereits erwähnt wurde, fast immer geschwiegen; als aber Markelow von den Hoffnungen zu sprechen anfing, welche auf die Fabrikleute zu setzen seien, bemerkte Ssolomin, seiner Gewohnheit nach äußerst lakonisch, daß bei uns die Fabrikleute der Gegensatz der ausländischen — ruhiges, stilles Volk seien.

„Aber die Bauern?“ fragte Markelow.

„Die Bauern? Nun, Aufkäufer giebt es unter ihnen schon genug und mit jedem Jahre mehr — diese Bauernschinder kennen nur ihren eigenen Vortheil. Die Uebrigen sind aber Schafe — eine dunkle, unbekannte Masse!“

„Wo also soll gesucht werden?“

Ssolomin lächelte.

„Suchet, so werdet Ihr finden.“

Er lächelte fast ununterbrochen — und sein Lächeln war harmlos, aber nicht haltlos — wie er selbst es auch nicht war. Mit Neshdanow ging er in ganz besonderer Weise um: dieser junge Mann weckte Theilnahme, ja Zärtlichkeit in ihm.

Im Laufe dieses selben nächtlichen Gespräches erhitzte sich Neshdanow plötzlich wieder und gerieth in Eifer. Ssolomin stand leise auf, ging schwerfälligen Schrittes über das ganze Zimmer und schloß das Fenster, welches sich hinter Neshdanow's Kopfe geöffnet hatte ....

„Ich fürchte, Sie könnten sich erkälten,“ antwortete er gutmüthig auf den fragenden Blick des Redners.

Neshdanow fragte ihn, welche socialistischen Ideen er in der ihm anvertrauten Fabrik einzuführen gedenke und ob er es so einrichten würde, daß die Arbeiter Theil an dem Gewinn hätten?

„Liebe Seele!“ entgegnete Ssolomin, „wir haben eine Schule und ein ganz kleines Krankenhaus eingerichtet, und auch dagegen stemmte sich der Patron wie ein Bär!“

Nur einmal gerieth Ssolomin ernstlich in Zorn und schlug mit seiner mächtigen Faust so hart auf den Tisch, daß Alles, was sich auf demselben befand, emporschnellte, ein Pud-Gewicht, das neben dem Dintenfaß stand, nicht ausgenommen. Das geschah bei der Erzählung einer Ungerechtigkeit, die bei einer Gerichtsverhandlung vorgekommen war, und der Verfolgung eines Arbeitervereins ....

Sobald aber Neshdanow und Markelow den Punkt berührten, wann „vorgegangen“ werden, der Plan in Ausführung gebracht werden sollte — so folgte Ssolomin ihren Reden neugierig, achtungsvoll sogar — sprach selbst aber kein Wort mehr.

Bis vier Uhr Morgens dauerte ihre Unterredung. — Was wurde da nicht Alles besprochen! Unter Anderem erwähnte Markelow auch in geheimnißvoller Weise des unermüdlichen Reisenden Kisljakow, seiner Briefe, die immer interessanter und interessanter wurden; er versprach Neshdanow, ihm einige derselben zu zeigen und sie ihm sogar nach Hause mitzugeben, da sie ziemlich umständlich und in einer nicht ganz leserlichen Handschrift geschrieben seien; zudem waren sie sehr gelehrt — es kamen sogar Gedichte in denselben vor — aber durchaus nicht etwa leichtfertige — sondern Gedichte in socialistischer Richtung!

Von Kisljakow ging Markelow zu den Soldaten, dem Adjutanten, den Deutschen über und kam endlich sogar

auf seine Aufsätze über die Mängel der russischen Artillerie zu sprechen. Neshdanow sprach von dem Antagonismus Heine's und Börne's, von Proudhon, dem Realismus in der Kunst; Ssolomin jedoch hörte und hörte aufmerksam zu, rauchte seine Cigarre, lächelte, ohne ein einziges kluges Wort zu sprechen und schien besser als alle Uebrigen zu verstehen, worin eigentlich das Wesen der ganzen Sache bestand.

Es schlug vier Uhr .... Neshdanow und Markelow hielten sich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen, während Ssolomin ganz frisch zu sein schien!

Die Freunde trennten sich. Vorher aber kam man gemeinsam überein, am folgenden Tage zu dem altgläubigen Kaufmann Goluschkin in die Stadt zu fahren, um Propaganda zu machen. Goluschkin selbst war sehr eifrig und hatte Proselyten versprochen.

Ssolomin sprach einige Zweifel darüber aus, ob es der Mühe werth sei, den Besuch bei Goluschkin zu machen. Später aber pflichtete er der Meinung der Anderen bei.

Siebzehntes Capitel.

Die Gäste Markelows schliefen noch, als ein Bote mit einem Briefe von seiner Schwester, der Sipjägin, bei ihm erschien. Valentine Michialowna sprach in diesem Briefe von unbedeutenden Wirthschaftsangelegenheiten; sie bat um die Rücksendung eines Buches, das er genommen hatte und theilte ihm dann im Postscriptum, beiläufig — eine „komische Neuigkeit mit: seine gewesene Flamme, Marianne, habe sich in den Lehrer Neshdanow verliebt — und der Lehrer in sie; und sie wiederhole da nicht etwa eine Klatscherei; sie, Valentine Michailowna, hätte es mit eigenen Augen gesehen und gehört."

Das Gesicht Markelow's wurde dunkler als die Nacht; ... aber er sagte kein Wort. Er ließ dem Boten das Buch geben und begrüßte den von oben heruntergekommenen Neshdanow ganz in gewohnter Weise — er überreichte ihm sogar den versprochenen Packen Briefe Kisljakows; aber er blieb nicht bei ihm, sondern entfernte sich in Wirthschaftsangelegenheiten.

Neshdanow ging in sein Zimmer zurück und durchlief die ihm übergebenen Briefe; der junge Propagandist sprach in denselben fast nur von sich selbst und von seiner fieber-

haften Thätigkeit. Nach seinen Worten zu urtheilen hatte er in dem letzten Monat 9 Städte, 29 Kirchdörfer, 53 Dörfer, einen Freihof und 8 Fabriken bereist; 16 Nächte hatte er in Heuscheunen, eine in einem Stalle, eine sogar in einem Kuhstalle zugebracht (hier bemerkte er in Klammern mit einem Notabene, daß ihn der Floh nicht sticht). Er war in Erdhütten hinabgestiegen, in Arbeiterwohnungen eingedrungen, überall hatte er belehrt, Propaganda gemacht, im Fluge Beobachtungen angestellt und Bücher vertheilt.

Seine Beobachtungen hatte er zuweilen gleich am Orte niedergeschrieben, zuweilen aber auch nach den neuesten Gesetzen der Mnemonik memorirt; er hatte 14 lange Briefe, 28 kürzere und 18 Zettel geschrieben (von denen vier mit der Bleifeder, einen mit Blut und einen mit in Wasser aufgelöstem Ruß).

Es war ihm gelungen, dieses Alles im Laufe eines Monats zu vollbringen, weil er gelernt hatte seine Zeit systematisch einzutheilen, wobei er Quentin Johnson, Swerlitzky und andere Publicisten und Statistiker als Leitfaden benutzte.

Nicht über sich selbst herauskommend, sprach er von seinem Sterne, von dem, wie er die Theorien der Leidenschaft Fourier's ergänzt, daß er endlich zuerst die „Basis" gefunden habe und daß er „nicht über die Welt gehen würde ohne eine Spur auf derselben zurückzulassen," daß er sich selbst darüber wundere wie er, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, bereits — alle Fragen des Lebens und der Wissenschaft gelöst — und daß er Rußland „umdrehen" und „von Grund aus aufrütteln" würde! — Dixi!! — fügte er der Zeile bei. Das Wort: Dixi — kam oft bei Kisljakow vor, und stets mit zwei Ausrufungszeichen.

In einem der Briefe befand sich ein socialistisches, an ein junges Mädchen gerichtetes Gedicht, das so anfing:

„Liebe nicht mich. — aber die Idee!"

Neshdanow wunderte sich innerlich, nicht so sehr über das Selbstlob Kisljakows, als über die ehrliche Gutmüthigkeit Markelow's .... aber dann dachte er wieder: „Fort mit der Aesthetik! Auch ein Kisljakow kann Nutzen bringen!" — Zum Thee kamen die drei Freunde zusammen; aber die gestrigen Gespräche wurden nicht wieder aufgenommen; Niemand hatte Lust dazu — aber nur Ssolomin schwieg ruhig; Neshdanow und Markelow schienen innerlich aufgeregt zu sein.

Nachdem sie ihren Thee getrunken, fuhren sie in die Stadt; der alte Diener Markelow's begleitete ihn wie ge-

wöhnlich, auf seinem Kasten sitzend, mit seinem wehmüthigen Blicke.

Der Kaufmann Goluschkin, dessen Bekanntschaft Neshdanow machen sollte, — war der Sohn eines reichgewordenen Specerei-Händlers, der den Theodosianischen Altgläubigen angehörte. Er selbst hatte das väterliche Vermögen nicht vermehrt, denn er liebte sein Leben zu genießen, lebte als Epicuräer russischer Art — und hatte durchaus gar keine Befähigung für das kaufmännische Geschäft.

Er war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, ziemlich stark und nicht hübsch, pockennarbig, mit kleinen Schweinsaugen; er sprach sehr hastig und pflegte sich in seine eignen Worte zu verwickeln, dabei schlug er lachend mit den Händen um sich und stampfte mit den Füßen . . . und machte überhaupt den Eindruck eines dummen, verwöhnten und von sich eingenommenen Menschen.

Er hielt sich selbst für einen gebildeten Mann, weil er sich auf deutsche Weise kleidete; er lebte in Unsauberkeit, hielt aber offene Tafel, ging mit reichen Leuten um, besuchte das Theater und protegirte die Chansonetten-Sängerinnen, mit denen er sich in einer ungewöhnlichen, französisch sein sollenden Sprache unterhielt. Seine Hauptleidenschaft war die Sucht nach Popularität; die ganze Welt soll meinen Namen wiederholen! — Das ist Suwarow oder Potemkin — und das ist Kapiton Goluschkin!

Diese selbe Leidenschaft, welche sogar den Geiz in ihm überwunden, hatte ihn, wie er nicht ohne Selbstzufriedenheit sich ausdrückte, in die „Opposition“ hineingetrieben, (früher sagte er — in die „Position“, bis man ihn eines Besseren belehrt,) — und mit den Nihilisten zusammengeführt: er sprach die aller extremsten Meinungen aus, spöttelte über die Altgläubigen, zu denen er selbst gehörte, aß Fleisch zur Fastenzeit, spielte Karten — und trank Champagner wie Wasser. Alles ging ihm leicht von der Hand; — denn, sagte er — jede Obrigkeit, die ich brauche, habe ich erkauft, jeder Riß ist zugenäht, jeder Mund zugestopft, jedes Ohr verhängt. —

Er war Wittwer und kinderlos; die Söhne seiner Schwester drehten sich kriechend um ihn herum . . . . er aber nannte sie unerzogene Tölpel, Barbaren. und ließ sie kaum vor die Augen kommen.

.Er lebte in einem großen, steinernen, ziemlich schlecht unterhaltenen Hause; in einigen Zimmern waren ausländische Möbeln — andere enthielten nichts als ein paar gestrichene hölzerne Stühle und einen mit Wachstuch über-

zogenen Divan. Ueberall hingen Bilder — sie waren aber Alle scheußliche Machwerke: röthliche Landschaften, lila Seestücke — „der Kuß“ von Moller und dicke, nackte weibliche Figuren mit rothen Knieen und rothen Ellenbogen.

Obgleich Goluschkin keine Familie hatte, so lebte doch eine Menge Schmarotzer unter seinem Dache: er nahm sie nicht aus Freigebigkeit bei sich auf, sondern wiederum wegen der Popularität — nur um Jemand zu haben, dem er befehlen und vor dem er großthun könnte. Meine „Klienten“, pflegte er zu sagen, wenn er Jemand Sand in die Augen streuen wollte; — Bücher las er nicht, besaß aber ein vorzügliches Gedächtniß für gelehrte Ausdrücke.

Die jungen Leute trafen Goluschkin in seinem Kabinet. In einen langschößigen Paletot gehüllt, eine Cigarre im Munde, machte er Miene als läse er die Zeitung. Bei ihrem Anblicke sprang er sofort auf, lief geschäftig umher, erröthete, befahl schnell einen Imbiß aufzutragen, fragte nach Diesem, lachte über Jenes und das Alles zu gleicher Zeit. Markelow und Ssolomin kannte er schon; Neshdanow war ihm eine neue Persönlichkeit. Als er hörte, daß er Student sei, lachte er wieder, drückte ihm noch einmal die Hand und rief:

„Herrlich, herrlich! Ein Zuwachs in unser Lager .... Wissen — ist Licht; Unwissenheit — finstere Nacht! Ich selbst habe eine elende Erziehung genossen; aber ich begreife es — denn ich habe was erreicht.

Es kam Neshdanow vor, als wenn Goluschkin schüchtern und verlegen sei .... und das war in der That auch der Fall. — „Sieh zu, Bruder Kapiton! daß Du Dich nicht blamirst!“ — war sein erster Gedanke bei dem Anblicke eines jeden neuen Gesichtes. Er ermannte sich indessen bald und fing an, lispelnd, in der ihm eigenen, hastigen Weise, von Wassili Nikolajewitsch, dessen Charakter, und der Nothwendigkeit Pro—pa—ganda zu machen (auch dieses Wort hatte er gut memorirt, sprach es aber langsam aus) — er erzählte, daß er, Goluschkin, ein neues, sehr zuverlässiges Subject entdeckt habe und meinte, daß die Zeit nahezu reif sei für den Lancetten-Stich, (bei diesem Worte blickte er auf Markelow, der indessen nicht einmal mit den Augenwimpern zuckte); sich darauf zu Neshdanow wendend, fing er an, ihm in einer Weise, wie sie selbst des großen Correspondenten Kisljakow würdig gewesen wäre, eine Beschreibung seiner eigenen Persönlichkeit zu machen.

Er sagte, daß er das rohe Autokratenthum längst aufgegeben und die Rechte der Proletarier gut kenne (auch dieses Wort war ihm geläufig), daß er den Handel aufgegeben und sich nur noch mit Bank-Operationen befasse — um das Kapital zu vergrößern — und das eigens deshalb, um das Kapital im gegebenen Momente zum Nutzen — der allgemeinen Bewegung — zum Nutzen — des Volkes zu verwenden, er, Goluschkin, verachte das Kapital an sich.

Hier trat der Diener mit dem Imbiß ein und Goluschkin bat die Herrn ein Schnäpschen zu nehmen und ging ihnen mit eindringlichem Beispiel voran, indem er ein Gläschen Pfefferbranntwein hinunterstürzte.

Die Gäste machten sich an den Imbiß. — Goluschkin stopfte sich unaufhörlich große Stücke gepreßten Kaviar in den Mund und trank reichlich dazu, indem er rief: „Ich bitte, meine Herren, ich bitte! Das ist ein vortrefflicher Macon.“ Wieder zu Neshdanow gewandt, fragte er ihn, woher er gekommen sei, wo er sich aufhalte und wie lange er zu bleiben gedenke? Als er erfuhr, daß er bei Sipjägin lebe, rief er aus:

„Ich kenne diesen Herrn! Ein leerer Kopf!“ — Er fing an alle Gutsbesitzer des S'schen Gouvernements zu schmähen, indem er behauptete, daß sie nicht nur keine Spur von Gemeingefühl hätten, sondern ihre eigenen Interessen nicht einmal wahrzunehmen verständen. — Aber, merkwürdig! Trotzdem er immerfort schalt — liefen seine Augen unstät und unruhig umher!

Neshdanow konnte noch nicht darüber in's Klare kommen, was das für ein Mensch sei und wozu sie ihn brauchten? Ssolomin schwieg, wie gewöhnlich; Markelow aber nahm eine so finstere Miene an, daß Neshdanow ihn endlich fragte, was ihm sei? Markelow erwiderte darauf, daß ihm gar nichts Besonderes geschehen sei, jedoch er sagte es in dem Tone, in welchem man Jemand zu verstehen geben will, daß wohl Etwas da sei, man aber nicht darüber sprechen wolle.

Goluschkin fiel wieder in das Schelten hinein, erging sich aber dann in Lobenserhebungen über die jetzige Jugend: „Wie sie jetzt klug sind, die jungen Leute! so klug! so klug! Oh!“ —

Ssolomin unterbrach ihn mit der Frage, wer der zuverlässige Bursche sei, von dem er gesprochen, und wo er ihn aufgefunden? — Goluschkin lachte auf und wiederholte ein paar Mal: „Ihr werdet schon sehen! Werdet sehen!“

und legte Ssolomin einige Fragen über die Fabrik und deren Eigenthümer, „den Spitzbuben Fadejew“, vor, die jener sehr einsilbig beantwortete.

Goluschkin goß nun Allen Champagner ein, neigte sich zu Neshdanows Ohr hinab, flüsterte ihm zu: „Es lebe die Republik!“ und stürzte sein Glas hinunter. Neshdanow nippte nur an seinem Glase. Markelow machte die Bemerkung, daß er des Morgens niemals Wein trinke; er selbst leerte voll Zorn und Ingrimm sein Glas in einem Zuge. Es schien eine gewisse Unruhe an ihm zu nagen, es wurmte ihn, daß man sich hier amüsirte und nicht zu ernsten Unterredungen überging.

Er schlug mit der Hand auf den Tisch, sagte ernst: „Meine Herren! ....“ als wollte er reden .... Allein, in diesem Augenblicke trat ein schwindsüchtig aussehendes Männchen mit einem krug-ähnlichen Gesichte, geleckten Haaren in's Zimmer. Er trug einen kaufmännischen Nanking-Rock und hielt seine Arme auswärts vom Körper abstehend. Nachdem er sich vor den Gästen verneigt, ging er auf Goluschkin zu und machte ihm mit leiser Stimme eine Mittheilung.

„Gleich! gleich!“ antwortete dieser eilig. „Meine Herren!“ fügte er hinzu, „Wassja, mein Kommis, hat mir hier ein „Geschichtchen“ erzählt (Goluschkin drückte sich des Spaßes halber so aus), was mich durchaus nöthigt mich für einige Zeit zu entfernen; aber ich hoffe, meine Herren, Sie werden nicht ablehnen heute Mittag bei mir zu speisen: — um drei Uhr. Dann werden wir uns weit besser unterhalten können!“

Ssolomin und Neshdanow zögerten mit der Antwort; aber Markelow sagte gleich, immer mit derselben Strenge im Gesichte und in der Stimme:

„Wir werden kommen; — was wäre es denn sonst für eine Komödie?“

„Danke ergebenst!“ fiel Goluschkin ein, beugte sich zu Markelow hin und flüsterte demselben zu: „Tausend Rubel opfere ich jedenfalls für die „Sache“ — daran zweifeln Sie nicht!“ Er bekräftigte das Gesagte durch dreimaliges Niederschlagen der rechten Hand mit ausgestrecktem Daumen und kleinem Finger.

Er geleitete seine Gäste bis zur Thür und rief ihnen von der Schwelle noch zu:

„Ich werde also um drei Uhr warten!“

„Warte,“ antwortete Markelow allein.

„Meine Herren!“ sagte Ssolomin, — sobald sie sich

alle drei auf der Straße befanden. „Ich nehme einen Iswoschtschik und fahre auf die Fabrik. Was soll ich unnütz hier Zeit verlieren! Dieser Kaufmann .... mir scheint, daß von ihm wie von einem Bocke weder Wolle noch Milch zu erwarten steht!“

„Nun, Wolle giebt er,“ antwortete Markelow finster. „Er verspricht uns Geld. — Oder ist er Ihnen zuwider? Wir können nicht in das Alles eingehen — wie wählerische Bräute.“

„Es kümmert mich sehr wenig was er ist!“ antwortete Ssolomin ruhig. Ich frage mich nur, welch einen Nutzen meine Gegenwart bringen kann? Uebrigens,“ fügte er, mit einem Lächeln auf Neshdanow blickend, hinzu: „Ich werde bleiben. Auch der Tod ist süß unter Menschen, die man gern hat!“

Markelow erhob seinen Kopf.

„Kommen Sie, wollen wir in den Stadtgarten gehen? das Wetter ist so schön. Wollen wir, und die Menschen dort ansehen?“

„Gehen wir.“

Sie gingen; — Markelow und Ssolomin voraus; Neshdanow folgte ihnen.

Achtzehntes Capitel.

Er war in einer sonderbaren Seelenverfassung .... Wie viel neue Erlebnisse in den letzen zwei Tagen; wie viel neue Bekanntschaften .... Zum ersten Male in seinem Leben war er in ein näheres Verhältniß zu einem jungen Mädchen getreten — das er wahrscheinlich liebte; er war Zeuge der Vorbereitungen zu einem Unternehmen, dem er — aller Wahrscheinlichkeit nach, alle seine Kräfte weihen würde .... Und was dann — freute es ihn? — Nein! — Zögerte er? Fürchtete er sich? — Oh nein, gewiß nicht. Empfand er dann wenigstens jene Anspannung seines ganzen Wesens, jenen Drang nach vorwärts in die ersten Reihen der Kämpfer — wie es die Nähe des Kampfes hervorzurufen pflegt? — Auch das nicht. Hatte er denn endlich Glauben an dieses Unternehmen? Glaubte er an seine Liebe? Oh, verwünschte Aesthetik! verwünschter Skepticismus! flüsterten tonlos die Lippen.

Woher diese Müdigkeit, diese Unlust zu reden, sobald

er nicht schreit und sich nicht heftig geberdet? — Welche innere Stimme sucht er durch dieses Schreien in sich zu betäuben? Aber Marianne, dieser treue, prächtige Kamerad; diese reine, leidenschaftliche Seele, dieses herrliche Mädchen — liebt sie ihn denn nicht? Ist es denn nicht ein unendliches Glück, das ihm im Leben begegnete, ihre Freundschaft, ihre Liebe erwarb? Und diese beiden Gestalten, die vor ihm her gingen, dieser Markelow, dieser Ssolomin, den er noch so wenig kannte, zu dem er sich aber so sehr hingezogen fühlte — waren das denn nicht vortreffliche Typen des russischen Wesens, des russischen Lebens — und mit ihnen bekannt und befreundet zu sein — war das denn nicht ebenfalls ein Glück?

Woher denn jenes unbestimmte, nagende, verworrene Gefühl? Wozu, weshalb diese Traurigkeit? Bist Du ein Reflecteur und ein Melancholiker — flüsterten wieder seine Lippen — was zum Teufel bist Du denn für ein Revolutionär? Dann schreib doch Deine Verse, versauere, spiele mit Deinen eigenen kleinlichen Gedanken und Gefühlen — und wühle in verschiedenen psychologischen Feinheiten und Erörterungen herum — bilde Dir aber nur nicht ein, daß Deine krankhafte, nervöse Erregung, Dein Starrsinn, die männliche Entrüstung, der Zorn eines überzeugungsfähigen Menschen sind! — O Hamlet! Hamlet, Dänenprinz, wie soll man aus Deinem Schatten hervorgehen, wie soll man aufhören Dich in Allem nachzuahmen bis zu dem schmachvollen Genusse an der Selbstpeinigung?

„Alexis! Freund! russischer Hamlet Du!“ ertönte plötzlich eine bekannte, piepende Stimme, gleichsam als Widerklang aller dieser Gedanken. „Bist Du es wirklich?“

Neshdanow blickte auf und sah mit Verwunderung Paklin vor sich, Paklin — als Hirtenknabe in einem strohgelben Sommeranzuge, ohne Halstuch, in Lackschuhen und in einem großen Strohhut mit blauem Bande, der ihm im Nacken saß!

Er humpelte gleich auf Neshdanow zu und ergriff seine Hände.

„Erstens: obgleich wir uns in einem öffentlichen Garten befinden, — müssen wir uns umarmen .... uns küssen: Eins! zwei! drei! — Zweitens: wisse, daß Du mich morgen ganz gewiß erblickt hättest, selbst wenn ich Dir heute nicht begegnet wäre, denn ich kenne Deinen Aufenthaltsort und bin sogar absichtlich deshalb in diese Stadt gekommen ... auf welche Weise — davon später; drittens: mache mich mit Deinen Freunden bekannt. Sage mir in Kürze wer

sie sind — und ihnen, wer ich bin — und dann wollen wir unser Leben genießen!"

Neshdanow erfüllte den Wunsch seines Freundes, nannte ihm Markelow und Ssolomin — und sagte über einen jeden von ihnen wer er sei, wo er lebte und was er trieb.

„Vortrefflich!" rief Paklin, „jetzt gestattet mir Euch Alle dem Menschengedränge zu entführen — welches übrigens nicht vorhanden ist — und zu einer einsamen Bank zu geleiten, auf welcher ich in Stunden der Wehmuth zu sitzen und die Natur zu genießen pflege. — Die Aussicht ist herrlich! das Haus des Gouverneurs, zwei gestreifte Schilderhäuser, drei Gendarmen — und kein einziger Hund! — Wundert Euch nicht allzusehr über meine Reden, mit denen ich so eifrig bemüht bin Euch ein Lächeln abzugewinnen. — Ich repräsentire, nach der Meinung meiner Freunde, den russischen Witz . . . . . darum hinke ich wohl auch wahrscheinlich."

Paklin führte die Freunde zu seiner „einsamen Bank", vertrieb ein paar alte Weiber von derselben und ließ sie auf derselben Platz nehmen.

Die jungen Leute fingen nun an „ihre Gedanken auszutauschen" . . . . ein größtentheils sehr langweiliges, — und, zumal im Anfange, ein sehr unfruchtbares Geschäft.

„Halt!" — rief plötzlich Paklin, indem er sich zu Neshdanow wandte, — „ich muß Dir doch erklären warum ich hier bin. Du weißt ich ziehe mit meiner Schwester jeden Sommer aus Petersburg fort. Als ich erfuhr, daß Du in die Umgegend dieser Stadt reisest — fiel mir ein, daß in dieser Stadt zwei ganz besondere Subjecte leben: Mann und Frau, die uns von meiner Mutter Seite verwandt sind. Mein Vater war ein Kleinbürger (Neshdanow wußte es, Paklin sagte das aber um der Andern Willen), — sie aber war vom Adel. — Sie forderten uns schon seit langer, langer Zeit auf, sie zu besuchen; — Halt! dachte ich, das fügt sich gut. Es sind herzensgute Menschen; die Schwester wird bei ihnen leben wie in Abrahams Schooß — was brauche ich mehr? Da sind wir denn hergekommen. Und in der That — wie gut wir es hier haben . . . . kann man gar nicht genugsam beschreiben! — Aber was sind das für Subjecte! Was für Subjecte! — Du mußt dieselben durchaus kennen lernen! — Was macht Ihr hier? Wo speiset Ihr? Und warum seid Ihr eigentlich hergekommen?"

„Wir speisen heute bei einem gewissen Goluschkin ... ein hiesiger Kaufmann," — antwortete Neshdanow.

„Um welche Stunde?"

„Um drei Uhr."

„Und Ihr besucht ihn wegen .... wegen ..." — Paklin blickte auf Ssolomin, der da lächelte, und auf Markelow, der sich immer mehr und mehr verfinsterte.

„Höre Alex, sage ihnen .... mache irgend ein Freimaurerzeichen, ... sage, daß sie mit mir keine Umstände zu machen brauchen .... ich gehöre ja zu Euch ... zu Eurem Verbande ...."

„Goluschkin ist auch von den Unseren," — bemerkte Neshdanow.

„Nun, das ist vortrefflich! — Bis drei Uhr ist noch Zeit genug. — Hört mich an — kommt mit mir zu meinen Verwandten!"

„Bist Du von Sinnen? Wie ist das möglich ...."

„Das lasse meine Sorge sein! das nehme ich Alles auf mich. — Stelle Dir vor: Eine Oasis! — Weder Politik, noch Literatur, noch irgend etwas Anderes, findet dort Eingang. Das Haus, in welchem sie wohnen, ist dickbäuchig, wie man jetzt gar keines mehr sieht; der Geruch in demselben ist — antik; die Menschen — antik; die Luft — antik; was man auch angreift — Alles antik: Katharina II., Puder, Reifröcke, das achtzehnte Jahrhundert! — Die Bewohner ... stellt Euch vor: Mann und Frau, Beide alt, uralt, in einem und demselben Jahre geboren — und ohne Runzeln; sie sind Beide klein, rundlich, weich, reinlich — wahre Inséparables! und gut sind sie dabei — bis zur Dummheit, bis zur Heiligkeit — ganz unendlich! Man wird mir einwenden, daß „maßlose" Güte, oft mit Mangel an sittlichem Gefühle verbunden ist ... allein in diese Feinheiten gehe ich nicht ein; ich will damit nur sagen, daß meine alten Leutchen — die Güte selbst sind! Kinder haben sie nie gehabt. Die Glückseligen! So nennt man sie auch in der Stadt. Gekleidet sind sie Beide ganz gleich in eine Art gestreifter Morgenröcke — und das Zeug ist von einer Gattung und Güte, wie man es jetzt gar nicht mehr findet. Aehnlich sehen sie einander zum Verwechseln — nur das Eine: sie trägt eine Haube, er aber eine Kappe, mit eben solch einer Rüche besetzt wie die Haube, nur ohne Bandschleife. Wäre diese Schleife nicht, so könnte man sie absolut nicht von einander unterscheiden, zumal der Mann keinen Bart hat. Und der Eine heißt Thömchen und die Andere Thymchen. Ich sage Dir, man könnte

Geld zahlen, um sie zu sehen! — Sie lieben einander — in einer unmöglichen Weise. Besucht sie Jemand, so sind sie sehr gastfrei, . . . und so gefällig . . . gleich machen sie Euch ihre kleinen Kunststückchen vor! Eins nur — rauchen kann man bei ihnen nicht — nicht daß sie Altgläubige wären; aber der Tabak ist ihnen gar zu unangenehm . . . Wer rauchte denn auch schon zu ihrer Zeit? — Aus demselben Grunde halten sie auch keine Kanarienvögel: — dieser Vogel war damals noch wenig verbreitet . . . und das ist ein großes Glück, das muß man zugeben! Nun? — Gehen wir?"

„Ich weiß wirklich nicht," sagte Neshdanow.

„Halt! ich habe noch nicht Alles erzählt. Sie haben ganz gleiche Stimmen: schließt man die Augen, so weiß man nicht, wer spricht. Thömchens Rede aber ist gewissermaßen gefühlvoller. — Ihr Herren bereitet Euch aber auf ein großes Werk — vielleicht auf einen schrecklichen Kampf vor . . . solltet Ihr da nicht, ehe Ihr Euch in die brausenden Wogen stürzt, Euch erfrischen? . . ."

„In stagnirendem Wasser?" unterbrach ihn Markelow.

„Und wenn es so wäre? — Es ist stagnirendes Wasser, das ist richtig; aber doch kein faules Wasser. Es giebt kleine Steppenteiche, die zwar kein fließendes Wasser enthalten, aber doch niemals verschlammen, denn sie haben Quellen in der Tiefe. Auch meine Alten haben solche Quellen tief im Grunde des Herzens, klare, reine Quellen. — Wenn man nur das Eine nimmt: wollt Ihr wissen, wie man hundert, hundertundfünfzig Jahre zurück lebte? — dann eilt und folgt mir — es wird plötzlich Tag und Stunde da sein — unbedingt eine und dieselbe Stunde für Beide — und meine beiden Inséparables werden vom Stöckchen fallen — und alles Antike fällt mit ihnen — und das dickbäuchige Häuschen wird versinken und an dessen Stelle wächst, was nach den Worten meiner Großmutter stets wächst, wo „Menschen" gelebt haben, namentlich: Nesseln, Kletten, Disteln und Wermuth; die ganze Straße wird verschwinden und die Menschen werden kommen und in aller Ewigkeit Nichts dergleichen mehr finden!"

„Nun," rief Neshdanow, „sollen wir wirklich gehen?"

„Ich bin mit dem größten Vergnügen bereit dazu," sagte Ssolomin; „das paßt eigentlich nicht in meinen Kram — aber es ist jedenfalls sehr interessant; — und wenn Herr Paklin uns wirklich verbürgt, daß wir durch unser Erscheinen Niemand stören, so . . . warum nicht?"

„Zweifeln Sie doch nicht!" rief nun Paklin, „Sie

werden große Freude verursachen, und weiter Nichts. — Was sind das für Umstände! Ich sage Euch ja, man nennt sie: die Glückseligen; sie sollen uns etwas vorsingen. — Und Sie, Herr Markelow, sind Sie dabei?“

Markelow zuckte ingrimmig die Achseln.

„Ich kann doch nicht hier allein bleiben. Führen Sie uns hin.“

Die jungen Leute erhoben sich von der Bank.

„Was das für ein zorniger Herr ist!“ flüsterte Paklin Neshdanow zu, indem er auf Markelow zeigte. „Recht ein Johannes der Täufer, der sich an Heuschrecken satt gegessen — an Heuschrecken allein, ohne Honig! Aber jener,“ sagte er mit einer Kopfbewegung nach Ssolomin hin, „ist prächtig! Wie angenehm lächelt er! — Ich habe bemerkt, so lächeln nur Diejenigen, welche bedeutender sind, als andere Menschen, das aber selbst nicht wissen.“

„Giebt es denn solche Menschen?“ fragte Neshdanow.

„Selten; aber es kommt vor,“ antwortete Paklin.

Neunzehntes Capitel.

Thömchen und Thymchen, — Thomas Lawrentjewitsch und Euthymia Pawlowna Subotschew — entstammten Beide einem und demselben altadeligen Geschlechte und galten für die allerältesten Bewohner der Stadt S.

Sie hatten sehr jung geheirathet — hatten sich vor sehr langer Zeit in dem hölzernen, großväterlichen Hause außerhalb der Stadt niedergelassen — hatten niemals dasselbe verlassen und hatten niemals auch nur im Geringsten ihre Lebensweise und ihre Gewohnheiten verändert. Die Zeit schien für sie stille zu stehen; nichts „Neumodisches“ hatte jemals über die Grenze ihrer „Oase“ dringen können.

Ihr Vermögen war nicht groß; aber ihre früheren Bauern fuhren fort, ihnen mehrere Mal im Jahre vom Lande Federvieh und Provisionen zu bringen. Der Dorfälteste erschien regelmäßig zur festgesetzten Zeit mit dem Erbzinse und ein paar Rebhühnern, die vorgeblich in den herrschaftlichen Wäldern geschossen waren, die jedoch längst nicht mehr existirten. Er wurde auf der Schwelle des Gastzimmers mit Thee bewirthet, erhielt eine Fellmütze und ein paar grüne semisch-lederne Fausthandschuhe zum Geschenk — und wurde in Gnaden entlassen.

Das Subotschewsky'sche Haus war nach alter Art angefüllt mit Hausgesinde. Der alte Diener Kalliopitsch — in einem Kamisol von ungewöhnlich dickem Tuche mit kleinen Stahlknöpfen und stehendem Kragen, meldete immer noch, wie sonst, in singendem Tone, daß „das Essen aufgetragen sei", und schlummerte, hinter dem Stuhle seiner Herrin stehend, sanft ein; das Buffet war seiner Obhut anvertraut, — sowie „Spezereien, Kardamom, Citronen". Auf die Frage, ob er denn nicht gehört, daß alle Leibeigenen freigeworden seien — antwortete er jedesmal, daß in der Welt allerlei Lügenreden umgingen; bei den Türken sei Freiheit — ihn aber hätte Gott behütet!

Ein Mädchen, mit Namen Puffka, eine Zwergin, wurde von ihrer Herrschaft zur Unterhaltung im Hause gehalten und eine alte Wärterin Wassiljewna kam während des Mittagsessens stets, mit einem großen, dunklen Tuche über dem Kopfe, in's Zimmer und erzählte mit zitternder Stimme allerlei Neuigkeiten: von Napoleon, von dem Jahre 1812, von dem Antichrist und von weißen Mohren; — oder sie erzählte wehmüthig, das Kinn in die Hand gestützt, was sie für einen Traum gehabt, was er bedeute und was sie in den Karten gelesen

Selbst das Haus Subotschew's hatte ein anderes Aussehen, als alle übrigen Häuser der Stadt. Es war ganz aus Eichenholz gezimmert, hatte Fenster in Form kleiner, gleichseitiger Vierecke und die doppelten Fenster wurden auch im Sommer nicht abgenommen! Und in dem Hause drin waren aller Art Vorzimmer und Kammern, Gastzimmer und Prachtzimmer, Treppen mit Geländern und geschnitzten Figürchen auf gedrechselten Säulchen und allerlei Korridore und Hintertreppen. Vor dem Hause zog sich ein schmaler, eingezäunter Garten hin — der eigentliche Garten lag hinter dem Hause; und in dem Garten Schuppen und Verschläge aus Flechtwerk, Vorrathskammern, Keller, Eiskeller 2c. 2c. — Ein vollkommenes Nest! Alle diese Räume enthielten jedoch durchaus nicht viel werthvolle Habe; einige waren auch schon ziemlich verfallen — sie waren vor grauen Jahren angelegt worden, — und hielten eben noch zusammen!

Sie hielten nur zwei Pferde, alte zottige Pferde mit eingedrücktem Rücken: das eine derselben hieß Nedwiga. Sie wurden, wenn es hoch kam, einmal im Monat angespannt — vor eine sehr ungewöhnliche, der ganzen Stadt bekannte Equipage, die Etwas wie einen Globus mit abgeschnittenem, vorderem Viertel darstellte und im Innern

mit einem gelben, ausländischen Zeuge ausgeschlagen war, das durchweg mit großen, warzenähnlichen Tupfen besäet war.

Die letzte Elle dieses Zeuges war wohl schon zur Zeit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, in Lyon oder in Utrecht gewebt worden. Auch der Kutscher der Familie war außerordentlich alt und ganz durchdrungen von dem Geruche von Wermuth und Theer; sein Bart fing an den Augen an und die Augenbrauen fielen in kleinen Kaskaden auf den Bart herab. Er war so langsam in allen seinen Bewegungen, daß er fünf Minuten brauchte, um eine Prise Tabak zu nehmen, zwei Minuten, um die Peitsche in den Gurt zu stecken und ganzer zwei Stunden bedurfte er, um Nedwiga einzuspannen. Er hieß Persischka!

Wenn Subotschew's ausfuhren und es vorkam, daß sie auch nur ein ganz klein wenig bergauf fahren mußten — so zitterten sie — (wenn sie bergunter fuhren, so zitterten sie freilich auch) klammerten sich an die Wagenriemen an und riefen Beide mit lauter Stimme: „Den Rossen, den Rossen — Samuels Kraft; — wir aber — wir — sind leichter als Federn, leichter als Federn!! . . .“

Subotschew's wurden von allen Bewohnern der Stadt S. für Sonderlinge, wenn nicht für Verrückte gehalten; sie gestanden auch selbst ein, daß sie nicht in die jetzige Ordnung der Dinge hineinpaßten . . . grämten sich deshalb aber nicht. Sie blieben der Zeit getreu, in welcher sie geboren und aufgewachsen waren und sich vermählt hatten.

Nur ein einziges Merkmal jener Zeit haftete nicht an ihnen: sie hatten in ihrem ganzen Leben Niemand gestraft, oder zur Rechenschaft gezogen. Wenn eines ihrer Dienstboten sich als ein unverbesserlicher Trunkenbold oder als Dieb erwies — so trugen sie es zuerst lange und geduldig — gerade wie man schlechtes Wetter erträgt; endlich suchten sie den Diener loszuwerden, indem sie ihn einer anderen Herrschaft überließen: mögen die sich jetzt auch etwas plagen! Solch eine schreckliche Begebenheit geschah bei ihnen aber nur sehr selten, — so selten, daß es Epoche in ihrem Leben machte. So sagten sie z. B.: „Das ist schon sehr lange her; das geschah dazumal, als noch der freche Aldoschke bei uns lebte;“ — oder: „zu der Zeit, wo uns des Großvaters Pelzmütze mit dem Fuchsschwanze gestohlen wurde . . .“ Bei den Subotschew's existirten noch dergleichen Pelzmützen.

Es war übrigens noch ein anderer, sehr bezeichnender

Zug jener alten Zeit nicht an den Subotschew's bemerkbar: weder Thymchen noch Thömchen waren sehr religiöse Menschen. Thömchen war sogar ein Anhänger Voltaire's, und Thymchen hatte eine unüberwindliche Furcht vor Geistlichen. Sie behauptete, die Priester hätten ein böses Auge. — „Sobald der Pope bei mir sitzt," pflegte sie zu sagen, „so wird mir ganz gewiß der Rahm sauer!"

In die Kirche fuhren sie nur sehr selten — und hielten katholische Fasten, d. h. — sie brauchten Eier, Butter und Milch. Das war in der Stadt bekannt und verbesserte natürlich nicht ihren Ruf. Ihre Herzensgüte indessen besiegte Alles; wenngleich man die Subotschew's auch verlachte, sie Sonderlinge nannte und sie für blödsinnig oder verrückt hielt, — so schenkte man ihnen im Grunde doch eine gewisse Achtung.

Ja, man achtete sie . . . aber es besuchte sie dennoch Niemand. Auch darüber grämten sie sich nicht. Wenn sie zusammen waren wurde ihnen die Zeit niemals lang — darum trennten sie sich auch niemals und verlangten nach keiner anderen Gesellschaft.

Weder Thömchen noch Thymchen waren jemals krank gewesen, und wenn Einem oder dem Andern von ihnen ein leichtes Unwohlsein zustieß, so tranken Beide Lindenblüthen-Aufguß, rieben sich das Kreuz mit warmem Oel ein und tropften sich Talg auf die Fußsohlen — und bald war Alles vorüber.

Ihre Tage verflossen in vollkommen eintöniger Weise. Sie standen spät auf, tranken am Morgen Chocolade aus winzig kleinen, mörserförmigen Tassen; — „der Thee," meinten sie, „sei schon nach ihrer Zeit Mode geworden; — dann setzten sie sich einander gegenüber und unterhielten sich mit einander (sie fanden stets einen Gegenstand der Unterhaltung), oder sie lasen im „Angenehmen Zeitvertreib" im „Spiegel der Welt" oder im Aonid. Oder sie betrachteten ein altes Album, das in rothen Saffian mit Goldrand gebunden war und einmal, wie die Aufschrift besagte, einer Madame Barlu de Kabyline gehört hatte. — Wie und wann dieses Album in ihren Besitz gekommen, wußten sie selbst nicht. In demselben befanden sich einige französische und viele russische Gedichte und auch prosaische Aufsätze, als z. B. „Kurze Betrachtung über Cicero":

„In welcher Stimmung Cicero das Amt eines Quästors übernahm, erklärt er folgendermaßen: Nachdem er vor den Göttern die Reinheit seiner Gefühle in allen seinen Aemtern bezeugt, mit denen er bis dahin beehrt worden

war, hielt er sich durch die heiligsten Bande verpflichtet zur würdigen Ausübung derselben; in dieser Absicht entsagte Cicero nicht blos den Süßigkeiten der Gesetzübertretung — sondern er floh selbst diejenigen Vergnügungen, die allendlich unvermeidlich scheinen.“ Unten stand: „Eingeschrieben in Sibirien in Oede und Kälte.“

Gut war auch ein Gedicht, das den Titel „Thirsis“ trug, wo Strophen vorkommen, wie z. B.:

„Im Weltall' herrschet tiefe Stille,
Es glänzt der Thau so feenhaft,
Erfrischend wirket dessen Kühle,
Verleiht den Pflanzen neue Kraft.“

„Des Thirsis Herz ist schwer, des Armen,
Er grämt sich, seufzet, weint und klagt,
Annette flieht ihn — habt Erbarmen!
Er ist so traurig, so verzagt!“

— und das Enprompt eines durchreisenden Capitains im Jahre 1790 „im Mai, den sechsten Tag“:

„Dich vergessen niemals werd' ich!
Du schöner, lieber Landesstrich!
Ewig Dein gedenken werd' ich!
Die Zeit angenehm verstrich!
Die ich gehabt die Ehr'!
Zu sein bei der Besitzerin!
Fünf schöne Tag, mit frohem Sinn!
Mit werthen Gästen im Verkehr!
Von Jungfrauen, Frauen umgeben
Und interessanten Personen daneben!“

Auf der letzten Seite des Albums standen statt der Verse allerlei Recepte zu Medicamenten gegen Magenweh, Krämpfe und sogar gegen den Bandwurm.

Subotschew's speisten präcis um zwei Uhr und lauter altmodische Speisen: Käsekuchen, Pegies, Saure-Gurken-Suppe, kaltes Fleisch in Essig, Salamata, Brei aus Buchweizenmehl, Hühner mit Saffran, Löffelkuchen mit Honig. Nach Mittag ruhten sie ein Stündchen, — nicht länger, wenn sie erwachten, setzten sie sich wieder einander gegenüber und tranken Preißelbeer-Wasser, zuweilen aber auch ein anderes, moussirendes Getränk, das fast jedesmal beim Oeffnen der Flasche herausflog, was der Herrschaft großen Spaß verursachte, — Kalliopitsch aber sehr ärgerte — denn er mußte überall „aufwischen“ und er murrte dann immer lange über die Wirthin und den Koch, welche dieses Ge-

tränk erfunden haben sollten ... „Und was ist dabei doch für ein Vergnügen? Es verdirbt nur die Möbel!

Hierauf pflegte das Ehepaar Subotschew wiederum etwas zu lesen, oder sie amüsirten sich mit der Zwergin Puffka — oder sie sangen uralte Romanzen zusammen (sie hatten ganz gleiche Stimmen, hohe, schwache, etwas zitternde, heisere Stimmen, — besonders nach dem Schlafe — aber sie klangen doch recht angenehm —) und endlich spielten sie Karten, ebenfalls ein uraltes Spiel: Kriebs, Lamouche und sogar Boston „sampránder!"

Dann erschien die Theemaschine auf dem Tische; am Abend tranken sie Thee ... dieses Zugeständniß machten sie doch dem Geiste der Zeit, bemerkten aber jedesmal, das sei unnöthige Verwöhnung — und daß die Menschheit von diesem „chinesischen Kraute" offenbar schwächer würde.

Im Allgemeinen enthielten sie sich sowohl der Schmähungen der neuen Zeit als der Lobeserhebungen der alten Zeit: sie selbst hatten niemals anders gelebt; aber daß andere Menschen auf andere Weise — und besser sogar — leben konnten, das gaben sie zu; wenn man sie nur nicht veranlaßte, Veränderungen einzuführen!

Um acht Uhr trug Kalliopitsch das Nachtessen auf mit der unvermeidlichen „Okroshka"*) und schon um neun Uhr nahmen die hochaufgethürmten, gestreiften Federbetten die wohlgenährten Glieder Thömchens und Thymchens in ihre lockeren Arme auf und ein friedlicher Schlummer zögerte nicht sich auf ihre Lider herabzusenken.

Dann wurde Alles still in dem alten Häuschen: das Lämpchen flackerte vor dem Heiligenschrein, die Heimchen zirpten, das ganze Haus war erfüllt von dem Geruch von Moschus und Melisse — und das gute, lächerliche, unschuldige Ehepaar schlief.

Zu diesem blödsinnigen Paare, zu diesen „Inséparables," die seine Schwester bei sich aufgenommen hatten — führte also Paklin seine Bekannten.

Paklins Schwester war ein kluges und nicht süßliches Mädchen; sie hatte sehr schöne Augen; aber ihr unglücklicher Buckel drückte sie, nahm ihr jedes Selbstgefühl und alle Freudigkeit und machte sie mißtrauisch und beinahe böse. Ihr war auch ein sehr sonderbarer Name zugefallen: sie hieß Snandulia! — Paklin hatte denselben in Sophie umändern wollen; allein sie weigerte sich hartnäckig und

---

*) Eine kalte Suppe aus Bratenschnitten, Kwass, sauren Gurken und saurem Rahm.

hielt an ihrem sonderbaren Namen fest, indem sie behauptete, daß es für eine Bucklige ganz recht sei, Snandulia zu heißen. Sie war sehr musikalisch und spielte auch ziemlich gut das Klavier, — „Dank sei meinen langen Fingern,“ bemerkte sie nicht ohne Bitterkeit, „wie das bei den Buckligen gewöhnlich zu sein pflegt.“

Die Gäste trafen Thömchen und Thymchen gerade nach ihrem Mittagsschläfchen bei ihrem Preißelbeer-Wasser.

„Jetzt treten wir in das achtzehnte Jahrhundert ein!“ rief Paklin, sobald sie über die Schwelle von Subotschews Hause traten.

Und in der That trat ihnen schon im Vorzimmer das achtzehnte Jahrhundert in der Gestalt eines niedrigen, blauen Schirmes entgegen, der mit ausgeschnittenen, schwarzen Silhouetten von gepuderten Damen und Kavalieren beklebt war. Durch die Initiative Lavaters waren diese Silhouetten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Rußland sehr Mode.

Das unerwartete Erscheinen so vieler Gäste — ganzer vier Personen! — brachte in dem selten nur heimgesuchten Hause große Aufregung hervor. Es wurden eilige barfüßige und beschuhte Tritte hörbar, Dienstmädchen steckten die Köpfe herein und verschwanden wieder, es war ein Drängen, Seufzen, Lachen, Prusten und jemand flüsterte krampfhaft: „Daß Ihr . . .“

Endlich erschien Kalliopitsch in seinem zottigen Kamisol, öffnete die Thür in den „Saal“ und rief mit lauter Stimme hinein:

„Da ist Ssila Samsonitsch mit anderen Herren!“

Die Herrschaft schien weit weniger erschreckt als ihre Dienerschaft. Der unerwartete Einbruch von vier Herren in ihr, freilich ziemlich geräumiges Gastzimmer setzte jedoch auch sie in Erstaunen; — allein Paklin beruhigte sie sogleich, indem er ihnen der Reihe nach, von komischen Bemerkungen begleitet, Neshdanow, Markelow und Ssolomin als stille Leute vorstellte, die nicht der „Krone“ dienten.

Thömchen und Thymchen konnten die Beamten gar nicht leiden.

Die auf den Ruf des Bruders erschienene Snandulia, war weit verlegener und machte mehr Umstände als die beiden Alten. Sie forderten die Gäste, beide zusammen — und mit denselben Worten — auf, Platz zu nehmen und fragten, womit sie dieselben bewirthen könnten, ob die Gäste Thee, Chocolade, moussirende Limonade oder Eingekochtes wünschten? Als sie erfuhren, daß die Herren

vor Kurzem bei dem Kaufmann Goluschkin gefrühstückt und bald bei demselben zu Mittag speisen würden, gaben sie die Bewirthung auf, schlugen die Händchen in gleicher Weise über den Bäuchlein zusammen und fingen ein Gespräch an.

Die Conversation war zuerst etwas matt; dann belebte sie sich indessen. —

Paklin amüsirte die beiden Alten ungemein durch die Erzählung einer Anecdote Gogol's — von dem Stadtvogte, der in die gedrängt volle Kirche kam — und von dem Gebäck, das sich als eben derselbe Stadtvogt erwies. Sie lachten bis zu Thränen und ebenfalls in ganz gleicher Weise, so gewissermaßen winselnd, und endigten mit Husten und Erröthen, wobei sie leicht in Schweiß ausbrachen. Paklin machte die Bemerkung, daß im Allgemeinen Citate aus Gogol auf Personen, wie die Subotschew's, mächtig und hinreißend wirkten; aber da es nicht so sehr in seiner Absicht lag, dieselben zu amüsiren, er dieselben vielmehr seinen Bekannten produciren wollte, so änderte er seinen Schlachtenplan und machte seine Sache so gut, daß die beiden Alten bald ganz zutraulich wurden.

Thömchen holte seine liebste, aus Holz geschnitzte Tabaksdose heraus und zeigte sie. Auf derselben konnte man einst sechsunddreißig menschliche Figuren in verschiedenen Stellungen unterscheiden: sie waren alle längst schon abgenutzt — Thömchen aber sah sie bis jetzt noch; er konnte sie zählen und wies auf sie hin. „Sehen Sie," sagte er, „da sieht einer zum Fenster hinaus — sehen Sie: er steckt den Kopf heraus? . . ." Aber die Stelle, auf die er mit dem Nagel seines gedrungenen Fingerchens zeigte, war so glatt, wie der übrige Deckel der Tabaksdose.

Hierauf lenkte er die Aufmerksamkeit der Besucher auf ein Oelgemälde, das über seinem Kopfe hing: es stellte einen Jäger im Profil dar, welcher auf einem falben Pferde — gleichfalls im Profil — über eine schneeige Fläche dahinsprengte. Der Jäger trug eine Mütze aus weißem Schaafsfell mit einem blauen Querstreifen, und einen Rock aus Kameelhaaren mit einem sammetnen Besatz, wie ihn die Tscherkessen tragen. Die Taille war mit einem geschmiedeten, vergoldeten Gurte zusammengezogen, in welchem ein mit Seide gestickter Handschuh steckte; ein Dolch mit einer Scheide von oxydirtem Silber hing am Gurte. In der einen Hand hielt der noch sehr jugendliche, wohlgenährte Jäger ein großes, mit rothen Quasten verziertes Jagdhorn, — in der anderen Zügel und Reitpeitsche; alle

vier Pferdefüße schwebten in der Luft, und an jedem derselben hatte der gewissenhafte Maler ein Hufeisen abgebildet, bei welchem man sogar die Nägel unterscheiden konnte. „Und bemerken Sie,“ sagte Thömchen, indem er mit demselben gedrungenen Fingerchen auf einen halbrunden Flecken auf dem weißen Grunde hinter den Pferdefüßen zeigte, „die Spuren im Schnee — auch die hat er gemalt!“ Warum aber dieser Spuren nur vier abgebildet waren und weiterhin keine mehr sichtbar waren — davon schwieg Thömchen.

„Das bin — ich!“ fügte er nach einer kleinen Weile mit verschämtem Lächeln hinzu.

„Wie?“ rief Neshdanow, „sind Sie Jäger gewesen?“

„Ja; — aber nicht lange. Einmal bin ich in vollem Galopp kopfüber vom Pferde gestürzt und habe mir den Kurpei zerbrochen. Thymchen war natürlich sehr erschreckt, nun — und hat es mir verboten. Seitdem habe ich das Reiten aufgegeben.“

„Was hatten Sie sich zerbrochen?“ fragte Neshdanow.

„Den Kurpei,“ wiederholte Thömchen mit gedämpfter Stimme.

Die Gäste sahen einander erstaunt an. Niemand wußte, was Kurpei hieß — d. h. Markelow wußte wohl, daß die zottigen Quasten der Kosacken- und Tscherkessenmützen Kurpei hießen — aber diese konnte Thömchen sich doch nicht zerbrochen haben! — Es konnte sich jedoch Niemand von ihnen entschließen, zu fragen, was er unter dem Worte Kurpei verstand.

„Nun, wenn Du Dich denn so herausstreichst,“ sagte Thymchen, „so will auch ich mich etwas brüsten.“

Aus einem winzig kleinen „bonheur du jour“ — so nannte man damals ein altmodisches Bureau mit geschweiften Beinen und aufhebbarem, rundem Deckel, der in die Rückseite des Bureaus einlief — holte sie ein in Aquarell gemaltes Miniaturbild in einem ovalen bronzenen Rahmen hervor; es stellte ein vollkommen nacktes Kind von etwa vier Jahren, mit einem Köcher im Rücken und einem blauen Bande über der Brust, dar, wie es die Schärfe des Pfeiles mit dem Finger versucht. Das Kind war sehr kraushaarig, schielte etwas und lächelte. Thymchen zeigte das Aquarell den Gästen:

„Das war — ich!“ sagte sie.

„Sie?“

„Ja, ich; in meiner Jugend. Zu meinem verstorbenen Vater kam ein französischer Maler in's Haus; ein aus-

gezeichneter Maler! Nun und der hat mich für meinen Vater zu dessen Namenstag gemalt. Was war das für ein guter Franzose! Er hat uns auch später besucht. — Wenn er in's Zimmer kam, machte er seinen Kratzfuß, schlenkerte dann mit den Beinen, schlenkerte und küßte Einem die Hand; — und beim Weggehen pflegte er seine eigenen Finger zu küssen — bei Gott! Und er grüßte nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten! — Er war ein sehr guter Franzose!"

Die Gäste lobten seine Arbeit und Paklin fand sogar, daß noch einige Aehnlichkeit da sei.

Thömchen fing nun an von den jetzigen Franzosen zu sprechen und äußerte die Meinung, daß sie wohl alle sehr böse sein müßten! — Weshalb das, Thomas Lawrentjewitsch? — Aber erbarmen Sie sich, — was haben sie jetzt für Namen! — Zum Beispiel? — Nun zum Beispiel der Name: Noguant-Saint-Lorrand! — ist das nicht ein ächter Räubername?

Bei dieser Gelegenheit erkundigte sich Thömchen auch danach, wer denn eigentlich jetzt in Paris regiere? — „Napoleon;" sagte man ihm. — „Wie denn . . . ein so alter Mann" . . . fing er an, und verstummte, indem er sich verlegen umschaute. Thömchen hatte nur sehr mangelhafte Kenntniß der französischen Sprache und las den Voltaire in der Uebersetzung; (ein geheimes Kästchen unter dem Kopfende seines Bettes barg eine Abschrift des Candide) — aber es entschlüpften ihm zuweilen Ausdrücke wie: „Ehe! mein Lieber — das ist fausse-parquet!" — (in dem Sinne von „verächtlich", „unwahr") über welche viel gelacht wurde, bis ihm ein gelehrter Franzose erklärte, daß das ein alter, parlamentarischer Ausdruck sei, der im Jahre 1789 in seiner Heimath gebraucht wurde.

Da nun einmal von Frankreich und den Franzosen die Rede war, entschloß sich Thymchen, einige Fragen zu thun, die sie schon längst auf dem Herzen hatte. — Sie beabsichtigte sich anfänglich an Markelow zu wenden, allein er sah ihr doch gar zu böse aus. — Ssolomin hätte sie wohl fragen mögen . . . doch nein! — dachte sie — der ist einer von den Einfachen und kennt wohl kaum Französisch.

Sie wandte sich also an Neshdanow.

„Was ich von Ihnen wissen möchte," fing sie an: „entschuldigen Sie mich, ich bitte! — Sehen Sie, mein Anverwandter, Ssila Samsonowitsch, macht sich oft lustig über mich und die Unwissenheit von mir alten Frau."

„Was wünschen Sie zu wissen?"

„Das werde ich Ihnen gleich sagen. Wenn Jemand im französischen Dialecte die Frage stellen will: „Was ist das?" — muß er sagen: Kesse — Kesse — Kesse-la?"

„Ganz richtig."

„Aber kann man auch sagen: Kesse — Kesse-la?"

„Man kann so sagen."

„Aber einfach: Kesse-la?"

„Auch so kann man sagen."

„Und das Alles bedeutet immer dasselbe?"

„Ja."

Thymchen schaute nachdenkend zu Boden und schlug die Hände zusammen.

„Nun, lieber Sila" sagte sie endlich, „so habe ich darin Unrecht — und Du hast Recht. Aber diese Franzosen . . . das ist doch ein tolles Volk!"

Paklin bat die beiden Alten, ihnen eine Romanze vorzusingen . . . Sie lachten Beide und wunderten sich über seinen Einfall; bald aber erklärten sie sich bereit — jedoch unter der Bedingung, daß Snandulia sich an's Klavier setzen und accompagniren solle — sie wisse schon, was. Es fand sich in einer Ecke des Gastzimmers ein winzig kleines Piano, das bis dahin keiner von den Gästen bemerkt hatte . . . Snandulia setzte sich an dieses „Clavecin" und griff einige Accorde . . . Solche hölzerne, dünne, zittrige und schwache Töne hatte Neshdanow noch nie gehört; die Alten begannen sogleich:

„Oh gaben uns die Götter —"

sang Thömchen —

„Ein innig liebend Herz,
Damit wir ach! empfänden
Der Liebe tiefen Schmerz?"

„Ach giebt es denn hinieden —"

antwortete Thymchen —

„Ein thränenloses Sein
Und ungetrübte Freude?
Oh nein, oh nein, oh nein!"

fiel Thömchen ein —

„Oh nein, oh nein, oh nein —"

wiederholte Thümchen.

„Denn Lieb' ist ohne Leiden
Oh nie, oh nie, oh nie!"

sangen Beide zugleich —

„Oh nie, oh nie, oh nie!"

schloß Thömchen allein.

„Bravo!“ rief Paklin, „das ist die erste Strophe; jetzt kommt die zweite.“

„Sehr gern,“ entgegnete Thömchen: „aber Snandulia Samsonowna, wo bleibt denn der Triller? Nach meinen letzten Worten muß ein Triller kommen.“

„Gut,“ antwortete Snandulia, „Sie sollen den Triller haben.“

Thömchen begann von Neuem:

„Wer hat denn je geliebet
Und nicht geseufzt, geklagt,
Wer ist verliebt gewesen,
Der nicht dem Glück entsagt?“

Darauf fiel Thymchen ein:

„Es gleicht das Herz dem Nachen
Der untersinkt im Meer.
Wozu denn ist's gegeben?“

„Zur Pein, zur Pein, zur Pein!“ rief Thömchen und hielt inne, um Snandulia Zeit zum Triller zu lassen.

„Zur Pein, zur Pein, zur Pein!“

Dann sangen Beide zugleich:

„Oh nehmt das Herz, Ihr Götter,
Zurück, zurück, zurück,
Zurück, zurück, zurück!“

Snandulia schloß mit einem Triller.

„Bravo! Bravo!“ schrien Alle, außer Markelow und klatschten in die Hände.

„Ob sie wohl fühlen, daß man sich über sie lustig macht,“ fragte sich Neshdanow, als die Beifallsbezeugungen aufhörten, „daß sie hier die Narren spielen? — Vielleicht nicht: Vielleicht fühlen sie es aber auch und denken: „Was liegt daran? Wir thun ja Niemand damit etwas Böses, wir unterhalten vielmehr die Andern! — Und wenn man recht darüber nachdenkt, so haben sie Recht, hundertmal Recht!“

Unter dem Einflusse dieser Gedanken fing er an, ihnen Liebenswürdigkeiten zu sagen, worauf sie sich leicht verbeugten, ohne ihre Sessel zu verlassen . . .

In diesem Augenblicke trat aus dem Nebenzimmer, welches wahrscheinlich das Schlafzimmer oder das Mädchenzimmer war, und in welchem man längst schon Flüstern und Kleiderrauschen gehört hatte, — die Zwergin Puffka in Begleitung der alten Wärterin hervor. — Puffka fing an zu kreischen und zu gestikuliren, während die Wärterin sie reizte, aber auch wieder zu beruhigen suchte.

Markelow, der längst schon Zeichen der Ungeduld gegeben hatte — (Ssolomin lächelte nur mehr als gewöhnlich) — wandte sich auf einmal an Thömchen:

„Ich habe es nicht von Ihnen erwartet," fing er in seiner schroffen Weise an, „daß Sie mit Ihrem aufgeklärten Verstande — Sie sollen ja ein Anhänger Voltaire's sein — Vergnügen finden können an dem, was nur Ihr Mitleid erregen sollte: — körperliche Gebrechen!" ... Hier fiel ihm Paklin's Schwester ein und er biß sich in die Zunge. Thömchen erröthete, zupfte sein Käppchen zurecht und sagte:

„Ja ... ich bin es ja nicht ... sie selbst ..."

Pufffa indessen fiel um so heftiger über Markelow her.

„Was ist Dir eingefallen," schmetterte sie mit ihrer schnarrenden Stimme, „wie darfst Du unsere Herrschaft beleidigen? Sie hat mich armes verkrüppeltes Mädchen aufgenommen, giebt mir zu essen und zu trinken — da beneidest Du mich wohl darum? Das fremde Brod sticht Dir in die Augen? — Und wo bist Du hergekommen, Du schwarzer, armseliger Taugenichts mit Wangen wie bei einer schwarzen Küchenschabe?" Hier zeigte Pufffa mit ihren kurzen, dicken Fingern, wie lang sein Schnurrbart sei.

Die Wärterin Wassiliewna lachte über ihren ganzen zahnlosen Mund, und auch im Nebenzimmer wurde gekichert.

„Ich bin nicht berufen, Ihr Richter zu sein," sagte Markelow zu Thömchen, „und Arme und Krüppel bei sich aufzunehmen und zu versorgen, ist gewiß — ein gutes Werk. — Aber erlauben Sie mir die Bemerkung: im Ueberflusse zu leben, Niemand zu schaden, aber keinen Finger zum Wohle des Nächsten zu rühren — heißt noch nicht gut sein. Ich wenigstens lege einer solchen Herzensgüte gar keinen Werth bei."

Pufffa erhob ein betäubendes Geschrei; sie hatte kein Wort von allem verstanden, was Markelow gesagt hatte; aber „der Schwarze" hatte ihren Herrn gescholten ... wie durfte er das? Wassiliewna murrte auch.

Thömchen aber faltete seine Händchen vor der Brust zusammen, wandte sich mit dem Gesichte zu seiner Frau und sagte, beinahe schluchzend:

„Thymchen, mein Täubchen — hörst Du, was der Herr Gast sagt? Wir Beide sind Sünder, Bösewichter, Pharisäer — wir leben im Ueberfluß ... oh, oh! ... Auf die Straße sollten wir, aus dem Hause heraus, ...

einen Besen sollten wir in die Hand nehmen, um uns unseren Lebensunterhalt zu erwerben. Oh, oh!"

Als Puffka diese traurigen Worte hörte, kreischte sie noch lauter als früher. Thymchen blinzelte mit den Augen, biß sich in die Lippen und holte schon recht tief Athem, um in lautes Schluchzen auszubrechen . . .

Wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich Paklin nicht hineingemischt hätte.

„Was ist das?" rief er, mit den Händen gestikulirend nnd laut lachend. „Das ist ja eine Schande! — Herr Markelow wollte einen Scherz machen, da er aber so ernst aussieht, kam es etwas streng heraus . . . Und Sie glauben das? — Lassen Sie es gut sein! — Euthymia Pavlowna, Liebe, Gute! wir müssen gleich fort, also thun Sie uns den Gefallen — nehmen Sie die Karten und prophezeihen Sie uns aus denselben zum Abschiede — Sie verstehen das ja so gut! — Schwester, hole doch die Karten hervor!"

Thymchen warf einen Blick auf ihren Mann; der saß schon ganz ruhig da — und so beruhigte denn auch sie sich.

„Karten, Karten . . ." sagte sie: — „ich habe es schon ganz verlernt, mein Lieber! Habe Alles vergessen. Es ist so lange her, daß ich keine Karte in die Hand genommen . . ."

Dabei nahm sie aber dennoch die Karten aus Snanduliens Hand — ein altes, ungewöhnliches Spiel L'hombre-Karten.

„Wem soll ich denn wahrsagen?"

„Allen, Allen," fiel Paklin ein und dachte bei sich: „Was ist das doch für eine bewegliche Alte. Man dreht sie wohin man will . . . es ist eine Pracht! „Allen! Großmütterchen, Allen," wiederholte er noch einmal. „Entdecken Sie uns unser Schicksal, unsern Charakter, unsere Zukunft . . . Sagen Sie Alles heraus!"

Thymchen fing an die Karten auszubreiten — warf dann aber plötzlich wieder Alles zusammen.

„Ich brauche keine Karten!" rief sie: „ich kenne auch ohnedies Euer Aller Charakter. Und wie der Charakter, so das Schicksal. — Dieser da (sie zeigte auf Ssolomin) ist ein kühler, beständiger Mensch; dieser — (sie drohte Markelow mit dem Finger) ist ein Hitzkopf, ein verderblicher Mensch . . . (Puffka zeigte ihm die Zunge); Dir (sie blickte auf Paklin) habe ich Nichts zu sagen: Du weißt selbst, was Du bist — ein Windbeutel! — Dieser aber . . ."

Sie wies auf Neshdanow hin und hielt inne.

„Nun?“ sagte er, „fahren Sie fort, ich bitte sehr: Was bin ich denn für ein Mensch?“

„Was Du für ein Mensch bist . . .“ sagte Thymchen zögernd: „Ein beklagenswerther Mensch, das bist Du!“

Neshdanow fuhr zusammen.

„Beklagenswerth? Warum denn?“

„So. — Ich beklage Dich. — Und das ist Alles.“

„Aber weshalb denn?“

„Warum? — Weil Dich mein Auge so sieht. Du hältst mich für eine Närrin? — Aber ich bin doch klüger als Du — wenngleich Du rothes Haar hast. — Ich beklage Dich — das ist Alles, was ich Dir sagen kann!“

Alle schwiegen — sahen einander an und konnten kein Wort hervorbringen.

„So lebt denn wohl, Ihr Lieben!“ platzte endlich Paklin heraus. „Wir haben nur zu lange bei Euch gesessen und langweilen Euch wohl schon. Diese Herren müssen fort und ich gehe mit ihnen. Lebt wohl! und Dank für Eure Freundlichkeit!“

„Leben Sie wohl! Besuchen Sie uns doch wieder,“ sagten zu gleicher Zeit Thömchen und Thymchen, „nichts für ungut!“ . . . worauf Thömchen plötzlich intonirte:

„Viele, viele, viele Jahre, . . .“

„Viele, viele“ stimmte Kalliopitsch ganz unerwartet in tiefem Basse ein, indem er den jungen Leuten die Thür öffnete . . .

Und alle vier befanden sich auf der Straße vor dem dickbäuchigen, kleinen Häuschen; — Puffka's gellende Stimme rief ihnen aus dem Fenster nach:

„Narren! Narren!“

Paklin lachte laut auf; aber Niemand stimmte ein. — Markelow sah Einen nach dem Andern an, als erwarte er ein Wort des Unwillens zu hören . . .

Ssolomin allein lächelte in seiner gewöhnlichen Weise.

Zwanzigstes Capitel.

„Nun,“ sprach Paklin zuerst, „wir waren im XVIII. Jahrhundert — begeben wir uns jetzt direct in das XX. Goluschkin ist ein solcher Fortschrittsmann, daß es unpassend wäre, ihn auch zum XIX. Jahrhundert zu rechnen.“

„Kennst Du ihn denn?“ fragte Neshdanow.

„Es gehen so viele Gerüchte über ihn! — Ich sagte: begeben wir uns — weil ich beabsichtigte, mit Euch zu gehen.“

„Wie denn? Du kennst ihn ja nicht?“

„Da haben wir es! Kanntet Ihr denn meine Inséparables?“

„Du hast uns doch vorgestellt!“

„So kannst Du mich vorstellen! — Geheimnisse könnt Ihr vor mir nicht haben — und Goluschkin ist ein gastfreier Mann. — Du sollst sehen, das neue Gesicht freut ihn noch. — Hier in S. geht es einfach her!“

„Ja,“ sagte Markelow, „das ist wohl wahr. Hier macht man keine Ceremonien!“

Paklin schüttelte den Kopf.

„Ist das vielleicht auf mich gemünzt? . . . Was soll man machen! Ich habe den Vorwurf verdient. Wissen Sie was, mein neuer Bekannter — verbannen Sie doch für eine Zeit lang die finsteren Gedanken, die Ihr galliges Temperament Ihnen einflößt! — Hauptsächlich aber . . .“

„Mein Herr neuer Bekannter,“ unterbrach ihn Markelow ingrimmig, „ich meinerseits sage Ihnen in Form einer Verwarnung: ich habe niemals auch nur die geringste Lust zu scherzen gehabt — und heute am Wenigsten! — Woher kennen Sie mein Temperament? (Er betonte die letzte Silbe.) Wir kennen uns noch nicht so lange — wir sehen uns ja heute zum ersten Male.“

„Nun, warten Sie, warten Sie, ärgern Sie sich nicht — und schwören Sie nicht — ich glaube Ihnen auch ohnedies,“ sagte Paklin und wandte sich zu Ssolomin: „Oh Sie!“ rief er, „Sie, den sogar das scharfsichtige Thymchen einen kühlen Menschen nannte — und Sie haben wirklich etwas Beruhigendes — sagen Sie mir doch, ob ich die Absicht gehabt habe, irgend Jemand eine Unannehmlichkeit zu bereiten — oder einen unzeitigen Scherz zu treiben? — Ich habe ja nur gebeten, mich zu Goluschkin mitzunehmen; — im Uebrigen bin ich ein harmloses Geschöpf. — Ich bin nicht Schuld daran, daß Herr Markelow ein gelbes Gesicht hat!“

Ssolomin zuckte zuerst mit der einen und dann mit der andern Schulter; das war so seine Gewohnheit, wenn er nicht gleich wußte, was er antworten sollte.

„Ohne Zweifel,“ sagte er endlich, „können und wünschen Sie, Herr Paklin, Niemand eine Beleidigung zuzufügen; und warum sollten Sie nicht zu dem Herrn Goluschkin gehen? Ich glaube, wir werden dort die Zeit nicht

weniger angenehm zubringen, als bei Ihren Verwandten — und wohl auch mit demselben Nutzen."

Paklin drohte ihm mit dem Finger.

„Oh, ich sehe, — auch Sie sind ein Böser! — Allein Sie gehen doch auch zu Goluschkin?"

„Ja, freilich. Der heutige Tag ist doch für mich verloren!"

„Also — en avant, marchons! — in's XX. Jahrhundert! in's XX. Jahrhundert! — Neshdanow, bilde den Vortrab und führe uns an!"

„Gut! Gehe nur! — aber wiederhole nicht Deine Witze, sonst glaubt man am Ende, daß ihr Vorrath zu Ende geht."

„Für Euresgleichen ist immer noch genug da," antwortete Paklin heiter — und hüpfte tänzelnd, oder wie er sich auszudrücken pflegte, „humpelnd" voraus.

„Ein lustiger Kauz!" bemerkte Ssolomin, der ihm, Arm in Arm mit Neshdanow, folgte: „Wenn wir — was Gott verhüten wolle! — sammt und sonders nach Sibirien verschickt werden, so haben wir wenigstens Jemand, der uns zum Lachen bringt."

Markelow ging schweigend hinter den Andern her.

Im Hause des Kaufmanns Goluschkin wurden unterdessen alle Maßregeln getroffen, um ein Diner zu geben, das „chic" hätte. Es wurde eine Fischsuppe gekocht, die sehr fett und sehr schlecht war, und allerlei Fricassee's und Pasteten bereitet. (Als ein Mann, der auf der Höhe der Civilisation steht, hielt sich Goluschkin, obgleich er zu den Altgläubigen gehörte, an die französische Küche. Er hatte seinen Koch aus dem Klub genommen, aus dem er wegen Unreinlichkeit entlassen worden war.) — Vor Allem aber hatte er mehrere Flaschen Champagner kalt stellen lassen.

Der Hausherr begrüßte die jungen Herren lachend und mit der ihm eigenen, plumpen Ungeschicklichkeit und Hast; er freute sich sehr über Paklins Erscheinen, gerade wie dieser es vorausgesagt, fragte: „Er gehört doch zu den Unsrigen?" und rief, ohne die Antwort auf seine Frage abzuwarten: „Das versteht sich! Natürlich!" —

Hierauf erzählte er, daß er soeben von dem „sonderbaren Kauze", dem Gouverneur, käme, der ihm keine Ruhe wegen — weiß der Teufel! welcher — wohlthätigen Anstalten ließ . . . Man konnte nicht klug daraus werden, was ihn mehr beglückte: daß der Gouverneur ihn, Goluschkin, bei sich empfing — oder daß es ihm gelungen

war, im Beisein junger Fortschrittsmänner sich in dieser Weise über den Gouverneur zu äußern.

Dann machte er sie mit dem versprochenen Proselyten bekannt. Und was erwies sich? Es war derselbe schwindsüchtige, schon beschriebene Mensch, der am Morgen mit einem Berichte in's Zimmer getreten war und den Goluschkin Wassja genannt hatte: sein Commis.

„Er ist nicht beredt," sagte Goluschkin, indem er mit allen fünf Fingern auf ihn zeigte, „aber unserer Sache mit ganzer Seele ergeben." Wassja aber machte seine Bücklinge, erröthete, blinzelte mit den Augen und lächelte mit einer Miene, daß man wiederum nicht klug daraus werden konnte, ob er ein Einfaltspinsel oder ein durchtriebener Schelm und Erzschurke war?

„Indessen, zu Tisch! zu Tisch!" rief Goluschkin. Nachdem man einen tüchtigen Imbiß genommen, setzte man sich zu Tisch. Bereits nach der Fischsuppe ließ Goluschkin Champagner geben, der so kalt war, daß er halb gefroren aus der Flasche in die Gläser sich ergoß.

„Auf unser . . . Unternehmen!" rief Goluschkin, mit den Augen auf den Diener hinweisend, als wollte er mahnen, in dessen Gegenwart vorsichtig zu sein.

Der neue Proselyt, Wassja, fuhr fort zu schweigen, und wenn er auch nur auf dem Rande seines Stuhles saß und sein kriechendes Benehmen gar nicht im Einklange mit den Ueberzeugungen war, denen er nach der Versicherung seines Herrn von ganzer Seele ergeben war — so trank er doch um so mehr Wein! . . . Die Andern, d. h. der Hausherr und Paklin sprachen, aber um so mehr; besonders Paklin. Neshdanow war in seinem Innersten verdrießlich; Markelow war von Unwillen und Erbitterung erfüllt, wenn auch in anderer Weise als bei den Subotschew's; Ssolomin verhielt sich beobachtend.

Paklin amüsirte sich herrlich! — Durch seine lebhafte Sprache gefiel er Goluschkin außerordentlich gut; dieser hatte keine Ahnung davon, daß dieses „hinkende Männchen" dem neben ihm sitzenden Neshdanow fortwährend die boshaftesten Bemerkungen über ihn selbst in's Ohr flüsterte! — Er hielt ihn sogar für ein ganz unbedeutendes Persönchen, das man von der Höhe herab „traitiren" konnte . . . darum eben gefiel er ihm hauptsächlich. Hätte Paklin neben ihm gesessen, so hätte er ihm längst schon in familiärer Weise auf die Schulter geklopft oder wäre ihm mit dem Finger in die Rippen gefahren, er nickte ihm ohnehin schon über den Tisch vertraulich zu; aber zwischen Paklin

und ihm saßen von der einen Seite Markelow — „die finstere Wolke“, und von der andern Seite Ssolomin. Dafür lachte Goluschkin aber auch über jedes Wort, das Paklin sprach, so daß sein bläuliches Zahnfleisch sichtbar war, er lachte in gutem Glauben im Voraus schon und schlug sich dabei auf den Leib.

Paklin begriff sehr bald, was von ihm verlangt wurde, und fing an zu schimpfen (das war für ihn gewohnte Sache) — über Alle und Alles: über die Konservativen, die Liberalen, die Beamten, die Advokaten, die Administratoren, die Gutsbesitzer, die Männer der Landschaft nnd der Stadt, über Moskau sowie über Petersburg!

„Ja, ja; ganz Recht,“ unterbrach ihn Goluschkin, „so ist es, ganz so! — Da ist zum Beispiel unser Stadthaupt — ein vollständiger Esel! Prügeldumm. — Ich sprach ihm von diesem, von jenem — und er versteht Nichts; gerade wie unser Gouverneur!“

„Ist Ihr Gouverneur — dumm?“ fragte Paklin.

„Ich sage Ihnen ja: ein Esel!“

„Haben Sie nicht bemerkt: spricht er mit heiserer Stimme oder näselnd?“

„Wie?“ fragte Goluschkin erstaunt.

„Wissen Sie denn nicht? Bei uns in Rußland sprechen alle hohe Staatsbeamte mit heiserer Stimme und alle hohen Militairpersonen näselnd; — und nur die allerhöchsten Würdenträger sprechen mit heiserer Stimme und näselnd zu gleicher Zeit.“

Goluschkin lachte brüllend und bis zu Thränen.

„Ja, ja,“ stammelte er „durch die Nase . . . durch die Nase — er ist Militair!“

„Ach, Du Tölpel!“ dachte Paklin bei sich.

„Bei uns ist Alles faul, Alles faul!“ schrie Goluschkin nach einer kleinen Weile. „Was man auch berührt — Alles ist faul!“

„Verehrtester Kapiton Andreitsch,“ bemerkte Paklin eindringlich, während er zu gleicher Zeit Neshdanow zuflüsterte: „Was fährt er denn immer mit den Händen in der Luft herum, als sei ihn der Rock in den Aermeln zu eng? — Verehrtester Kapiton Andreitsch, glauben Sie mir, hier können halbe Maaßregeln zu gar Nichts helfen!“

„Was halbe Maaßregeln!“ rief Goluschkin, indem er plötzlich aufhörte zu lachen und eine wüthende Miene annahm: — hier ist nur Eines möglich: — mit der Wurzel heraus! — Wassja trinke! S . . s S . . s!“

„Ich trinke schon, Kapiton Andreitsch," entgegnete der Kommis und stürzte sein Glas herunter.

Golulschkin that ein Gleiches.

„Daß er nicht platzt! . . . ." flüsterte Paklin Neshdanow zu.

„Das macht die Gewohnheit!" antwortete dieser.

Der Kommis trank indessen nicht allein. Der Wein begann schließlich bei Allen seine Wirkung zu thun — Neshdanow, Markelow, und selbst Ssolomin mischten sich allmälig ins Gespräch.

Zuerst nachlässig, als ärgere er sich über sich selbst, daß er nicht standhaft blieb und ebenfalls Wasser stampfte — fing Neshdanow an davon zu sprechen, daß es Zeit sei aufzuhören, blos mit Worten um sich zu werfen — daß es jetzt endlich Zeit sei „zu handeln!" — er erklärte den Grund und Boden dafür auch schon gefunden. — Ohne zu bemerken, daß er sich damit widersprach, verlangte er gleich darauf, man solle ihm die thatsächlichen, realen Elemente zeigen, auf die man fußen könne — er sähe sie nicht. — „In der Gesellschaft sind keine Sympathien, im Volke kein Bewußtsein . . . . Da kämpfe Einer!" — Es wurde ihm nicht widersprochen; nicht als ob ihm Nichts darauf zu entgegnen gewesen wäre — sondern jeder fing schon an für sich selbst zu sprechen, ohne auf den Andern zu achten.

Markelow sprach mit dumpfer, ergrimmter Stimme beharrlich und einförmig — (als wenn er Kohl hackte bemerkte Paklin). Worüber er eigentlich sprach, war nicht ganz verständlich; in einem Momente der Stille wurde das Wort: „Artillerie" hörbar . . . . er gedachte wohl der Mängel, die er in der Organisation derselben entdeckt hatte. Die Deutschen und die Adjutanten erhielten auch Etwas ab.

Ssolomin bemerkte — es gäbe zwei Arten abzuwarten: abwarten und Nichts thun; und abwarten und dabei die Sache allmälig fördern.

„Solche Beförderer brauchen wir nicht!" sagte Markelow finster.

„Die Förderung kam bis jetzt von oben," sprach Ssolomin, „versuchen wir es von unten."

„Das brauchen wir nicht! zum Teufel damit!" rief Goluschkin zornig. „Das brauchen wir nicht! — Auf einmal! Alles auf einmal!"

„Sie wollen zum Fenster hinaus springen?"

„Und ich werde springen!" schrie Goluschkin. „Ich

werde! Und Wassja springt auch. — Befehle ich — so springt er! ah? — Wassja — nicht wahr, Du springst?"

Dieser leerte sein Glas Champagner.

„Wo Sie sind, Kapiton Andreitsch — da sind auch wir. Wie dürften wir wagen zu denken!"

„Also! — Ich würde Euch sonst auch kurz und klein schlagen."

Bald trat jener Zustand ein, der in der Sprache der Trinker die „Babylonische Sprachverwirrung" genannt wird. Es erhob sich ein großer Lärm. Wie die ersten Schneeflocken sich in der noch warmen Herbstluft drehen und wirbeln, wechseln und schmelzen — so drehten und wirbelten in der erhitzten Atmosphäre von Goluschkin's Speisezimmer die Worte und stießen an einander. Da hörte man die Worte: Prozeß, Regierung, Literatur, Steuerfrage, klerikale Frage, Frauenfrage, Gerichtsfrage, Klassicismus, Realismus, Nihilismus, Kommunismus, international, liberal, Kapital, Administration, Organisation, Association und sogar Krystallisation!

Goluschkin schien entzückt über das laute Geschrei zu sein. Das erschien ihm als das Wesen der Sache .... Er triumphirte! — „Platz da wem sein Leben lieb ist! ... Kapiton Goluschkin kommt gefahren!" — Wassja, der Kommis, war so berauscht, daß er in seinen Teller hinein redete und plötzlich wie ein Wahnsinniger aufschrie: „Was, zum Teufel! heißt das: Progymnasium?!?"

Goluschkin erhob sich — und warf den Kopf zurück. Auf seinem erhitzten Gesicht kam, zu dem Ausdrucke des Triumphes und der groben Selbstgerechtigkeit, noch ein Ausdruck von geheimem Schreck und Furcht. „Ich opfere noch tausend Rubel! — Wassja! schleppe sie herbei!" Worauf Wassja mit leiser Stimme antwortete: „Himbeeren!"

Bleich und ganz in Transpiration (er hatte in der letzten Viertelstunde nicht weniger getrunken als der Kommis) — erhob sich jetzt Paklin, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und sprach gedehnt: „Opfer! hat er gesagt — Opfer! Oh, über die Entweihung dieses heiligen Wortes! — Opfer! — Was wagt er sich bis auf diese Höhe zu erheben? Niemand hat die Kraft alle die Verpflichtungen zu erfüllen, die es auferlegt — wenigstens Niemand von den hier anwesenden Personen — und dieser Tölpel, dieser elende Sack schüttelt sein aufgeblasenes Nichts, daß eine Hand voll Rubel herausfällt und schreit: Ich opfere! — und fordert Dankbarkeit, — erwartet Lorbeerkränze: der Niederträchtige!!"

Goluschkin hatte entweder nicht gehört, oder nicht verstanden was Paklin gesagt; vielleicht nahm er es auch nur für einen Scherz; denn er rief noch einmal: „Ja. Tausend Rubel! Was Kapiton Goluschkin gesagt hat, das ist ihm heilig!“ — Er steckte die Hand in die Seitentasche. „Hier ist es, — das Geld! Da habt Ihr! nehmt! und gedenkt Kapiton Goluschkin's!“ Wenn er in Eifer kam, so pflegte er, wie die kleinen Kinder von sich immer in der dritten Person zu sprechen.

Markelow sammelte schweigend das über das begossene Tischtuch verstreute Papiergeld.

Wozu sollten sie jetzt noch länger bleiben? Es war auch schon spät geworden.

Alle erhoben sich, griffen nach ihren Mützen und gingen.

Als sie an die freie Luft kamen, schwindelte ihnen Allen der Kopf, insbesonders Paklin.

„Nun, wohin jetzt?“ brachte er mit Mühe hervor.

„Wohin Sie wollen, weiß ich nicht,“ antwortete Ssolomin, „ich aber gehe nach Hause.“

„Auf die Fabrik?“

„Ja; auf die Fabrik.“

„Jetzt, in der Nacht? Und zu Fuß?“

„Warum denn nicht? Hier sind weder Wölfe noch Räuber — und ich bin ein guter Fußgänger. In der Nacht ist es noch kühler.“

„Aber es sind vier Werst bis zu Ihnen!“

„Und wenn es auch fünf Werst wären! — Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Ssolomin knöpfte seinen Rock zu, zog seine Mütze auf die Stirn, zündete eine Cigarre an und ging mit großen Schritten die Straße entlang.

„Und wo gehst Du hin?“ fragte Paklin Neshdanow.

„Zu ihm.“ Er zeigte auf Markelow, der mit über der Brust gekreuzten Armen unbeweglich dastand. — „Wir haben Pferde und Equipage hier.“

„Vortrefflich! . . . . Und ich, Bruder, begebe mich in die Oase, zu Thömchen und Thymchen. Weißt Du — ich will Dir etwas sagen: Dort war es Unsinn — und hier war es Unsinn; — aber der Unsinn des XVIII. Jahrhunderts steht dem russischen Cahrakter näher als dieses XX. Jahrhundert. Lebet wohl, ihr Herren . . . . ich bin berauscht . . . . um Vergebung! — Hört, was ich Euch noch sagen will! Es giebt auf der ganzen Welt kein besseres, weibliches Wesen — als meine Schwester Snan-

dulia .... und sie ist bucklig .... und sie heißt Snandulia! Und so geht es immer auf der Welt! Es ist übrigens ganz richtig, daß sie so heißt. Wißt Ihr auch wer die heilige Snandulia war? Eine sehr tugendhafte Frau, welche in die Gefängnisse ging und dort die Eingekerkerten und Kranken pflegte und ihre Wunden verband. — Indessen, lebet wohl! — Lebe wohl, Neshdanow, Du beklagenswerther Mensch! — und Du, Offizier! Oh! schrecklich! Lebe wohl!"

Wackelnd und hinkend schleppte er sich in seine „Oase." Markelow und Neshdanow suchten die Herberge auf, in welcher die Equipage zurückgeblieben war; — eine halbe Stunde darauf rollte der Tarantas die Landstraße entlang.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Himmel hatte sich mit niedrig ziehenden Wolken bedeckt; und obgleich es nicht ganz dunkel war, so daß der blasse Schimmer der eingefahreren Geleise auf dem Wege unterschieden werden konnte, — so flossen doch rechts und links die Umrisse der einzelnen Gegenstände in große, undeutliche Flecken zusammen. Es war eine dunkle, unsichere Nacht; heftige Windstöße wehten in feuchten Strichen und verbreiteten einen Hauch von Regen und den Duft der weiten Roggenfelder, über die sie strichen.

Als sie an einige Eichen, die als Merkzeichen dienten, vorüberkamen, und nun auf den kleinen Seitenweg abbiegen mußten, wurde die Lage noch mißlicher. Der schmale Weg verlor sich zuweilen ganz und der Kutscher mußte langsamer fahren.

„Wenn wir uns nur nicht verirren," bemerkte Neshdanow, der bis dahin geschwiegen hatte.

„Nein, wir werden uns nicht verirren," entgegnete Markelow, „zwei Unglücksfälle an einem Tage, wäre zu viel!"

„Welches war denn der erste Unglücksfall?"

„Welcher? — Daß der Tag umsonst hingegangen ist — nehmen Sie das für Nichts an?"

„Ja .... freilich .... dieser Goluschkin!! — Wir hätten nicht so viel Wein trinken sollen. Jetzt schmerzt der Kopf — entsetzlich!

„Ich spreche nicht von Goluschkin. Er hat doch Geld

gegeben; — so war dieser Besuch doch nicht ganz verlorene Zeit!"

„So bedauern Sie also, daß Paklin uns zu seinen — wie nannte er sie doch gleich? — Inséparables führte?"

„Zu bedauern ist da Nichts . . . . ebenso wenig kann man sich aber darüber freuen. Ich gehöre nicht zu denen, welche sich für solches Spielzeug interessiren . . . . Ich meinte etwas Anderes."

„Was denn?"

Markelow antwortete nicht, und bewegte sich in seiner Ecke, als hülle er sich ein. Neshdanow konnte seine Gesichtszüge nicht gut unterscheiden; nur der Schurrbart bildete einen schwarzen Querstrich; er hatte schon vom Morgen an bei Markelow eine gewisse dumpfe, heimliche Erregung bemerkt, an die es vielleicht gerathen war, nicht zu rühren.

„Hören Sie, Sergei Michailowitsch," — fing Neshdanow nach einer kleinen Weile an — „ist es möglich, daß Sie in allem Ernste an den Briefen dieses Kisljakow Gefallen finden können, die Sie mir heute mitgetheilt? Er ist ja — entschuldigen Sie den Ausdruck — das abgeschmackteste Zeug, was er da schreibt!"

Markelow richtete sich auf.

„Erstens," sprach er mit zorniger Stimme, „theile ich keineswegs Ihre Ansicht über jene Briefe — und finde dieselben sehr bemerkenswerth . . . . und auch gewissenhaft! Zweitens arbeitet Kisljakow und müht sich ab. — Die Hauptsache ist: er g l a u b t — er glaubt an unsere Sache, an die Re—vo—lu—tion! Ich muß Ihnen sagen, Alexei Dmitriewitsch: — ich habe bemerkt, daß S i e — für unsere Sache erkalten; Sie haben keinen Glauben an dieselbe!"

„Woraus schließen Sie das?" brachte Neshdanow zögernd hervor.

„Woraus? — Aus allen Ihren Worten, aus Ihrem ganzen Benehmen!! — Wer sagte heute bei Goluschkin, daß er die Elemente nicht sähe, auf welche man sich stützen könnte? — Sie waren es! — Wer verlangte, daß man ihm dieselben weisen möchte? — Wiederum Sie! — Und als dieser Freund von Ihnen, dieser hohle Possenreißer und alberne Witzling, Herr Paklin, mit zum Himmel gehobenen Augen versicherte, daß Niemand von uns im Stande sei ein Opfer zu bringen — wer bejahte das, und schüttelte zustimmend den Kopf? Waren Sie es nicht? — Sprechen Sie von sich was Sie wollen, denken Sie über sich selbst wie Sie es am besten wissen müssen . . . . das ist Ihre

Sache . . . Ich aber kenne Personen, die es über sich vermocht haben Alles, was das Leben verschönert — das Glück der Liebe selbst — von sich zu weisen, um ihren Ueberzeugungen zu dienen und denselben treu zu bleiben! — Sie hatten freilich heute andere Dinge im Kopfe!"

„Heute? Warum gerade heute?"

„Ich bitte, verstellen Sie sich nicht — Sie glücklicher Don Juan, myrthengekrönter Liebhaber!" — rief Markelow, den Kutscher ganz vergessend, der alles sehr gut hören konnte, wenngleich er ihnen den Rücken zuwandte. Er war freilich in diesem Augenblicke mehr mit dem Wege beschäftigt, als mit den Streitfragen der Herrschaft hinter ihm, denn er zog eben vorsichtig und ängstlich das Farmerpferd an, das den Kopf herumwarf und sich bäumte, indem es den Tarantas auf einem Abhange aufhielt, den er gar nicht kannte.

„Erlauben Sie — ich verstehe Sie wirklich nicht?"

Markelow lachte gezwungen und böse.

„Sie verstehen mich nicht? Ha — ha — ha! — Ich weiß Alles, hochgeschätzter Herr! Ich weiß, wem Sie gestern eine Liebeserklärung gemacht, wen Sie durch Ihre glückliche äußere Erscheinung und durch Ihre Beredsamkeit bezaubert haben; ich weiß, wer Sie — nach zehn Uhr Abends bei sich im Zimmer empfängt!"

„Herr!" rief der Kutscher, sich umdrehend, „halten Sie etwas die Leine . . . Ich will absteigen und nachsehen . . . Ich glaube, wir sind vom Wege abgekommen . . . . Hier scheint eine tiefe Grube zu sein . . . ."

Der Tarantas hing in der That ganz auf der Seite. Markelow griff nach den Leinen, die der Kutscher ihm reichte und fuhr mit ebenso lauter Stimme fort:

„Ich beschuldige Sie durchaus nicht, Alexei Dmitriewitsch, — Sie haben die Gelegenheit benutzt . . . . und Sie haben Recht gethan. Ich sage nur, daß ich mich nicht über ihre Erkaltung für die allgemeine Sache verwundern kann. Sie haben, ich wiederhole es, andere Dinge im Kopfe! Ich füge von mir aus noch hinzu: Wo ist der Mensch, welcher voraussehen kann, was einem Mädchenherzen gefällt, und was dieselben wollen! ! . ."

„Jetzt verstehe ich Sie," fing Neshdanow an, „begreife Ihren Kummer und errathe, wer uns belauscht und sich beeilt hat, Ihnen mitzutheilen . . ."

„Es ist nicht das Verdienst," fuhr Markelow fort, als hätte er gar nicht gehört, was Neshdanow gesagt, und absichtlich jedes Wort betonend, „es sind nicht etwa unge-

wöhnliche Eigenschaften des Körpers und der Seele . . . Nein! . . . es ist einfach das verdammte Glück unehelicher Kinder, das Glück aller B . . .!"

Markelow hatte den letzten Satz heftig hervorgestoßen — und verstummte nun, wie erstarrt.

Neshdanow fühlte selbst im Dunkeln wie er erbleichte! . . . . Ameisen schienen über seine Wange zu laufen. . . . Er konnte sich kaum enthalten über Markelow herzufallen und ihn an der Gurgel zu packen . . . . „Mit Blut soll diese Beleidigung abgewaschen werden, mit Blut! . . ."

„Ich habe den Weg gefunden," rief der beim rechten Vorderrade auftauchende Kutscher, „ich hatte mich geirrt und zu sehr links gehalten . . . . Jetzt ist es gut! — Sie werden gleich zur Stelle sein; wir haben kaum noch ein Werst bis nach Hause. Sitzen Sie ruhig!"

Er stieg auf den Bock, nahm die Leinen aus Markelow's Hand und lenkte das Farmerpferd auf die Seite. . . . . Der Tarantas erhielt zweimal einen guten Ruck — dann ging es aber ebener und rascher fort — es war, als theile und höbe sich die Dunkelheit — ein Hügel wurde sichtbar — es war Rauch in der Luft — Jetzt blinkte ein Lichtchen und verschwand — noch eines . . . . Hunde bellten . . . .

„Unsere Bauerhöfe," sprach der Kutscher, „trabt Ihr lieben Kätzchen, trabt!"

Die Lichter wurden immer häufiger.

„Nach solch einer Beleidigung," fing endlich Neshdanow an, „werden Sie wohl begreifen, Sergei Michailowitsch, daß es mir unmöglich ist, die Nacht unter Ihrem Dache zuzubringen. So unangenehm es mir auch ist, so muß ich Sie doch bitten, mir, wenn Sie zu Hause angekommen sind, Ihren Tarantas zu leihen, damit er mich in die Stadt zurückbringt. Von dort werde ich morgen schon die Möglichkeit finden, nach Hause zurückzukehren, von wo aus Sie dann die Meldung erhalten werden, die Sie wahrscheinlich erwarten."

Markelow antwortete nicht sogleich.

„Neshdanow," sprach er dann mit leiser aber fast verzweifelter Stimme: „Neshdanow! Um Gottes Willen treten Sie ins Haus, und wenn es auch nur wäre, damit ich Sie auf den Knien um Verzeihung bitten könnte! — Neshdanow! vergessen Sie . . . . vergiß, vergiß das unheilvolle Wort! Ach, wenn irgend Jemand fühlen könnte bis zu welchem Grade ich unglücklich bin!" Markelow schlug sich mit der Faust an die Brust

und stöhnte. „Neshdanow sei großmüthig! Gieb mir Deine Hand .... versage mir Deine Vergebung nicht!"

Neshdanow reichte ihm zögernd seine Hand — aber er that es. — Markelow drückte sie so stark, daß jener fast aufgeschrien hätte.

Der Tarantas hielt an der Thür vor Markelow's Hause.

„Höre Neshdanow," sagte ihm Markelow eine Viertelstunde später in seinem Kabinet — (Er nannte ihn nicht mehr anders als: „Du;" und in diesem unerwarteten „Du" das er zu einem Menschen sagte, in dem er seinen glücklichen Nebenbuhler entdeckt, dem er eben eine blutige Kränkung zugefügt, den er bereit gewesen war todt zu schlagen, in Stücke zu zerreißen — in diesem „Du" lag eine rückhaltslose Entsagung, ein demüthiges, schmerzliches Flehen — und auch ein gewisses Recht ... Neshdanow anerkannte dieses Recht, indem er selbst ebenfalls „Du" zu Markelow sagte.)

„Höre Neshdanow! Ich sagte Dir soeben, daß ich dem Glücke der Liebe entsagt, dasselbe von mir gestoßen, um meinen Ueberzeugungen allein zu dienen .... Das ist Unsinn, Großsprecherei! Ich bin niemals in einem ähnlichen Falle gewesen, habe nie Etwas zurückzustoßen gehabt! Ich bin unglücklich geboren und bin es auch geblieben. Vielleicht mußte es auch so kommen; denn meine Hände sind auf ein anderes Werk gerichtet. Wenn Du Beides vereinigen kannst .... lieben und geliebt sein ... und zu gleicher Zeit der Sache dienen ... so bist Du groß — und ich beneide Dich! Ich selbst — kann es nicht. Du Glücklicher! Du bist glücklich! Ich kann nicht!"

Markelow sprach das Alles mit leiser Stimme, mit schlaff herabhängenden Armen, mit gesenktem Kopfe auf einem niedrigen Stuhle sitzend. Neshdanow stand aufmerksam, in Gedanken versunken, vor ihm; obgleich Markelow ihn glücklich pries, sah er nicht aus, als fühle er sich glücklich.

„In meiner Jugend hat mich Eine betrogen ...." fuhr Markelow fort: „es war ein prächtiges Mädchen — und dennoch wurde sie mir untreu .... und das um eines Deutschen, eines Adjutanten willen! ! — Aber Marianne ...."

Er hielt inne ... Er hatte zum ersten Male ihren Namen genannt und es war, als hätte ihm derselbe die Lippen verbrannt.

„Marianne hat mich nicht betrogen. Sie hat mir

gerade heraus gesagt, daß ich ihr nicht gefalle .... und, wie sollte ich denn auch? — Nun — sie hat sich Dir hingegeben .... Was ist es denn weiter? War sie denn nicht frei?"

„Halt! Halt!" rief Neshdanow. „Was redest Du da? Hingegeben, sagst Du? — Ich weiß nicht, was Dir Deine Schwester geschrieben; — aber ich kann Dich versichern ..."

„Ich meine nicht physisch, sondern moralisch hat sie sich Dir hingegeben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele," unterbrach ihn Markelow, dem der Ausruf Neshdanow's offenbar zu gefallen schien. — „Und sie hat gut gethan. Meine Schwester aber .... Sie hatte natürlich nicht die Absicht mich zu betrüben .... das heißt: eigentlich ist es ihr wohl vollkommen gleichgültig; aber, Sie muß Dich hassen — und Marianne auch. — Sie hat nicht gelogen .... übrigens, Gott mit ihr!"

„Ja," dachte Neshdanow: „sie haßt uns!"

„Es ist Alles zum Besten," fuhr Markelow fort, ohne seine Stellung zu verändern. „Jetzt sind die letzten Bande von mir abgefallen; jetzt — hindert mich Nichts mehr! Achte nicht darauf, daß Goluschkin ein eitler Thor ist: das thut Nichts. Und die Briefe Kisljakow's ... sie sind vielleicht lächerlich ... Gewiß; allein unsere Aufmerksamkeit muß auf die Hauptsache gerichtet sein. Nach seinen Worten zu urtheilen .... ist überall Alles bereit. — Du glaubst am Ende auch daran nicht?"

Neshdanow antwortete nicht.

„Du hast vielleicht Recht; — aber, wenn man den Augenblick abwarten will, wo Alles — wirklich Alles bereit ist — so kommt man ja niemals zum Handeln. Wenn man im Voraus alle Folgen aufwiegen will — so finden sich gewiß auch schlimme darunter. Zum Beispiel: Als unsere Vorgänger die Bauernemancipation organisirten — konnten sie da voraussehen, daß eine der Folgen derselben das Erscheinen von einer ganzen Klasse Wucher treibender Gutzbesitzer sein würde, welche dem Bauern ein Tschetwert faulen Roggens für 6 Rubel verkaufen — und von ihm erhalten, erstens: (hier bog Markelow den einen Finger um), Arbeit für 6 Rubel, und überdies: — (Markelow bog den zweiten Finger um) — einen ganzen Tschetwert guten Roggens — und (hier bog Markelow den dritten Finger um) — eine Zugabe! Sie saugen dem Bauern förmlich das Blut aus! Das konnten unsere Emancipatoren nicht voraussehen — das mußt Du zu-

geben! Und selbst, wenn sie es vorausgesehen hätten — sie haben dennoch gut gethan, daß sie die Bauern befreiten — und nicht alle Folgen davon erwogen. Und darum .... ich bin entschlossen!“

Neshdanow sah Markelow fragend und zweifelnd an; dieser aber wandte sein Auge auf die Seite, in den Winkel. Er zog die Brauen zusammen, daß sie die Augen bedeckten, und biß sich die Lippen und den Schnurrbart.

„Ja, ich bin entschlossen!“ wiederholte er und schlug sich mit seiner braunen, haarigen Faust auf das Knie. „Ich bin ja eigensinnig .... Ich bin nicht umsonst ein halber Kleinrusse.“

Hierauf erhob er sich, bewegte die Füße, als wenn sie ihm schwach wären, ging in sein Schlafzimmer und brachte aus demselben ein kleines Bild Mariannens unter Glas mit.

„Nimm,“ sagte er mit traurigem, aber ruhigem Tone. „Ich habe das einmal gearbeitet. Ich zeichne schlecht; aber sieh — ich glaube, es ist doch ähnlich. (Das Profilbild in Blei war in der That ähnlich.) — Nimm, Bruder! — Das ist mein Testament. Zugleich mit diesem Bilde übergebe ich Dir — nicht meine Rechte .... ich habe keine gehabt .... aber weißt Du .... Alles! Ich übergebe Dir Alles — auch sie selbst. Freund, sie ist ein wunderbares Wesen ....“

Markelow schwieg. Seine bewegte Brust hob und senkte sich.

„Nimm! Du zürnst mir ja nicht? Nun, also nimm! Ich brauche jetzt Nichts .... dergleichen .... mehr.“

Neshdanow nahm das Bild, aber ein seltsames Gefühl bewegte ihm die Brust.

Ihm war, als habe er kein Recht dieses Geschenk anzunehmen; daß Markelow, wenn er wüßte, wie ihm um's Herz war — ihm dieses Bild vielleicht nicht gegeben hätte. Neshdanow hielt das kleine, runde Stückchen Pappe im schwarzen Rahmen mit einem schmalen Streifen Goldpapier sorgfältig umgeben — in der Hand und wußte nicht, was er damit machen sollte. „Das ist ja ein ganzes Menschenleben in meiner Hand“, dachte er. Er begriff, welches Opfer Markelow brachte; aber warum, warum gerade ihm? — Und das Portrait zurückgeben — das wäre ja eine noch größere Beleidigung .... Und endlich — dieses Antlitz war ihm ja theuer ... er liebte sie ja?

Neshdanow blickte nicht ohne eine gewisse Furcht auf Markelow — ob der ihn nicht ansah und seine Ge-

danken zu errathen suchte? Aber Markelow schaute wieder in den Winkel und kaute an seinem Schnurrbarte.

Der greise Diener trat mit einem Lichte in der Hand in's Zimmer.

Markelow fuhr zusammen.

„Es ist Zeit schlafen zu gehen, Freund Alexei!“ rief er. „Ueber Nacht kommt Rath. Morgen erhältst Du Pferde, um nach Hause zu fahren. Lebewohl!“

„Gute Nacht auch Dir, Alter!“ fügte er, zu dem Diener gewandt, hinzu. „Gedenke meiner in Liebe.“ Er klopfte ihm auf die Schulter.

Der Alte war so betroffen, daß er den Leuchter beinahe aus der Hand fallen ließ — und der Blick, den er auf seinen Herrn richtete, drückte noch etwas Anderes — mehr als die gewöhnliche Wehmuth aus.

Neshdanow ging in sein Zimmer. Ihm war nicht wohl zu Muthe. Sein Kopf schmerzte immer noch von dem Weine, es sauste ihm in den Ohren und flimmerte vor seinen Augen, auch wenn er dieselben schloß. Goluschkin, sein Commis Wassja, Thömchen und Thymchen und in der Ferne das Bild Mariannens, die sich zögernd und unentschlossen zu nähern schien — drehten sich vor seinen Augen herum. Alles, was er selbst gethan und geredet hatte, erschien ihm so falsch und lügenhaft, so unnütz und widerwärtig .... und das was zu thun, zu erstreben war, ... wußte er nicht zu finden — es war ihm unerreichbar, unter zehn Schlössern verwahrt, in der Erde Tiefen vergraben ....

Er war immer im Begriffe aufzustehen, zu Markelow herunter zu gehen und ihm zu sagen: „Nimm Dein Geschenk! — nimm es zurück!“

„Pfui!“ rief er endlich, „Was ist doch das Leben für ein elendes Ding!

Am andern Morgen fuhr er früh aus. Er traf Markelow, umringt von seinen Bauern, schon auf der Treppe; Neshdanow erfuhr nicht, ob er sie zusammen berufen hatte, oder ob sie selbst gekommen waren. Er schien im Begriff, ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen — und nahm einsilbig und trocken Abschied von Neshdanow. Der unermüdliche alte Diener mit dem wehmüthigen Blick stand wieder neben seinem Herrn.

Der Tarantas rasselte durch die Stadt und rollte dann auf der Landstraße rasch dahin. Die Pferde waren dieselben; aber der Kutscher hoffte, sei es nun, weil Neshdanow in einem reichen Hause lebte, oder aus andern

Gründen, auf ein gutes „Trinkgeld", so liefen denn die Pferde ausgezeichnet.

Es war ein herrliches, wenn auch frisches Juniwetter: hohe, scharfbezeichnete Wolken am blauen Himmel, ein starker, gleichmäßiger Wind, der Staub auf der Straße war von dem gestrigen Regen niedergeschlagen, die Weiden am Wege rauschen und glänzen — Alles bewegt sich und fliegt — von den fernen Hügeln klingt der dünne Pfiff der Wachtel über die grünen Schluchten herüber, als hätte er Flügel, die ihn herübertragen; — die Ackerkrähen glänzen in der Sonne. An dem geraden, ununterbrochenen Striche des Horizontes scheinen sich dunkle Käfer zu bewegen — es sind Bauern, die ihr Brachfeld ackern.

Aber an Neshdanow flog das Alles unbemerkt vorüber .... vorüber; er war so in seine Gedanken vertieft, daß er gar nicht bemerkt hatte, daß er schon auf dem Sipjägin'schen Gute war.

Er fuhr zusammen, als er das Dach des Hauses, den oberen Stock und das Fenster Mariannens erblickte. „Ja," sagte er zu sich selbst — und es wurde ihm recht warm um's Herz: „er hat Recht — sie ist ein wunderbares Wesen — und ich liebe sie!"

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Er kleidete sich rasch um und ging, um Kolja die Stunde zu geben. — Sipjägin, dem er im Speisezimmer begegnete, grüßte ihn mit höflicher Kälte, — murmelte zwischen den Zähnen: „Haben Sie eine glückliche Fahrt gehabt?" und ging weiter, in sein Kabinet.

Der Staatsmann hatte schon in seinem ministerialen Kopfe beschlossen, den „entschieden zu rothen" Lehrer gleich nach dem Schlusse der Ferien wieder nach Petersburg zurückzuschicken. „Je n'ai pas eu la main heureuse cette fois-ci," dachte er bei sich; übrigens .... j'aurais pu tomber pire!"

Die Gesinnung Valentine Michailowna's für Neshdanow war viel energischer und bestimmter. Sie konnte ihn gar nicht leiden .... Er, dieser Knabe! — er hatte sie beleidigt. Marianne hatte sich nicht geirrt: sie selbst, Valentine Michailowna, hatte sie und Neshdanow im Korridor behorcht .... Die vornehme Dame hatte das nicht unter ihrer Würde gehalten.

Während der zwei Tage seiner Abwesenheit hatte sie ihrer „leichtsinnigen“ Nichte zwar Nichts gesagt, ihr aber beständig zu verstehen gegeben, daß ihr Alles bekannt sei; daß sie unwillig über sie sein würde, wenn sie sich nicht wundere — und daß sie sich noch mehr wundern würde, wenn sie sie nicht verachtete und bemitleidete .... Ihr Gesicht drückte innere Verachtung aus und ihre Augenbrauen hoben sich in spöttischem Mitleide, wenn sie Marianne ansah oder mit ihr sprach; ihre wundervollen Augen ruhten mit sanftem Vorwurf, mit trauriger Mißbilligung auf dem anmaßenden Mädchen, welches nach allen ihren „Phantasien und Excentricitäten“ damit endigte, daß sie sich im dunklen Zimmer mit dem Ersten-Besten unfertigen Studenten küßt!

Arme Marianne! Ihre strengen, stolzen Lippen kannten noch keinen Kuß.

Ihrem Mann theilte indessen Valentine Michailowna die gemachte Entdeckung nicht mit; sie begnügte sich damit, die wenigen Worte, die sie in seinem Beisein an Marianne richtete, mit einem bedeutsamen Lächeln zu begleiten, das von dem Inhalte der Worte gar nicht bedingt war. Valentine Michailowna bereute eigentlich, jenen Brief an ihren Bruder geschrieben zu haben .... zog es aber schließlich doch vor zu bereuen, daß sie ihn geschrieben, als — Nichts zu bereuen zu haben, und den Brief ungeschrieben gelassen zu haben.

Neshdanow sah Marianne nur im Fluge im Speisezimmer beim Frühstück. Er fand, daß sie mager und gelb geworden sei: sie war an jenem Tage nicht hübsch; aber der rasche Blick, den sie bei seinem Eintritt in das Zimmer auf ihn warf, ging ihm tief zu Herzen.

Valentine Michailowna aber sah ihn an, als wollte sie sagen: „Ich gratulire! Sehr schön! Sehr geschickt eingefädelt!“ Dabei suchte sie in seinem Gesichte zu lesen „ob ihm Markelow ihren Brief gezeigt, oder nicht?“ — Sie war dessen gewiß, daß er ihn gezeigt.

Als Sipjägin erfuhr, daß Neshdanow auf der Fabrik gewesen war, die von Ssolomin verwaltet wurde, begann er, ihn über diese „in jeder Beziehung interessante industrielle Anstalt“ auszufragen; — er überzeugte sich indessen bald aus den Antworten des jungen Menschen, daß er dort gar Nichts gesehen hatte, und verfiel in ein würdevolles Schweigen, als mache er sich Vorwürfe darüber, von einem noch so unreifen Subjecte eine vernünftige Antwort erwartet zu haben!

Beim Hinausgehen aus dem Speisezimmer fand Marianne Gelegenheit Neshdanow zuzuflüstern: „Erwarte mich in dem alten Birkenwalde am Ende des Gartens; — ich werde dorthin kommen sobald es mir möglich sein wird.“ Neshdanow dachte bei sich: „Auch sie sagt „Du“ zu mir, wie jener! — Und wie angenehm war es ihm, wenngleich etwas unheimlich! Wie sonderbar wäre es — ganz unmöglich — wenn sie wieder anfangen würde mir „Sie“ zu sagen — wenn sie sich mir entfremdete . . . .“

Er fühlte, daß das ein Unglück für ihn sein würde. War er in sie verliebt — das wußte er noch nicht; aber daß sie ihm nahe stand — und theuer war — und nothwendig . . . . ja hauptsächlich nothwendig war, — das fühlte er in seinem tiefsten Wesen.

Der Wald, in welchen ihn Marianne geschickt, bestand aus etwa hundert alten, hohen Birken, meist Trauerbirken. Der Wind hatte sich nicht gelegt; die langen Zweigbüschel schaukelten sich und wurden hin und her geweht wie aufgegangene Zöpfe; die Wolken zogen wie früher hoch und rasch vorüber, und wenn eine von ihnen an der Sonne vorüberzog, so wurde Alles ringsumher, nicht dunkel, sondern farblos. — Und jetzt sind sie vorübergezogen; über allen Gegenständen schwanken wieder die hellen Lichtflecke hin und her . . . . Lärm und Bewegung waren dieselben; aber eine Festtagsfreude hatte sich zu ihnen gesellt. Mit solcher freudiger Gewalt dringt die Leidenschaft in ein verdunkeltes, aufgeregtes Herz . . . . Und ein solches Herz trug Neshdanow in seiner Brust.

Er lehnte sich an den Stamm einer Birke — und wartete. — Er wußte eigentlich nicht was er empfand — und wünschte es auch gar nicht zu wissen; ihm war furchtsamer und leichter um's Herz, als bei Markelow. Er wollte vor Allem sie sehen und sprechen, jener Knoten, der zwei lebende Wesen mit einander verbindet, hatte sich schon um ihn geschürzt. — Neshdanow gedachte des Taues, welches von dem Dampfboot, das landen soll, an das Ufer fliegt . . . . schon schlingt es sich um den Pfosten . . . . und das Dampfboot steht — still . . . .

Im Hafen! Gott sei Dank!

Plötzlich erbebte er. Ein Frauenkleid schimmerte aus der Ferne auf dem Wege. Sie war es. Aber ging sie in der Richtung zu ihm oder von ihm weg — das wußte er erst, als er sah, daß die Lichtflecke und Schatten von unten herauf über ihre Figur hinglitten . . . sie näherte sich ihm also. Sie wären von oben herab geglitten, wenn

sie sich entfernt hätte. Noch einige Augenblicke — und sie stand neben ihm, vor ihm, mit ihrem freundlichen, belebten Gesichte, den glänzenden Augen, den schwach, aber heiter lächelnden Lippen.

Er ergriff ihre ausgestreckten Hände — konnte aber kein Wort hervorbringen; — auch sie sprach nicht. Sie war sehr schnell gegangen und war etwas außer Athem; aber es machte sie offenbar glücklich zu sehen, daß er sich über sie freute.

Sie sprach zuerst.

„Nun," sagte sie, „erzähle schnell, was habt Ihr beschlossen?"

Neshdanow war betroffen.

„Beschlossen .... sollten wir denn jetzt beschließen?"

„Nun, Du verstehst mich. — Erzähle, worüber habt Ihr gesprochen? Wen hast Du gesehen? Hast Du Ssolomin kennen gelernt? Erzähle mir Alles .... Alles! Warte, wollen wir dorthin, weiter gehen. Ich kenne einen Ort, der ist weniger sichtbar."

Sie zog ihn mit sich fort. Er folgte ihr gehorsam über den hohen, spärlichen, dürren Rasen.

Sie gelangten an den Ort den sie suchte. Dort lag eine große, vom Sturme entwurzelte Birke am Boden. Sie setzten sich auf den Stamm.

„Erzähle!" wiederholte sie, fügte aber sogleich hinzu: „Ach wie froh ich bin Dich zu sehen! Mir war als könnten diese zwei Tage niemals enden. Weißt Du, ich bin jetzt vollkommen überzeugt davon, daß Valentine Michailowna uns behorcht hat."

„Sie hat Markelow darüber geschrieben," sagte Neshdanow.

„Ihm?!"

Marianne verstummte und erröthete — nicht vor Scham, sondern aus einem anderen, mächtigeren Gefühl.

„Böse, schlechte Frau!" sagte sie zögernd, „sie hatte kein Recht das zu thun! .... nun, gleichviel .... Erzähle! Erzähle!"

Neshdanow fing an zu erzählen .... Marianne hörte ihm mit starrer Aufmerksamkeit zu — und hielt ihn nur dann auf, wenn sie bemerkte, daß er eilte und sich nicht bei den Einzelheiten aufhielt. — Es waren übrigens nicht alle Einzelheiten seiner Fahrt interessant für sie! über Thömchen und Thymchen lachte sie wohl, aber sie interessirten sie nicht. Sie standen ihr zu fern.

„Es ist als wenn Du mir von Nabuchodonozor Nachricht brächtest,“ — bemerkte sie.

Aber, was Markelow gesagt, was Goluschkin denkt (obgleich sie gleich begriffen hatte, was das für ein Vogel war) und hauptsächlich: welcher Ansicht Ssolomin war — was das überhaupt für ein Mensch war — das war ihr nothwendig zu wissen. Der Gedanke: „Wann denn? Wann?“ beunruhigte sie, drehte sich ihr immer im Kopfe herum, und drängte sich ihr während der ganzen Zeit daß sie mit Neshdanow sprach, auf die Lippen. Er aber schien Alles zu vermeiden was eine bestimmte Antwort auf diese Frage geben konnte.

Er bemerkte selbst daß er mehr Gewicht auf die Einzelheiten legte, die Mariannen nicht interessiren konnten, und daß er immer wieder zu diesen zurückkehrte. Seine humoristischen Beschreibungen weckten ihre Ungeduld, schlug er einen wehmüthigen, enttäuschten Ton an, so betrübte er sie. Er sollte fortwährend bei der „Sache“ bleiben, von der „Frage“ sprechen. Hier ermüdete sie kein Wortschwall.

Neshdanow mußte der Zeit gedenken wo er, ehe er noch Student wurde, einen Sommer bei Bekannten auf dem Lande zubrachte, und den Kindern Geschichten erzählt hatte: auch diese hatten weder Beschreibungen noch den Ausdruck der eigenen persönlichen Empfindungen zu schätzen gewußt — sie hatten auch immer nach dem Wesen der Sache, nach Thatsachen verlangt! — Marianne war kein Kind mehr aber sie glich in der Geradheit und Einfachheit ihres Gefühls einem Kinde.

Neshdanow sprach mit einem aufrichtigen Lobe von Markelow und erwähnte Ssolomin's mit besonderer Theilnahme. Indem er von ihm fast in begeisterten Ausdrücken sprach, fragte er sich wer ihm eigentlich diese hohe Meinung von diesem Manne beigebracht habe? Er hatte gar keinen besonderen Geist verrathen; einige seiner Worte liefen sogar Neshdanow's Ueberzeugungen schroff entgegen .... „Es ist Gleichgewicht in dem Charakter“ dachte er: „das ist er; ein beständiger, frischer Mensch! wie Thymchen sich ausgedrückt hatte, ein bedeutender Mensch; eine ruhige, unerschütterliche Kraft; er weiß was er nöthig hat und vertraut sich selbst — darum weckt er auch Vertrauen; keine Aufregung .... und Gleichgewicht! Gleichgewicht! ... Das ist die Hauptsache; und gerade das geht mir ab.“ Neshdanow schwieg und wurde nachdenkend .... Plötzlich fühlte er wie eine Hand seine Schulter berührte ...

Er erhob den Kopf: Marianne betrachtete ihn mit zärtlicher Sorge im Blicke.

„Freund! Was ist Dir?“ fragte sie.

Er nahm ihre Hand von seiner Schulter und küßte sie zum ersten Male. Sie lachte verwundert: Was kam ihm doch in den Sinn, daß er so liebenswürdig war? Dann wurde auch sie nachdenkend.

„Hat Markelow Dir den Brief Valentine Michailowna's gezeigt?“ fragte sie endlich.

„Ja.“

„Nun, und was sagte er denn?“

„Er? — Er ist der edelste, selbstverleugnendste Mensch! Er . . .“ Neshdanow wollte Mariannen von dem Portrait erzählen, allein er hielt inne und wiederholte . . . . . „er ist der edelste Mensch!“

„Ja, das ist er.“

Marianne verfiel wieder in Sinnen. Plötzlich drehte sie sich auf dem Baumstamme, der ihnen Beiden als Sitz diente, um, und fragte lebhaft:

„Nun, was habt Ihr denn aber beschlossen?“

Neshdanow zuckte die Achseln.

„Ich sagte Dir ja schon . . . . bis jetzt noch Nichts; wir müssen noch warten.“

„Noch warten . . . . Worauf?“

„Auf endgültige Instructionen. („Ich lüge ja!“ dachte Neshdanow bei sich.)

„Von wem?“

„Von dem . . . . Du weißt . . . von Nikolai Wassiliewitsch. Auch Ostrodumow's Rückkehr muß abgewartet werden.“

Marianne sah Neshdanow fragend an.

„Sage, hast Du jemals diesen Nikolai Wassiliewitsch gesehen?“

„Ein paar Mal . . . . flüchtig.“

„Ist er . . . . . ein bedeutender Mensch?“

„Wie soll ich Dir sagen? — Er ist jetzt das Haupt nun — und er hält das Steuerruder in fester Hand. Ohne Disciplin aber geht es in unserer Sache nicht. Gehorsam muß sein!

(„Auch das ist Unsinn!“ dachte Neshdanow.)

„Wie sieht er aus?“

„Wie er aussieht? . . . untersetzt, schwerfällig, schwarzbraun . . . . ein knochiges Kalmuckengesicht . . . . grobe Züge . . . Nur die Augen sind sehr lebhaft.“

„Aber wie spricht er?“

„Er spricht nicht so sehr — er befiehlt vielmehr.“

„Warum ist er denn das Haupt geworden?“

„Es ist ein Mensch von Charakter. Er schreckt vor Nichts zurück. Wenn es nöthig ist, begeht er einen Mord! Nun — da wird er denn gefürchtet.“

„Aber Ssolomin — wie sieht der aus?“ fragte Marianne nach einer kleinen Weile.

„Ssolomin sieht auch nicht besonders gut aus; er hat aber ein prächtiges, harmloses, ehrliches Gesicht. — Unter den guten Seminaristen kommen solche Gesichter vor.“

Neshdanow gab eine umständliche Beschreibung Ssolomin's. Marianne betrachtete Neshdanow lange, lange — dann sagte sie wie vor sich hin:

„Du hast auch ein gutes Gesicht. Ich glaube mit Dir muß es sich gut leben lassen.“

Diese Worte rührten Neshdanow. Er ergriff ihre Hand und war im Begriff sie wieder an die Lippen zu führen . . . .

„Halt ein, mein Lieber,“ — sprach Marianne lachend; — sie lachte immer wenn man ihr die Hand küßte; „Du weißt noch gar nichts: ich habe Dir eine Schuld zu beichten!“

„Wie geht das zu?“

„Das kam so: — Ich ging in Deiner Abwesenheit in Dein Zimmer . . . und sah dort auf Deinem Tische ein Heft mit Gedichten (Neshdanow fuhr zusammen; es fiel ihm ein, daß er in der That dieses auf dem Tische seines Zimmers vergessen hatte) . . . ich mache Dir ein reuiges Bekenntniß meiner Schuld: ich habe meine Neugierde nicht besiegen können — und habe es gelesen. — Die Gedichte sind doch von Dir?“

„Sie sind von mir. Weißt Du, Marianne? Als bester Beweis, wie sehr ich Dir zugethan bin und Dir vertraue, kann Dir das dienen — daß ich Dir beinahe nicht böse bin!“

„Beinahe? — Etwas zürnst Du mir also doch? — Du nennst mich Marianne; da kann ich Dich doch nicht Neshdanow nennen! Ich werde Dich Alexei nennen. Ist das Gedicht, das so anfängt:

„Lieber Freund — so ist mein Wille:“

auch von Dir?“

„Ja, . . . ja . . . es ist von mir. — Aber lasse das, ich bitte . . . quäle mich nicht.“

Marianne schüttelte den Kopf.

„Es ist sehr traurig, dieses Gedicht . . . Ich hoffe, Du schriebst es, ehe wir uns näher traten? Aber die Gedichte

sind gut, soweit ich urtheilen kann. Mir scheint, aus Dir könnte ein Schriftsteller werden; aber ich weiß gewiß, daß Du zu Besserem und Höherem berufen bist, als zur Schriftstellerei. Das war eine gute Beschäftigung — früher — wo Anderes noch unmöglich war."

Neshdanow schlug einen raschen Blick zu ihr auf.

„Glaubst Du? Ja. Ich bin ganz Deiner Ansicht. Lieber den Untergang dort — als Erfolg hier!"

Marianne erhob sich lebhaft.

„Ja, mein Lieber, Du hast Recht!" rief sie und ihr ganzes Gesicht leuchtete, glühte und glänzte im Feuer des Entzückens, der Rührung edler Gefühle: „Du hast Recht! — Vielleicht werden wir aber nicht gleich untergehen; wir werden unsern Zweck erreichen, — Du wirst es sehen! — wir werden nützlich sein und unser Leben wird nicht vergeblich gewesen sein! Wir wollen in's Volk gehen ... Hast Du irgend ein Handwerk erlernt? Nein? Nun — gleichviel; wir wollen arbeiten, wir wollen ihnen, unsern Brüdern, all' unser Wissen widmen, wenn es nöthig ist, werde ich Köchin, Nätherin, Wäscherin ... Du wirst sehen ... Du wirst sehen ... Und es wird gar kein Verdienst dabei sein — nur Glück ... nur Glück ..."

Marianne schwieg; aber ihr in die Ferne — nicht in jene, die vor ihr ausgebreitet lag — aber in die andere, unbekannte, noch nicht dagewesene Ferne gerichteter Blick glühte ...

Neshdanow bog sich zu ihr nieder ...

„Ach, Marianne," flüsterte er, „ich bin Deiner nicht werth!"

Sie raffte sich auf.

„Es ist Zeit, nach Hause zu gehen!" sagte sie, „oder man wird uns gleich wieder suchen lassen. Valentine Michailowna hat mich übrigens, glaube ich, aufgegeben. Ich bin in ihren Augen ein — verlorenes Geschöpf!"

Marianne sprach diese Worte mit einem so glänzenden, freudigen Gesicht, daß auch Neshdanow bei ihrem Anblick sich nicht enthalten konnte zu wiederholen: „verlorenes Geschöpf!"

„Sie fühlt sich aber sehr gekränkt," fuhr Marianne fort, „daß Du nicht zu ihren Füßen liegst! — Das ist indessen Alles gleichviel ... Aber, weißt Du ... hier werde ich nicht bleiben können, ... wir werden fliehen müssen!"

„Fliehen ..." wiederholte Neshdanow.

„Ja, fliehen ... Auch Du bleibst ja nicht hier? —

Wir wollen zusammen fliehen ... Du gehst doch mit mir?"

„An's Ende der Welt!" rief Neshdanow und seine Stimme erklang vor heftiger Erregung und innerer Dankbarkeit. „An's Ende der Welt!" Und in diesem Augenblicke wäre er wirklich mit ihr gegangen, ohne umzuschauen — wohin sie es wünschte!

Marianne verstand ihn — und ein Seufzer des Glückes entrang sich ihrer Brust.

„So nimm denn meine Hand ... aber küsse sie nicht, sondern drücke sie nur stark und kräftig, wie Du einem Cameraden, einem Freunde die Hand drücken würdest ... so!"

Sie gingen zusammen nach Hause, nachdenkend, glücklich, — das junge Gras schmiegte sich an ihre Füße; das junge Laub rauschte über ihnen — Lichtflecke und Schatten glitten schnell über ihre Kleider dahin — und sie lächelten Beide zu ihrem unruhigen Spiele, zu dem Wehen des Windes, zu dem frischen Glanze der Blätter — sie lächelten im Gefühle der eigenen Jugend — einander zu.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Morgen graute schon am Himmel als Ssolomin, in der Nacht, die auf Goluschkins Mittagessen folgte, raschen Schrittes seine fünf Werst zurückgelegt hatte, und an das Pförtchen des hohen Zaunes klopfte, welcher die Fabrik umgab. Der Wächter ließ ihn sogleich ein und geleitete ihn — in Begleitung von drei Kettenhunden, die freudig mit ihren buschigen Schwänzen wedelten — sorglich bis an den Theil des Gebäudes, welchen er bewohnte. — Er war sichtlich erfreut über die wohlbehaltene Rückkehr seines Vorgesetzten.

„Wie kommen Sie denn in der Nacht, Wassili Fedotitsch? Wir erwarteten Sie erst morgen."

„Warum nicht in der Nacht, Gawrila? Da geht es sich ja noch besser."

Zwischen Ssolomin und den Fabrikleuten bestand ein gutes, wenngleich ungewöhnliches Verhältniß: sie achteten ihn als ihren Vorgesetzten, gingen aber mit ihm um wie mit einem Gleichstehenden, einem der Ihrigen; er galt aber bei ihnen für außerordentlich tüchtig.

„Was Wassili Fedotitsch ausgesprochen hat," — sagten sie — „das ist heilig! denn er ist durch alle Weisheit ge-

gangen — und es giebt keinen Engländer, den er nicht einsteckte!"

Und in der That: es besuchte einmal ein berühmter englischer Manufakturist die Fabrik; und, war es nun, weil Ssolomin englisch mit ihm sprach, oder war er wirklich von dessen Kenntnissen betroffen, allein er klopfte ihm immer lachend auf die Schulter und wollte ihn mit nach Liverpool nehmen. Den Fabrikleuten aber rief er immer in seinem gebrochenen Russisch zu: „Diese is guud bei Euch! serre guud!" — worüber die Leute sehr lachten und nicht ohne Stolz ausriefen: „Seht, was der Unsrige — der Unsrige, für ein Mann ist!"

Und er war wirklich nicht nur der Ihrige, sondern — einer der Ihren.

Am anderen Morgen trat sein geliebter Paul schon früh in sein Zimmer; er weckte ihn, brachte ihm das Waschwasser, erzählte ihm Einiges und fragte nach Anderem. Hierauf tranken sie in aller Eile zusammen Thee, Ssolomin zog seinen fettigen Arbeitskittel über und sie begaben sich in die Fabrik — wo sich sein Leben wie ein großes Schwungrad drehte.

Es war ihm indessen ein neuer Stillstand beschieden.

Etwa fünf Tage nach seiner Rückkehr nach Hause rollte ein hübscher, mit vier prächtigen Pferden bespannter Phaeton in den Hof der Fabrik und ein Diener in hellerbsfarbener Livree erschien, von Paul begleitet, bei ihm und überreichte Ssolomin feierlich einen, mit einem Wappen gesiegelten Brief — von Seiner Excellenz, Boris Andrejewitsch Sipjägin.

In diesem, von Wohlgeruch — Pfui! — dem allermodernsten englischen Wohlgeruch durchdufteten — und, wenngleich in der dritten Person — nicht etwa von der Hand eines Secretärs, sondern von hocheigener Generalshand geschriebenen Briefe, fing der aufgeklärte Besitzer von Orshenowo damit an sich zu entschuldigen, daß er sich an einen, ihm persönlich Unbekannten wendete; er hätte aber so viel Schmeichelhaftes über ihn gehört, daß er den „Muth" habe den Herrn Ssolomin auf sein Gut einzuladen, da seine Rathschläge ihm, dem Herrn Sipjägin, in einem bedeutenden, industriellen Unternehmen von großem Nutzen sein würden; in der Hoffnung auf Herrn Ssolomins liebenswürdige Bewilligung seiner Bitte, schicke er ihm seine Equipage.

Im Falle es dem Herrn Ssolomin aber nicht möglich sein sollte, sich an diesem Tage zu entfernen, so bäte Herr

Sipjägin ihm einen andern, ihm gelegeneren Tag zu bestimmen, an welchem er dem Herrn Ssolomin seine Equipage mit Vergnügen wieder zur Verfügung stellen würde.

Hierauf folgten die üblichen Versicherungen und dann die elegante, wahrhaft ministerhafte Unterschrift des Namens und der Familie, die natürlich kein Uneingeweihter jemals hätte entziffern können.

Am Ende des Briefes stand ein „post scriptum“ in der ersten Person: Ich hoffe, daß Sie mir nicht abschlagen werden, ganz ohne Ceremonie, im Rock, bei mir zu speisen. (Das Wort „ohne Ceremonie“ war unterstrichen.)

Zugleich mit diesem Briefe übergab der Diener in der hell-erbsfarbenen Livree Ssolomin mit einiger Verlegenheit einen einfachen, nicht einmal gesiegelten, sondern zugeklebten Zettel von Neshdanow, der nur die wenigen Worte enthielt: „Kommen Sie, ich bitte — Sie sind hier sehr nothwendig und können sehr nützlich sein — natürlich jedoch nicht Herrn Sipjägin.“

Als Ssolomin den Brief Sipjägin's las, dachte er: „Wie sollte ich denn anders als „ohne Ceremonie“ hinfahren, ich habe ja gar keinen Frack ... Aber, weshalb, zum Teufel! soll ich mich dorthin schleppen — nur um die Zeit zu verlieren!“ — Als er aber Neshdanow's Zettel gelesen, rieb er sich den Nacken und trat unschlüssig ans Fenster.

„Welch eine Antwort werde ich erhalten?“ fragte bescheiden der Diener in der hell-erbsfarbenen Livree.

Ssolomin stand noch ein Weilchen am Fenster und sagte endlich — die Haare zurückwerfend und sich mit der Hand über die Stirne streichend:

„Ich werde fahren. — Geben Sie mir Zeit mich umzukleiden.“

Der wohlerzogene Diener ging hinaus. Ssolomin ließ Paul rufen, besprach sich mit ihm, lief noch einmal in die Fabrik hinüber; — dann zog er einen schwarzen, von einem Schneider in der Provinz genähten Rock mit einer sehr langen Taille an, setzte einen etwas braun gewordenen Cylinder auf, der ihm sogleich einen hölzernen Ausdruck verlieh, und setzte sich in den Phaeton; — da fiel ihm ein, daß er keine Handschuh habe; er rief den „allgegenwärtigen“ Paul herbei — und der brachte ihm ein paar frischgewaschene, weiße semisch-lederne Handschuhe; jeder Finger derselben war am Ende so ausgereckt, daß er einem Biscuit glich.

Ssolomin steckte die Handschuhe in die Tasche und sagte, daß er bereit sei.

Der Diener schwang sich sogleich mit einer ganz unnöthigen Kühnheit auf den Bock, der wohl dressirte Kutscher pfiff im Falsett — und die Pferde zogen an.

Während Ssolomin sich immer mehr und mehr der Besitzung Sipjägin's näherte, saß dieser Staatsmann mit einer halb aufgeschnittenen, politischen Brochüre auf den Knien in seinem Gastzimmer und unterhielt sich mit seiner Frau.

Er vertraute ihr an, daß er Ssolomin in der Absicht verschrieben habe, um einen Versuch zu machen, — ob er ihn nicht von der Fabrik jenes Kaufmannes auf die seinige hinüberlocken könne; denn seine Fabrik ginge ganz außerordentlich schlecht und es müßten gründliche Reformen auf derselben vorgenommen werden!

Den Gedanken, daß Ssolomin sich weigern könnte zu kommen, oder gar einen andern Tag festzusetzen, ließ er gar nicht in sich aufkommen, obgleich er ihm das in seinem Briefe selbst vorgeschlagen hatte.

„Die Unsrige ist ja aber eine Papierfabrik, keine Spinnerei," — bemerkte Valentine Michailowna.

„Das ist gleichviel, mein Herz: dort sind Maschinen — und hier sind Maschinen . . . und er — ist Mechaniker!"

„Vielleicht ist er aber Specialist!"

„Liebe Seele! . . . erstens — es giebt in Rußland keine Specialisten, und zweitens: ich wiederhole Dir — er ist Mechaniker!"

Valentine Michailowna lächelte.

„Gieb Acht, mein Lieber! . . . Du bist schon einmal unglücklich in der Wahl von jungen Leuten gewesen . . . daß Du Dich nur nicht ein zweites Mal irrst!"

„Das sagst Du in Bezug auf Neshdanow? — Mir scheint aber, daß ich mein Ziel dennoch erreicht habe: er ist ein guter Repetitor für Kolja. Und dann, weißt Du: non bis in idem! Vergieb mir, ich bitte, meinen Pedantismus . . . das heißt: dasselbe wiederholt sich nicht zweimal nach einander."

„Glaubst Du? — Ich hingegen meine — daß sich Alles auf der Welt wiederholt . . . zumal das, was in der Natur der Sache liegt . . . und nun bei jungen Leuten gar!"

„Que voulez-vous dire?" fragte Sipjägin, die Brochüre mit einem Schwunge auf den Tisch zurück werfend.

„Ouvrez les yeux — et vous verrez!“ entgegnete ihm die Sipjägin, die ihrem Mann, wenn sie französisch mit einander sprachen, natürlich „Sie“ sagte.

„Hm!“ — sprach Sipjägin — „Du meinst das Studentlein?“

„Den Herrn Studenten!“

„Hm! — Hat sich ihm hier (er drehte die Hand an der Stirn herum) . . . Etwas gebildet? Eh?“

„Oeffne Deine Augen!“

„Marianne? Eh?“ — (Das zweite „Eh?“ war näselnder gesprochen als das erste.)

„Ich sage Dir — öffne Deine Augen!“

Sipjägin zog die Augenbrauen finster zusammen. „Das wollen wir Alles später untersuchen. — Doch will ich Dir nur Eines sagen . . . Dieser Ssolomin wird wahrscheinlich etwas verlegen sein . . . das wäre natürlich — er ist es ja nicht gewohnt. — Da wird man also, weißt Du . . . etwas freundlicher gegen ihn sein müssen, um ihn nicht zu verschüchtern. Ich sage das nicht um Deinetwillen. Du bist ja mein Goldstück und wenn Du willst, bezauberst Du Jeden im Augenblick. — J'en sais quelquechose, madame! — Ich sage das in Bezug auf die Anderen; — auf den da, zum Beispiel . . .“

Er wies auf einen modischen grauen Hut, der auf der Etagère stand: dieser Hut gehörte Herrn Kallomeyzew, der sich schon vom Morgen an in Orshanowo befand.

„Il est très-cassant, Du weißt es; er verachtet das Volk allzu sehr, was ich sehr, sehr verurtheile! Zudem bemerke ich an ihm seit einiger Zeit eine gewisse Reizbarkeit und Empfindlichkeit . . . oder rückt seine Angelegenheit — dort — (Sipjägin machte eine unbestimmte Bewegung mit dem Kopfe . . . aber seine Frau verstand ihn) — nicht recht vor? Eh?“

„Oeffne Deine Augen . . . sage ich Dir noch einmal.“

Sipjägin erhob sich.

„Ah! (Dieses „Ah“ — war schon ganz anderer Art und in einem ganz anderen Tone, — weit leiser gesprochen.) „So also steht es?! — Daß ich nur meine Augen nicht allzu weit öffne!“

„Das ist Deine Sache; — aber in Bezug auf Deinen neuen Jungen — wenn er heute kommt — sei außer Sorgen. Es sollen alle Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden.“

Allein es erwies sich, daß es gar keiner Vorsichts-

maßregeln bedurfte. — Ssolomin war keineswegs verlegen und schüchtern.

Als der Diener seine Ankunft meldete, stand Sipjägin sogleich auf, sagte so laut, daß man es im Vorzimmer hören konnte: „Bitte ihn herein, versteht sich! Bitte ihn herein!“ — ging der Thür des Gastzimmers zu und blieb dicht vor derselben stehen.

Sobald Ssolomin über die Schwelle getreten war, reichte ihm Sipjägin, der beinahe mit ihm zusammengestoßen war, beide Hände, lächelte mit freundlichem Kopfschütteln und sagte ihm herzlich — „das ist sehr liebenswürdig von Ihnen . . . ich bin Ihnen sehr dankbar“ — und führte ihn zu Valentine Michailowna hin.

„Und hier ist mein Frauchen,“ — sagte er, indem er seine Handfläche weich auf Ssolomins Rücken drückte, und ihn auf diese Weise Valentine Michailowna gleichsam näher schob, — „und hier, meine Liebe, ist unser erster hiesiger Mechaniker und Fabrikant, Wassili . . . Fedossejewitsch Ssolomin.“

Die Sipjägin erhob sich, schlug zuerst ihre wundervollen Augenwimpern von unten herauf, lächelte ihm gutmüthig wie einem alten Bekannten zu, und dann reichte sie ihm ihre Hand, mit der flachen Hand nach oben, indem sie den Ellnbogen etwas an ihren Körper stemmte . . . und das Köpfchen nach der Seite der Hand neigte, wie eine Bittstellerin.

Ssolomin gab sowohl dem Manne als der Frau Zeit alle ihre Stückchen abzuspielen, drückte sowohl ihm als ihr die Hand, und setzte sich bei der ersten Aufforderung dazu nieder. Sipjägin fragte geschäftig, ob er Nichts brauche? Aber Ssolomin entgegnete, daß er gar Nichts nöthig hätte, von der Fahrt durchaus nicht ermüdet sei — und sich ihm ganz zur Verfügung stelle.

„So daß ich Sie also bitten darf, meine Fabrik in Augenschein zu nehmen?“ rief Sipjägin, als wenn er sich ein Gewissen daraus mache und kaum an die Herablassung seines Gastes zu glauben wage.

„Sogleich, wenn Sie wollen,“ — antwortete Ssolomin.

„Ah, was Sie für ein gefälliger Mensch sind! Soll ich die Droschke anspannen lassen? — oder gehen Sie vielleicht lieber zu Fuße? . . .

„Ihre Fabrik ist ja wohl nicht weit von hier?“

„Etwa eine halbe Werst . . . nicht weiter!“

„Aber warum wollen Sie dann anspannen lassen?“

„Vortrefflich! — Eh! Diener! Gieb mir Hut und

Stock! Schnell! — Und Du, Frauchen! sorge für unser Mittagsessen! — Meinen Hut!“

Sipjägin war weit aufgeregter als sein Gast. Er wiederholte noch einmal: „Aber wo bleibt denn mein Hut?“ und sprang — er, der Würdenträger! — wie ein wilder Schulknabe hinaus.

Während Sipjägin sich mit Ssolomin unterhalten, hatte Valentine Michailowna verstohlen aber aufmerksam diesen „neuen Jungen“ betrachtet.

Er saß ruhig in seinem Lehnstuhl, beide bloßen Hände auf die Kniee gestützt — (seine Handschuhe hatte er richtig vergessen anzuziehen), und betrachtete ruhig, aber mit einer gewissen Neugierde die Möbel und die Bilder.

„Was ist denn das?“ dachte sie. „Ein Plebejer — ganz entschieden ein Plebejer .... und wie unbefangen er sich benimmt!“

Ssolomin hielt sich wirklich sehr einfach; nicht wie manche Andern — einfach aber derb: „Sieh mich an, was ich für ein Mensch bin!“ — sondern wie ein Mensch bei dem Gedanken und Gefühle fest und klar sind. Die Sipjägin wollte ihn anreden und wußte — zu ihrem Erstaunen — nicht gleich, was sie ihm sagen sollte.

„Herr Gott!“ dachte sie, „ist es denn möglich, daß dieser Fabrikant mir imponirt?“

„Boris Andreitsch muß Ihnen sehr dankbar sein,“ fing sie endlich an, „daß Sie sich entschlossen haben, ihm einen Theil Ihrer kostbaren Zeit zu opfern ....“

„Meine Zeit ist doch nicht so gar kostbar, gnädige Frau,“ entgegnete Ssolomin, „und ich kam ja nur auf kurze Zeit zu Ihnen ....“

„Voilà où l’ours a montré sa patte,“ dachte sie auf Französisch; in diesem Augenblick erschien ihr Mann auf der Schwelle der offenen Thür, den Hut auf dem Kopfe und seinen „stick“ in der Hand. Halb ins Zimmer hineingewandt rief er heiter:

„Wassili Fedosseitsch, wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir.“

Ssolomin erhob sich, verbeugte sich vor Valentine Michailowna und ging.

„Folgen Sie mir! Hier her, — hier her! Wassili Fedosseitsch!“ rief Sipjägin, gerade als ob er sich durch eine Schlucht durchschlüge und Ssolomin eines Führers bedürfte. „Hier her! Es sind Stufen da, Wassili Fedosseitsch!“

„Wenn Sie mich nach meines Vaters Namen nennen

wollen," sagte langsam Ssolomin, „so heiße ich nicht Fedosseitsch, sondern Fedotitsch."

Sipjägin blickte fast erschreckt über die Schulter nach ihm zurück.

„Ach, vergeben Sie mir, ich bitte, Wassili Fedotitsch!"

„Gleichviel, es ist nicht der Rede werth."

Sie traten auf den Hof hinaus. — dort begegnete ihnen Kallomeyzew.

„Wohin gehen Sie?" fragte er, mit einem Seitenblick auf Ssolomin. „Auf die Fabrik? C'est la l'individu en question?"

Sipjägin riß die Augen weit auf, und schüttelte, zur Vorsicht mahnend, leicht den Kopf.

„Ja, auf die Fabrik . . . . um dem Herrn Mechaniker hier meine Sünden und Mängel zu zeigen! Erlauben Sie mir, daß ich Sie mit einander bekannt mache! Herr Kallomeyzew ein Gutsbesitzer der Umgegend; Herr Ssolomin."

Kallomeyzew nickte ein paarmal kaum bemerkbar, und gar nicht nach der Seite von Ssolomin hin, — ohne ihn anzusehen — mit dem Kopfe — Jener aber schaute Kallomeyzew an und in seinen halbgeschlossenen Augen blitzte Etwas . . .

„Kann ich mich zu Ihnen gesellen?" fragte Kallomeyzew. „Sie wissen ich lasse mich gerne belehren."

„Freilich; warum nicht?"

Sie traten auf die Landstraße hinaus und hatten kaum zwanzig Schritte gemacht, als sie den Priester des Kirchspiels gewahr wurden, der mit aufgesteckter Rjassa*) nach Hause in die sogenannte „Priester-Ssobdda" ging. Kallomeyzew trennte sich unverzüglich von seinen beiden Gefährten, ging mit festen, großen Schritten auf den Priester zu, der das gar nicht erwartete und etwas verlegen wurde — bat um seinen Segen, küßte ihm klangvoll die beschwitzte, rothe Hand — und warf einen herausfordernden Blick auf Ssolomin. Er wußte offenbar „Etwas" über ihn, wollte sich hervorthun und dem gelehrten Vorübergehenden eine „Nase drehen."

„C'est une manifestation, mon cher?" murmelte Sipjägin durch die Zähne.

Kallomeyzew prustete.

„Oui, mon cher, une manifestation nécessaire par le temps qui court!"

---

*) Langes Priesterkleid mit weiten Aermeln.

Sie kamen auf die Fabrik. Ein Kleinrusse mit riesigem Barte und falschen Zähnen, der die Stelle des früheren, deutschen Verwalters versah, den Sipjägin schließlich entlassen hatte — kam ihnen entgegen. Dieser Kleinrusse war nur provisorisch da; er verstand offenbar Nichts und seufzte nur immer.

Die Besichtigung der Anstalt begann. Einige der Fabrikleute kannten Ssolomin von Ansehen, und grüßten ihn. Dem Einen sagte er sogar: „Ach Grigori! Guten Tag! Bist Du hier?"

Er überzeugte sich bald, daß die Sache schlecht geleitet wurde. Es wurde viel Geld verausgabt, aber ohne Nutzen. Die Maschinen erwiesen sich als schlecht; es war viel Unnützes und Ueberflüssiges da; während Nothwendiges fehlte.

Sipjägin schaute Ssolomin fortwährend in die Augen um seine Meinung zu errathen, that schüchterne Fragen, und wünschte zu wissen, ob er wenigstens mit der eingeführten Ordnung zufrieden war?"

„Ordnung finde ich hier wohl," antwortete Ssolomin, „aber kann es hier Einkünfte geben? — Das möchte ich bezweifeln!"

Nicht nur Sipjägin, selbst Kallomeyzew fühlte, daß Ssolomin auf der Fabrik ganz zu Hause war, daß er hier Alles, bis auf eine geringste Kleinigkeit wußte und kannte — daß er hier Herr im Hause war. Er that die Hand auf die Maschine wie ein Reiter dieselbe auf den Hals seines Pferdes legt, berührte mit seinem Finger ein Rad, und es blieb stehen, oder fing an sich zu drehen; er nahm aus der Kufe Etwas von der Masse, aus welcher das Papier bereitet wird, auf die flache Hand und erkannte gleich, woran es fehlte.

Ssolomin sprach wenig — und sah den bärtigen Kleinrussen gar nicht an; schweigend verließ er auch die Fabrik. Sipjägin und Kallomeyzew folgten ihm.

Sipjägin befahl, daß Niemand ihn begleiten sollte . . . er stampfte sogar mit dem Fuße und war sehr aufgeregt.

„Ich sehe es Ihrem Gesichte an" wandte er sich zu Ssolomin, „daß Sie unzufrieden mit meiner Fabrik sind — und ich weiß selbst, daß sie in keinem befriedigenden Zustande ist und schlechte Einkünfte bringt. Aber ich bitte — sagen Sie es gerade heraus — welches sind ihre vornehmlichsten Mängel? Und was könnte geschehen um dieselben zu verbessern?"

„Die Papierfabrik ist eigentlich nicht mein Fach" ant-

wortete Ssolomin; „Eins aber kann ich Ihnen sagen: — industrielle Unternehmungen sind nicht Sache des Adels!"

„Sie halten diese Beschäftigungen erniedrigend für den Adel?" mischte sich Kallomeyzew ins Gespräch.

Ssolomin lächelte mit seinem breiten Lächeln.

„Oh nein! Ich bitte Sie! Was liegt darin Erniedrigendes? — und selbst wenn es der Fall wäre — der Adel verschmäht das ja nicht."

„Wie? Was?"

„Ich wollte nur sagen," fuhr Ssolomin ruhig fort, „daß der Adel diese Art der Beschäftigung nicht gewöhnt ist. Dazu ist commercielle Berechnung nöthig; es muß Alles auf einen anderen Fuß gesetzt werden; es ist Ausdauer nöthig. Das bedenken die Edelleute nicht. Da sehen wir denn fortwährend, daß sie Tuchfabriken, Papierfabriken und allerlei andere Fabriken anlegen — und wem fallen allendlich diese Fabriken alle in die Hände? — Den Kaufleuten! Das ist zu bedauern, denn die Kaufleute sind eben solche Blutegel, aber das ist nicht zu ändern."

„Wenn man Sie sprechen hört, sollte man glauben," sagte Kallomeyzew, „daß unseren Edelleuten die finanziellen Fragen unzugänglich sind!"

„Oh, im Gegentheil! darin sind die Edelleute Meister. Eine Concession zum Bau einer Eisenbahn, die Erlassung einer Abgabe zu erhalten, eine Bank anzulegen — oder sonst dergleichen — versteht Niemand so gut als der Adel! Sie bilden große Capitalien. Gerade das meinte ich — als Sie sich zu ärgern beliebten. Aber ich hatte regelrechte industrielle Unternehmungen im Sinne; ich sage: regelrechte — denn, eigene Schenken, kleine Wechselbuden anlegen, den Bauern Korn und Geld zu hundert und hundert und fünfzig Prozent leihen — wie es jetzt Viele der adeligen Grundbesitzer thun — solche Operationen kann ich nicht zu wirklichen finanziellen Geschäften rechnen."

Kallomeyzew antwortete Nichts. Er gehörte gerade zu dieser neuer Gattung von wuchertreibenden Edelleuten, derer Markelow in seinem letzten Gespräche mit Neshdanow erwähnt hatte, und er war um so unmenschlicher in seinen Forderungen, als er es nicht persönlich mit seinen Bauern zu thun hatte — er konnte sie doch nicht in seinem durchdufteten, europäischen Kabinette empfangen! — sondern nur durch Vermittlung seines Amtmanns mit ihnen verkehren. Während er diese gemächlichen, gleichsam theilnahmlosen Reden Ssolomin's anhörte, kochte es innerlich in ihm .... er schwieg aber für dieses Mal; und nur das,

durch das Zusammenpressen der Kinnbacken hervorgebrachte Spiel der Muskeln bekundete, was in ihm vorging.

„Indessen, erlauben Sie, erlauben Sie, Wassili Fedotitsch,“ sagte Sipjägin, „Alles was Sie uns da auseinandergesetzt haben war in früheren Zeiten ganz richtig, wo die Edelleute .... noch ganz andere Rechte besaßen und überhaupt in anderen Verhältnissen lebten. Aber jetzt, nach all' diesen wohlthätigen Reformen, in unserm industriellen Zeitalter, warum sollten da die Edelleute nicht ihre Aufmerksamkeit und ihre Fähigkeit auf solche Unternehmungen richten? Warum sollten sie nicht begreifen, was ein einfacher, oft sogar ganz ungebildeter Kaufmann begreift? Sie leiden doch nicht an Mangel an Bildung, und man kann sogar mit einiger Gewißheit behaupten, daß sie die Repräsentanten der Aufklärung und des Progresses sind!“

Boris Andreitsch sprach sehr gut; seine Beredsamkeit würde irgendwo in Petersburg, in einem Departement oder noch höheren Ortes große Erfolge erzielt haben, aber auf Ssolomin machte sie gar keinen Eindruck.

„Die Edelleute können solche Dinge nicht handhaben,“ wiederholte er.

„Aber warum denn? warum nicht?“ fragte Kallomeyzew fast schreiend.

„Darum — weil eben dieselben Beamte sind.“

„Beamte?“ Kallomeyzew lachte giftig auf. „Herr Ssolomin, Sie geben sich wahrscheinlich nicht Rechenschaft darüber, was Sie zu sagen beliebten?“

Ssolomin hörte nicht auf zu lächeln.

„Warum glauben Sie das, Herr Kalomenzow? (Kallomeyzew erzitterte, als er diese „Verstümmelung“ seines Familiennamens hörte.) Nein; — ich gebe mir immer Rechenschaft von meinen Worten.“

„Dann erklären Sie, was Sie mit ihrer Phrase sagen wollten!“

„Sehr gern: meiner Ansicht nach ist jeder Beamte ein Fremder — und war es immer. Der Edelmann aber ist jetzt ein Fremder geworden.“

Kallomeyzew lachte noch lauter.

„Nun, entschuldigen Sie, geehrter Herr! das kann ich nun vollends nicht begreifen!“

„Um so schlimmer für Sie. Strengen Sie sich an ... dann werden Sie es vielleicht begreifen.“

„Mein Herr!“

„Aber, meine Herren! meine Herren!“ sprach Sipjägin hastig, als wenn er mit den Augen Oben Etwas suchte

„Ich bitte, ich bitte! .... Kallomeyzew, je vous prie de vous calmer? Zudem muß das Mittagessen ja bald fertig sein. Ich bitte meine Herren! folgen Sie mir!"

„Valentine Michailowna!" rief Kallomeyzew, als er fünf Minuten später in ihr Kabinet stürzte. „Es ist unverantwortlich was Ihr Mann angiebt! Ein Nihilist hat sich schon bei Ihnen eingenistet. Jetzt hat er einen Zweiten gebracht und der ist noch schlimmer!"

„Worin denn das?"

„Ich bitte Sie! er predigt, weiß der Teufel was; und zudem, ich bitte Sie zu bemerken: hat er eine ganze Stunde mit Ihrem Manne gesprochen und ihn nicht einmal ein einziges Mal „Ew. Excellenz" genannt. Le vagabond."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Vor dem Mittagessen rief Sipjägin seine Frau in die Bibliothek. Er mußte sie allein sprechen. Er schien von Sorgen bedrückt zu sein.

Er theilte ihr mit, daß die Fabrik sich entschieden in einem sehr schlechten Zustande befinde, daß dieser Ssolomin ein sehr verständiger ... wenn gleich etwas schroffer Mann sei und daß man fortfahren müsse aux petits soins mit ihm zu sein. „Ach wie schön wäre es, wenn er zu uns herübergelockt werden könnte!" rief er ein paarmal aus. Sipjägin war sehr verdrießlich über die Gegenwart Kallomeyzew's ... „Der Teufel hat ihn hergeführt Ueberall sieht er Nihilisten und denkt nur daran wie sie vernichten! So mag er sie bei sich zu Hause vernichten! Er kann seine Zunge durchaus nicht im Zaume halten!"

Valentine Michailowna bemerkte, daß sie ja gern aux petits soins mit diesem neue Gaste sein wolle; daß es ihr aber scheine, als bedürfe er dieser petits soins keineswegs und als beachte er sie garnicht. „Er ist nicht grob, aber doch all' zu gleichgültig, was sehr sonderbar bei einem Manne — du commun — ist"

„Gleichviel! ... Bemühe Dich!" bat Sipjägin.

Valentine Michailowna sagte ihm ihre Hülfe zu — sie hielt ihr Versprechen.

Sie fing damit an Kallomeyzew — en tête-à-tête — zu sprechen. Was sie ihm sagte, blieb unbekannt; aber er setzte sich zu Tisch mit der Miene eines Menschen, der

es „über sich vermögen will“, ruhig und bescheiden zu sein, was er auch hören sollte. Diese vorbereitete „Resignation“ gab seinem ganzen Wesen einen Anflug von Trauer; aber dafür ... oh, welche Würde, welche Würde in jeder seiner Bewegungen!

Valentine Michailowna machte Ssolomin mit allen ihren Hausgenossen bekannt ... (Mariannen sah er aufmerksamer an als die Anderen) — und wies ihm bei Tisch den Platz an ihrer rechten Seite an. Kallomeyzew saß zu ihrer linken Seite. Als er seine Serviette entfaltete, blinzelte er mit den Augen und lächelte, als wollte er sagen: „So wollen wir denn jetzt Komödie spielen!“

Sipjägin saß ihm gegenüber und beobachtete ihn mit unruhigem Blicke. Nach einer neuen Anordnung der Hausfrau saß Neshdanow nicht neben Marianne, sondern zwischen Anna Sacharowna und Sipjägin. Marianne fand ihren Namen (denn es war ein festliches Diner) auf der Serviette zwischen Kallomeyzew und Kolja.

Das Mittagsessen war ausgezeichnet servirt; es gab sogar ein „menu“: vor jedem Couvert lag ein zierliches Blättchen.

Gleich nach der Suppe leitete Sipjägin das Gespräch wieder auf seine Fabrik — auf die Fabrik-Industrie Rußlands im Allgemeinen. Ssolomin antwortete wie gewöhnlich sehr kurz. Sobald er sprach, richtete Marianne ihre Augen auf ihn Der neben ihr sitzende Kallomeyzew wandte sich mit allerlei Liebenswürdigkeiten an sie (man hatte ihn ja gebeten, keine „Polemik hervorzurufen;“) aber sie hörte ihn nicht; seine Artigkeiten waren übrigens auch sehr matter Art, sie wurden nur zur Beruhigung seines Gewissens vorgebracht: er fühlte, daß zwischen ihm und diesem jungen Mädchen ein Abgrund lag.

Was Neshdanow anbetraf, so war plötzlich Etwas noch Schlimmeres zwischen ihn und den Hausherrn getreten .... Neshdanow war für Sipjägin zu einem einfachen Möbel, zu einem leeren Raum geworden; er bemerkte ihn gar nicht — aber auch gar nicht! Diese neuen Beziehungen hatten sich so schnell und unbezweifelt hergestellt — daß Sipjägin sich verwundert umsah, als Neshdanow auf eine Bemerkung der neben ihr sitzenden Anna Sacharowna einige Worte erwiderte — als ob er sich frage: Woher kommen diese Laute?“

Sipjägin besaß offenbar einige der, für die höchsten russischen Würdenträger bezeichnenden Eigenschaften.

Nach dem Fisch rief Valentine Michailowna, die ihrer-

seits ihre ganze Anziehungskraft und ihren ganzen Zauber nach rechts, d. h. vor Ssolomin ausgoß — ihrem Manne auf englisch über den Tisch zu: „Unser Gast trinkt keinen Wein; vielleicht wünscht er Bier . . .“

Sipjägin rief sogleich laut nach „ale“. — Ssolomin aber sagte ruhig zu Valentine Michailowna: „Sie wissen vielleicht nicht, gnädige Frau, daß ich über zwei Jahre in England lebte — und englisch verstehe und spreche. Ich sage Ihnen das für den Fall, daß Sie in meiner Gegenwart Etwas sagen wollten, was ich nicht hören soll.“

Valentine Michailowna lachte und sagte daß seine Warnung unnütz sei, da er Nichts als Vortheilhaftes über sich hören würde. Sie selbst aber fand seine Handlung sonderbar, aber in seiner Art zartfühlend.

Jetzt hielt es Kallomeyzew nicht länger aus.

„Sie waren in England,“ sagte er „und haben wahrscheinlich die dortigen Sitten und Gebräuche beobachtet. Erlauben Sie mir die Frage, ob Sie dieselben für nachahmenswerth halten?“

„Einiges ja; Anderes aber nicht.“

„Kurz — und unklar,“ bemerkte Kallomeyzew, der die Zeichen, welche ihm Sipjägin machte, nicht beachtete. „Sie haben heute von dem Adel gesprochen . . Sie hatten dort gewiß Gelegenheit das, was man in England landed-gentry nennt . . . . am Orte selbst zu studiren?“

„Nein, diese Gelegenheit hatte ich nicht; ich bewegte mich in einer ganz anderen Sphäre; — allein meine Ansicht über diese Herren habe ich mir schon gebildet.“

„Nun? Glauben Sie, daß solch landed gentry bei uns unmöglich ist? und daß man es in keinem Falle wünschen muß?“

„Erstens glaube ich in der That, daß es nicht möglich ist; und zweitens ist es nicht der Mühe werth, es zu wünschen.“

„Warum denn das?“ sprach Kallomeyzew, indem er hier und später seinen Worten jenes eigenthümlich scharfe „S“ hinzufügte, das im Russischen für höflich gilt. Das that er, um Sipjägin zu beruhigen, der vor Aufregung auf seinem Stuhle umherrutschte.

„Weil in zwanzig oder dreißig Jahren Ihre landed gentry ohnehin nicht mehr existiren wird.“

„Aber erlauben Sie . . . woher . . .“

„Weil um die Zeit das Land Grundbesitzern, ohne Rücksicht auf deren Herkunft, angehören wird.“

„Sie meinen den Kaufleuten?“

„Wahrscheinlich wohl zum größten Theile den Kaufleuten."

„Wie denn das?"

„Ganz einfach: sie werden es kaufen, dieses Land."

„Von den Edelleuten?"

„Von den Herren Edelleuten."

Kallomeyzew lächelte herablassend. — „Ich erinnere mich, daß Sie dasselbe schon von den Fabriken und Manufacturen gesagt haben. Jetzt sprechen Sie von dem ganzen Lande?"

„Ich spreche jetzt von dem ganzen Lande."

„Und Sie werden wahrscheinlich sehr froh darüber sein?"

„Durchaus nicht; wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu sagen. Das Volk wird es darum nicht leichter haben!"

Kallomeyzew hob die eine Hand etwas auf. — „Welch eine Besorgniß um das Volk, — wenn man es recht bedenkt!"

„Wassili Fedotitsch!" rief Sipjägin sehr laut; „es ist Bier gebracht worden! — Voyons Siméon," — fügte er halblaut hinzu.

Aber Kallomeyzew konnte sich nicht beherrschen.

„Ich sehe," fing er wieder, zu Ssolomin gewandt, an, „Sie haben keine sehr schmeichelhafte Meinung von den Kaufleuten; sie gehören aber doch, ihrer Herkunft nach, dem Volke an?"

„Nun?"

„Ich glaubte, daß Sie alles Volksthümliche oder was mit dem Volke im Zusammenhange stehe, vortrefflich finden."

„Oh nein! Da irren Sie sehr. Unserem Volke kann mancher Vorwurf gemacht werden, wenn es auch nicht immer die Schuld daran trägt. Unsere Kaufleute sind bis jetzt noch Räuber; sie schalten auch mit ihrem eigenen Gute wie die Räuber .... Was ist dabei zu thun! Du wirst beraubt .... und raubst selbst. Das Volk aber ..."

„Das Volk?" fragte Kallomeyzew in der Fistel entgegen.

„Das Volk ist ein Siebenschläfer."

„Und Sie möchten es aufwecken?"

„Das wäre gar nicht schlecht."

„Aha! so also!"

„Erlauben Sie! erlauben Sie!" fiel Sipjägin mit befehlender Stimme ein. — Er sah, daß der Augenblick gekommen war, um eine Grenze zu stellen — um Halt! zu gebieten! Und er stellte diese Grenze. Er gebot Halt!

Mit der rechten Hand gestikulirend, deren Ellnbogen auf den Tisch gestützt blieb, hielt er eine lange, umständliche Rede. Einerseits lobte er die Conservativen — andererseits aber wieder die Liberalen, den Letzteren einen kleinen Vorzug gebend und sich selbst zu denselben rechnend; er pries das Volk hoch — wies aber auf einige schwache Seiten desselben hin, sprach sein volles Vertrauen auf die Regierung aus — fragte sich aber, ob alle Untergebenen deren segensreiche Vorschriften erfüllen. Er erkannte den Nutzen und die Wichtigkeit der Literatur, erklärte aber, daß sie ohne die äußerste Vorsicht unmöglich sei! Er warf einen Blick nach Westen, und freute sich — dann gerieth er in Zweifel; er blickte nach Osten — und ruhte aus — und fuhr dann heftig auf. Endlich schlug er einen Toast auf die Tripel-Allianz vor:

Religion, Ackerbau und Industrie!

„Unter der Aegide der Macht!“ fügte Kallomenzew streng hinzu.

„Unter der Aegide einer weisen und wohlwollenden Macht,“ verbesserte Sipjägin.

Der Toast wurde schweigend getrunken. Der leere Raum zu Sipjägin's Linken, der sich Neshdanow nannte, — brachte freilich einen mißbilligenden Laut hervor — verstummte aber wieder, als Niemand denselben beachtete. Das Mittagsessen fand ohne weiteren Wortstreit sein glückliches Ende.

Valentine Michailowna reichte Ssolomin mit ihrem lieblichsten Lächeln eine Tasse Kaffee: er trank sie aus und suchte bereits mit den Augen seinen Hut . . . . als Sipjägin ihn sanft unter den Arm faßte und ihn sogleich in sein Kabinet führte. Dort erhielt er zuerst eine ausgezeichnete Cigarre, und dann den Vorschlag unter den günstigsten Bedingungen zu ihm, auf seine Fabrik überzugehen. „Sie werden dort unumschränkter Herrscher sein, Wassili Fedotitsch! — unumschränkter Herrscher!“ — Die Cigarre nahm Ssolomin an, das Anerbieten wies er aber zurück. Er blieb, trotz aller Ueberredungen Sipjägin's, bei seiner abschlägigen Antwort!

„Sagen Sie nicht unbedingt: nein! liebster Wassili Fedotitsch! nehmen Sie sich doch wenigstens Bedenkzeit bis morgen!“

„Wozu das? Ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen.“

„Auf morgen, Wassili Fedotitsch! Was kann das Ihnen kosten?“

Ssolomin gab zu, daß ihm das Nichts koste . . . .

suchte indessen wieder seinen Hut, als er aus dem Kabinet heraustrat. Allein Neshdanow, der bis zu diesem Augenblick noch kein einziges Wort mit ihm hatte wechseln können, näherte sich ihm jetzt und flüsterte ihm hastig zu:

„Um Gottes Willen, fahren Sie nicht fort! wir haben sonst keine Möglichkeit, uns zu besprechen!“

Ssolomin ließ seinen Hut in Ruhe, um so mehr als Sipjägin, der seine Unsicherheit bemerkte, ausrief:

„Sie nächtigen doch natürlich bei uns?“

„Wie Sie befehlen,“ antwortete Ssolomin.

Ein dankbarer Blick Mariannens — die im Gastzimmer am Fenster stand, machte ihn nachdenkend.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Vor der Ankunft Ssolomins hatte sich Marianne eine ganz andere Vorstellung von ihm gemacht. Auf den ersten Blick schien er ihr nichts Bestimmtes, Individuelles zu haben . . . . Sie hatte entschieden in ihrem Leben schon viele solche blonde, sehnige, hagere Männer gesehen!

Je mehr sie ihn aber betrachtete und ihn sprechen hörte, desto mehr setzte sich in ihr ein Gefühl von Vertrauen fest, — ja, namentlich Vertrauen. Dieser ruhige, nicht eigentlich ungeschickte, aber schwerfällige Mensch konnte weder lügen noch großthun; auf diesen konnte man sich verlassen wie auf eine steinerne Wand . . . Er war des Verrathes unfähig; mehr noch: er war im Stande zu verstehen und zu stützen.

Es kam Mariannen sogar vor, daß Ssolomin nicht in ihr allein, sondern bei allen Anwesenden dasselbe Gefühl weckte. Sie legte dem, was er sprach, nicht viel Bedeutung bei; alle diese Reden über die Kaufleute, die Fabriken, interessirten sie wenig, aber wie er sprach, wie er dabei aussah und lächelte, gefiel ihr ungemein . . .

Dieser Mensch war ein Mann der Wahrheit . . . . das war die Hauptsache! das rührte sie. — Es ist eine abgemachte, wenn auch nicht recht verständliche Sache: die Russen — sind die verlogensten Menschen der ganzen Welt; aber Nichts ahnen sie so, wie die Wahrheit, und Nichts empfinden sie so tief, als gerade — Wahrheit. Zudem trug Ssolomin in den Augen Mariannens einen besonderen Stempel; ihn umgab die Oreole eines Menschen, den selbst Wassili Nikolajewitsch seinen Anhängern empfahl.

Im Verlaufe des Mittagsessens wechselte Marianne mehrmals „in Bezug auf ihn“ einen Blick des Einverständnisses mit Neshdanow, und am Ende des Diners ertappte sie sich auf einem Vergleiche der Beiden — der nicht zu Gunsten Neshdanow's ausfiel.

Die Gesichtszüge Neshdanow's waren weit hübscher und angenehmer als die Ssolomins; aber das Gesicht selbst drückte ein Gemisch von verschiedenen unruhigen Gefühlen aus: Aerger, Verlegenheit, Ungeduld .... und selbst Wehmuth; er saß wie auf Nadeln da — wollte immer sprechen ... und schwieg mit einem nervösen Lächeln. — Ssolomin hingegen brachte den Eindruck hervor, als wenn er sich, vielleicht, etwas langweile — sonst aber war er ganz zu Hause; und daß „sein eigenes Wesen“ niemals und in gar keiner Beziehung davon abhing, „was Andere thaten.“

„Es muß ganz gewiß der Rath dieses Mannes eingeholt werden,“ — dachte Marianne — „er wird gewiß etwas Nützliches sagen.“ Sie war es, die Neshdanow nach dem Mittagessen zu ihm geschickt hatte.

Der Abend verging ziemlich matt; zum Glück hatte das Mittagsessen spät geendigt, so daß der Abend kurz war. Kallomeyzew beobachtete ein höfliches verdrießliches Schweigen.

„Was ist Ihnen?“ fragte ihn die Sipjägin mit leisem Spotte, — „haben Sie Etwas verloren?“

„Ja freilich;“ antwortete Kallomeyzew. „Man erzählt sich von einem unserer Befehlshaber der Garde, daß er trauerte, weil seine Soldaten „den Schritt“ verloren hatten .... „Sucht mir den Schritt auf!“ ... Ich aber sage: „Sucht mir das höfliche „S“ — Unser höfliches „S“ ist verloren gegangen und mit demselben alle Achtung vor Rang und Stand!“

Die Sipjägin erklärte ihm, daß sie ihn beim Suchen des höflichen „S“ nicht behülflich sein würde.

Ermuthigt durch den Erfolg seiner „Tischrede“ hielt Sipjägin noch ein paar andere kleinere Reden, in denen er einige staatsmännische Betrachtungen über nothwendig zu ergreifende Maßregeln aussprach, und einige Worte — des mots — brauchte, die nicht so sehr witzig, als vielmehr gewichtig waren und von ihm eigens für Petersburg in Bereitschaft gehalten wurden. — Eines dieser Worte wiederholte er sogar, indem er die Phrase vorausschickte: „wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken.“ Er hatte nämlich von einem der damaligen Minister gesagt, daß er

einen unbeständigen und müßigen Geist habe, der auf träumerische Ziele gerichtet sei.

Sipjägin, der nicht vergaß, daß er es mit einem Russen — aus dem Volke — zu thun hatte, ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen ohne mit einigen Redensarten großzuthun, die dann Zeugniß ablegen sollten, daß er nicht nur ein Russe — sondern ein Kernrusse war — der mit dem Wesen des Volkslebens ganz vertraut war.

Auf die Bemerkung Kallomeyzew's, daß der Regen der Heuerndte schaden könnte, antwortete er z. B. sogleich: „Mag das Heu auch schwarz sein — der Buchweizen ist dann weiß.“ Auch von einigen sprichwörtlichen Redensarten machte er Gebrauch, als zum Beispiel: „Herrenlose Waare — verwaiste Waare;“ „Zehnmal mess' an — einmal schneid' ab;“ „Kommt Korn — kommt Maaß.“ „Ist zu St. George das Blatt wie ein Heller — so schütt' am Tage der Mutter Gottes von Kasan das Korn in den Keller.“ — Es geschah aber auch, daß er vorbeischoß und z. B. sagte: Jedes Schnepfchen kenn' sein Eckchen,*) — oder: „Die Ecken machen die Stuben heimlich“.**)

Allein die Gesellschaft, in deren Kreise ihm diese kleinen Unfälle begegneten, ahnte nicht, daß „unser guter Kernrusse“ Fehlschüsse gethan, und war auch, Dank sei dem Fürsten Kowrischkin, an solche Schnitzer gewöhnt.

Alle diese Sprüchwörter und Redensarten brachte Sipjägin mit einer ganz besonderen, kräftigen, sogar etwas heiseren Stimme, „d'une voix rustique“ vor. Wenn er in Petersburg zu rechter Zeit und am rechten Orte solche Redensarten brauchte, so riefen die hochgestellten, einflußreichen Damen aus: „Comme il connait les moeurs de notre peuple!“ und die hochgestellten Männer setzten hinzu: „les moeurs et les besoins!“

Valentine Michailowna gab sich sehr viel Mühe um Ssolomin; allein der plötzliche Mißerfolg ihrer Bemühungen entmuthigte sie; und an Kallomeyzew vorübergehend, rief sie unwillkürlich mit leiser Stimme:

„Mon Dieu, que je suis fatiguée!“

Worauf er ihr mit einer ironischen Verbeugung erwiderte:

„Tu l'as voulu, Georges Dandin!“

Nach dem gewöhnlichen Auflackern von Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, welches sich im Augenblicke des Auf-

---

*) Statt: „Jedes Heimchen kenn' sein Eckchen.“

**) Statt: „Nicht die Ecken machen die Stube heimlich.“

bruches auf allen Gesichtern einer gelangweilten Gesellschaft zeigt — nach plötzlichen Händedrücken, Lächeln und unbestimmten Nasenlauten — trennten sich endlich die ermüdeten Gäste und Wirthe.

Ssolomin, dem im zweiten Stock eines der besten Zimmer mit englischen Toilette-Utensilien und einem Badeschranke angewiesen wurde, — begab sich zu Neshdanow.

Dieser dankte ihm auf das Wärmste, daß er geblieben war.

„Ich weiß . . . daß es für Sie ein Opfer ist . . .“

„Ach, lassen Sie das!“ antwortete Ssolomin gemächlich, „was ist das für ein Opfer! Ihnen kann ich zudem Nichts abschlagen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich Sie lieb gewonnen habe.“

Neshdanow freute und wunderte sich darüber; Ssolomin aber drückte ihm die Hand. Hierauf setzte er sich reitaus auf einen Stuhl, zündete eine Cigarre an, lehnte sich mit beiden Armen auf die Rücklehne desselben, und sagte:

„Nun, reden Sie — worum handelt es sich?“

Neshdanow setzte sich, ebenfalls reitaus auf einen Stuhl Ssolomin gegenüber, rauchte indessen nicht.

„Worum es sich handelt, fragen Sie? Ich will von hier fliehen, das ist es!“

„Das heißt — Sie wollen dieses Haus verlassen Nun — mit Gott!“

„Nicht das Haus verlassen — sondern fliehen will ich!“

„Hält man sie denn hier zurück? Sie haben vielleicht Geld vorausgenommen? Sagen Sie nur ein Wort . . . und mit dem größten Vergnügen . . . .“

„Sie verstehen mich nicht, lieber Ssolomin . . . Ich sagte: fliehen — und nicht das Haus verlassen, weil ich — nicht allein von hier gehe.“

Ssolomin erhob den Kopf.

„Mit wem denn?“

„Mit jenem jungen Mädchen, das Sie heute hier gesehen.“

„Mit dieser? Sie hat ein gutes Gesicht. Nun . . . Sie haben einander lieb gewonnen? . . . Oder wollen Sie nur zusammen das Haus verlassen . . . in dem es Ihnen Beiden nicht gefällt?“

„Wir lieben einander.“

„Ah!“ Ssolomin schwieg eine Weile. — „Sie ist eine Verwandte des Hauses?“

„Ja; aber sie theilt vollkommen unsere Ueberzeugungen — und ist zu Allem bereit.“

Ssolomin lächelte.

„Sie aber, Neshdanow — sind Sie bereit?“

Neshdanow runzelte ein wenig die Stirn.

„Wozu diese Frage? Ich werde Ihnen meine Bereitschaft mit der That beweisen.“

„Ich zweifle nicht an Ihnen, Neshadanow, und habe nur diese Frage gethan, weil, außer Ihnen, wohl Niemand bereit ist.“

„Aber Markelow?“

„Ja; vielleicht Markelow. Aber — der ist — glaube ich — schon fertig zur Welt gekommen.“

In diesem Augenblicke klopfte Jemand leise und hastig an die Thür — und, ehe noch ein: Herein! erfolgen konnte — wurde sie geöffnet.

Es war Marianne. Sie trat sogleich auf Ssolomin zu.

„Ich bin überzeugt, daß Sie sich nicht verwundern, mich um diese Stunde hier zu sehen. — Er (sie wies auf Neshdanow) hat Ihnen natürlich Alles gesagt. Reichen Sie mir Ihre Hand und wissen Sie, daß ein rechtliches Mädchen vor Ihnen steht.“

„Das weiß ich“, sagte Ssolomin ernst. Er hatte sich von seinem Stuhle erhoben, als Marianne eintrat: „Ich habe Sie schon bei Tisch angesehen und bei mir selbst gesagt: Was dieses Fräulein für ehrliche Augen hat! Neshdanow hat mir in der That Ihr Vorhaben mitgetheilt. Aber — weshalb wollen Sie eigentlich fliehen?“

„Weshalb? — Das Werk, an dem ich Antheil nehme .... wundern Sie sich nicht: Neshdanow verhehlt mir Nichts .... dieses Werk soll ich in den nächsten Tagen beginnen .... und da soll ich in diesem herrschaftlichen Hause bleiben, wo Alles Lug und Trug ist? — Menschen, die ich liebe, werden sich Gefahren aussetzen, und ich ...“

Ssolomin machte eine Bewegung mit der Hand und sie hielt inne.

„Regen Sie sich nicht auf. — Setzen Sie sich, und ich werde mich auch setzen. Setzen auch Sie sich, Neshdanow. — Hören Sie! wenn Sie keinen andern Grund dazu haben, als diesen, — so haben Sie noch gar nicht nöthig zu fliehen. Dieses Werk wird noch nicht so bald beginnen, wie Sie meinen. Hier muß Vernunft gebraucht werden. Hier kann man sich nicht blindlings hineinstürzen — glauben Sie es mir.“

Marianne setzte sich und hüllte sich in den großen Plaid, den sie über ihre Schultern geworfen hatte.

„Aber ich kann nicht länger hier bleiben! Ich erfahre hier Kränkungen von Allen Heute noch sagte mir diese einfältige Anna Sacharowna in Kolja's Gegenwart, indem sie auf meinen Vater hinwies: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Kolja wunderte sich und fragte was das heißt? — Von Valentine Michailowna will ich gar nicht sprechen!"

Ssolomin hielt sie noch einmal an, und diesmal lächelte er. Marianne verstand, daß er sich etwas über sie lustig machte, allein — sein Lächeln konnte niemals Jemand kränken.

„Was ist Ihnen, liebes Fräulein? — Ich weiß zwar nicht wer Anna Sacharowna ist, — noch von welchem Opfer Sie sprechen, aber .... erbarmen Sie sich! — eine einfältige Frau sagt eine Dummheit — und Sie können dies nicht ertragen? Wie wollen Sie denn weiter leben? Die ganze Welt ist ja voll einfältiger Menschen. Nein; das ist kein Grund. Sie haben vielleicht einen Anderen?"

„Ich bin überzeugt", fiel Neshdanow mit dumpfer Stimme ein, „daß Herr Sipjägin mir heute oder morgen aufkündigen wird. Es ist ihm gewiß Alles hinterbracht worden; er behandelt mich .. in der verächtlichsten Weise."

Ssolomin wandte sich an Neshdanow.

„Warum wollen Sie denn aber fliehen, wenn Ihnen ohnehin gekündigt wird?"

Neshdanow wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

„Ich habe Ihnen schon gesagt ...." fing er an...

„Er hat sich so ausgedrückt", unterbrach ihn Marianne, „— weil ich mit ihm gehe."

Ssolomin sah sie an und schüttelte gutmüthig den Kopf.

„Ganz recht, mein liebes Fräulein, ganz recht; — aber ich muß Ihnen noch einmal sagen: wenn Sie wirklich dieses Haus verlassen wollen, weil Sie glauben, daß in kürzester Zeit die Revolution ausbrechen wird ...

„Wir schrieben Ihnen gerade deshalb", unterbrach ihn Marianne, „um aus glaubwürdiger Quelle die Lage der Dinge zu erfahren."

„In diesem Falle", fuhr Ssolomin fort, „wiederhole ich Ihnen, können Sie noch lange ruhig zu Hause sitzen. — Wenn Sie Beide aber fliehen wollen, weil Sie einander lieben und sich nicht anders mit einander verbinden können

— dann bleibt mir nur noch übrig, Ihnen, wie man in alten Zeiten zu sagen pflegte, „Liebe und Eintracht“ zu wünschen — und wenn es nöthig und möglich ist, Ihnen nach Kräften zu helfen; denn, sowohl Sie, mein liebes Fräulein, als diesen Herrn da, habe ich vom ersten Male an wie Verwandte liebgewonnen.“

Marianne und Neshdanow traten jeder von seiner Seite an ihn heran und ergriffen seine Hände.

„Sagen Sie uns nur, was wir thun sollen“, sagte Marianne. „Wollen wir annehmen, die Revolution ist noch in weiter Ferne — aber die Vorbereitungen zu derselben, die Vorarbeiten, die in diesem Hause und in dieser Umgebung unmöglich sind . . . Wir möchten uns . . . Beide so gern an denselben betheiligen. Sie werden uns zeigen, was zu thun ist. — Sie werden uns sagen, wohin wir gehen sollen. Senden Sie uns aus! — Sie werden uns doch aussenden?“

„Wohin?“

„Unter das Volk . . . . wo sollten wir denn anders hingehen, als in das Volk?“

„In die Wälder“, dachte Neshdanow, sich Paklin's Ausspruch erinnernd.

Ssolomin schaute unverwandt auf Marianne.

„Sie wollen das Volk kennen lernen?“

„Ja, das heißt . . . wir wollen es nicht blos kennen lernen, — sondern auch für dasselbe handeln . . . . für dasselbe arbeiten.“

„Gut, ich verspreche Ihnen, daß Sie das Volk kennen lernen sollen. Ich werde Ihnen die Möglichkeit bieten, für dasselbe zu wirken — für dasselbe zu arbeiten. — Und Sie, Neshdanow . . . sind Sie bereit ihr zu folgen . . . . wollen Sie ihm gleichfalls dienen?“

„Natürlich bin ich bereit!“ rief er hastig. „Djagernaut“, fiel ihm ein anderes Wort Paklins ein. „Da rollt er heran, der mächtige Wagen . . . ich höre das Rasseln und Donnern seiner Räder.“

„Gut“, wiederholte Ssolomin nachdenklich. „Wann wollen Sie denn aber fliehen?“

„Wenn auch morgen schon!“ rief Marianne.

Gut, aber wohin?“

„S . . s . . . t . . . stille!“ flüsterte Neshdanow leise, „es ist Jemand im Korridor.“

Alle verstummten.

„Wohin wollen Sie fliehen?“ fragte Ssolomin wieder mit gedämpfter Stimme.

„Das wissen wir noch nicht“, erwiderte Marianne.

Ssolomin warf einen fragenden Blick auf Neshdanow, dieser aber schüttelte nur verneinend den Kopf.

Ssolomin streckte die Hand aus und putzte sorgfältig das Licht.

„Hört mich an Kinder“, sprach er endlich, „Kommt zu mir auf die Fabrik. — Es ist wohl nicht schön dort — aber doch sicher. Ich habe dort ein Zimmer über das ich verfügen kann. Dort findet Euch Niemand auf. — Seid nur erst da — und wir geben Euch nicht heraus. Ihr werdet mir entgegnen: Auf der Fabrik sind zu viel Menschen. Das ist aber gerade gut. Wo viele Menschen sind — da kann man sich gerade am Besten verbergen. Nun . . . kommt Ihr?“

„Wir können Ihnen nur dankbar sein“, sagte Neshdanow; und Marianne, die der Gedanke an die Fabrik anfangs verwirrt hatte, fügte mit Lebhaftigkeit hinzu: „Freilich! freilich! Wie gut Sie sind! Aber, nicht wahr, Sie lassen uns nicht lange dort? Sie werden uns aussenden?“

„Das wird ganz von Ihnen abhängen . . . Und für den Fall, daß Sie sich trauen lassen wollen — so ist auch das bei mir auf der Fabrik sehr gut zu veranstalten. In der nächsten Nachbarschaft lebt ein Vetter von mir — ein Priester, Namens Sossim, . . . ein sehr gefälliger Mann. Er traut Euch im Augenblick.“

Marianne lächelte still für sich; Neshdanow aber drückte Ssolomin noch einmal die Hand und fragte nach einer kleinen Weile:

„Aber, sagen Sie, was wird Ihr Principal, der Eigenthümer der Fabrik, dazu sagen? Können Sie nicht Unannehmlichkeiten dadurch haben?“

Ssolomin warf einen Seitenblick auf Neshdanow.

„Seien Sie um meinetwillen unbesorgt. — Darüber machen Sie sich unnöthige Sorge. Wenn nur die Fabrik ihren guten Fortgang hat — um das Uebrige kümmert sich mein Principal nicht. Weder Sie noch dieses liebe Fräulein hier wird irgend welche Unannehmlichkeiten durch denselben haben. Auch die Arbeiter habt Ihr durchaus nicht zu fürchten. Benachrichtigt mich nur davon, um welche Zeit ich Euch erwarten kann.“

Neshdanow und Marianne sahen sich einander an.

„Uebermorgen früh, oder den Tag darauf“, sagte endlich Neshdanow. „Hier ist nicht mehr zu zögern: ich muß gewärtig sein, daß mir morgen gekündigt wird.“

„Nun“, sagte Ssolomin, indem er sich von seinem Stuhle erhob, „ich werde Euch jeden Morgen erwarten. Ich werde mich die ganze Woche über nicht aus dem Hause entfernen. Es werden alle Maßregeln getroffen werden, wie es sich gehört.“

Im Begriffe zur Thür hinauszugehen, näherte sich Marianne ihm:

„Leben Sie wohl, lieber, guter Wassili Fedotitsch! Sie heißen doch so?“

„Ja wohl.“

„Leben Sie wohl . . . oder nein: Auf Wiedersehen und Dank — herzlichen Dank!“

„Lebet wohl . . . . gute Nacht, meine Lieben!“

„Leben Sie wohl Neshdanow! Auf Morgen . . .“ fügte sie hinzu und verließ rasch das Zimmer.

Beide jungen Leute blieben unbeweglich stehen — und schwiegen.

„Neshdanow“, begann Ssolomin endlich — und verstummte wieder. „Neshdanow“, fing er zum zweiten Male an, „erzählen Sie mir von diesem Mädchen . . was Sie von ihr wissen. Welches war bisjetzt ihr Leben? . . . Was ist sie? . . . . Warum lebt sie in diesem Hause?“

Neshdanow theilte ihm in kurzen Worten Alles mit was er wußte.

Ssolomin hörte ihm aufmerksam zu.

„Neshdanow . . . .“ sagte er dann . . . „Sie müssen dieses Mädchen hüten. Denn . . . wenn Etwas . . . Es wäre eine große Sünde. Leben Sie wohl.“

Er entfernte sich; Neshdanow aber stand noch eine Weile mitten im Zimmer und flüsterte, und warf sich dann mit dem leisen Ausruf: „Ach! lieber gar nicht denken!“ — mit dem Gesicht auf sein Bett.

Als Marianne in ihr Zimmer zurückkam, fand sie auf ihrem Tische einen Zettel folgenden Inhaltes:

„Sie thun mir leid. Sie richten sich zu Grunde. Kommen Sie zu sich. In welchen Abgrund stürzen Sie sich mit geschlossenen Angen? Für wen? und wozu?“

V.

Ein frischer, feiner Duft erfüllte das Zimmer: Valentine Michailowna hatte dasselbe offenbar soeben erst verlassen.

Marianne ergriff eine Feder und schrieb unten hin:

„Beklagen Sie mich nicht. Gott mag wissen, wer von Beiden die Beklagenswertheste ist; ich weiß nur, daß ich nicht an Ihrer Stelle sein möchte.“ M.

Sie ließ die Antwort auf dem Tische liegen und zweifelte nicht daran, daß dieselbe in Valentine Michailowna's Hände gelangen würde.

Nachdem Ssolomin am andern Morgen Neshdanow noch einmal gesprochen und die Verwaltung der Sipjägin'schen Fabrik endgültig abgelehnt hatte — fuhr er nach Hause.

Er war, was ihm selten geschah, während der ganzen Zeit in Gedanken versunken. Das Schaukeln des Wagens pflegte ihn sonst in leichten Schlummer zu wiegen. Er dachte über Marianne uud auch über Neshdanow nach; er meinte, wenn er, Ssolomin, verliebt wäre, er anders aussehen, anders sprechen und handeln würde. Aber, dachte er weiter, da das mir niemals geschehen ist, kann ich eigentlich nicht wissen, wie ich in solch einem Falle aussehen würde. — Er gedachte einer Irländerin, die er einmal in einem Magazin hinter dem Ladentisch gesehen hatte; er erinnerte sich ihrer prächtigen, beinah schwarzen Haare, ihrer blauen Augen und dichten Wimpern — und wie sie ihn fragend und wehmüthig angesehen hatte, und wie er darauf lange auf der Straße vor ihren Fenstern auf und nieder gegangen war und sich gefragt hatte, ob er ihre nähere Bekanntschaft suchen solle oder nicht? Er war damals auf der Durchreise in London; sein Principal hatte ihn dorthin geschickt, um Einkäufe zu machen, und hatte ihm Geld mitgegeben.

Ssolomin hätte beinahe dieses Geld zurückgeschickt und wäre in London geblieben, so mächtig war der Eindruck, den die schöne Polly auf ihn gemacht . . . (Er hatte ihren Namen erfahren, indem eine ihrer Gefährtinnen im Magazin sie bei demselben gerufen hatte.) Er überwand sich indessen — und kehrte zu seinem Principale zurück.

Polly war hübscher als Marianne; aber diese hatte eben solch einen fragenden, wehmüthigen Blick . . . und sie war Russin . . . .

„Aber, was fällt mir denn ein?“ sagte Ssolomin halblaut: „daß ich mich um fremde Bräute kümmere!“ und er schüttelte den Kragen seines Mantels, als wollte er damit alle unnützen Gedanken von sich abschütteln. Er kam auch soeben in seiner Fabrik an und auf der Schwelle seines kleinen Nebengebäudes erschien die Figur seines getreuen Paul.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die abschlägige Antwort Ssolomin's kränkte Sipjägin sehr; er fand sogar auf einmal, daß dieser hausbackene Patron gar kein so bedeutender Mechaniker war und daß er sich vielleicht mit Absicht wie ein wahrer Plebejer benahm. — „Alle diese Russen sind aus Rand und Band, sobald sie sich einbilden Etwas zu wissen! — Au fond hatte Kallomeyzew doch Recht!“ —

Unter dem Einflusse dieser feindlichen und gereizten Empfindungen blickte der Staatsmann — en herbe — noch fremder und theilnahmloser auf Neshdanow herab; erklärte Kolja, daß er heute nicht nöthig habe, sich mit seinem Lehrer zu beschäftigen, daß er sich an eine größere Selbstständigkeit gewöhnen müsse .... sagte jedoch dem Lehrer nicht auf, wie dieser es erwartete. Er fuhr fort ihn zu ignoriren! Dafür ignorirte aber Valentine Michailowna keineswegs Mariannen. Zwischen ihnen ging eine schreckliche Scene vor sich.

Etwa zwei Stunden vor Mittagessen fanden sie sich plötzlich allein im Gastzimmer. Jede von ihnen fühlte sogleich, daß der Augenblick eines unvermeidlichen Zusammenstoßes gekommen sei, und sie kamen daher, nach einem kurzen Zaudern, auf einander zu. Valentine Michailowna lächelte etwas; Marianne preßte die Lippen zusammen. Beide waren sie sehr bleich. Indem sie das Zimmer durchschritt, blickte Valentine Michailowna nach rechts und nach links, riß ein Geranium-Blatt ab ... . Die Augen Mariannens hingegen waren fest auf das lächelnde Gesicht gerichtet, das sich ihr näherte.

Die Sipjägin blieb zuerst stehen und sagte, indem sie mit den Fingerspitzen auf die Lehne eines Stuhles klopfte, in nachlässigem Tone:

„Marianne Wikentjewna — ich glaube, wir stehen in Correspondenz miteinander .... Bei Personen, die unter demselben Dache mit einander wohnen, ist das ziemlich sonderbar; Sie wissen aber, daß ich keine Freundin von Sonderbarkeiten bin.“

„Nicht ich habe die Correspondenz angefangen, Valentine Michailowna.“

„Ja; .... Sie haben Recht. An der Sonderbarkeit bin ich diesmal schuld. Allein ich fand kein anderes Mittel, um in Ihnen das Gefühl .... wie soll ich mich ausdrücken? — das Gefühl ... “

„Sagen Sie es gerade heraus, Valentine Michailowna; geniren Sie sich nicht — fürchten Sie nicht mich zu kränken.“

„Das Gefühl . . . . des Anstandes zu wecken.“

Valentine Michailowna schwieg; man hörte im Zimmer Nichts als das leichte Klopfen ihrer Finger auf die Stuhllehne.

„Worin finden Sie denn, daß ich den Anstand nicht beobachtete?“ — fragte Marianne.

„Valentine Michailowna zuckte die Achseln.

„Ma chère, vous n'êtes plus un enfant — und Sie verstehen sehr gut, was ich meine. Können Sie wirklich glauben, daß ihr Betragen für mich, für Anna Sacharowna, für das ganze Haus ein Geheimniß geblieben ist? Sie sind übrigens nicht sehr bemüht gewesen, dasselbe geheim zu halten. Sie haben geradezu bravirt. Vielleicht Boris Andreïtsch ganz allein hat demselben keine Aufmerksamkeit geschenkt . . . . er ist mit anderen, interessanteren und wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt. Ihn ausgenommen, ist jedoch Ihre Aufführung Allen bekannt!“

Marianne wurde immer bleicher und bleicher.

„Ich möchte Sie bitten, Valentine Michailowna, sich deutlicher auszudrücken. — Womit namentlich sind Sie unzufrieden?“

„L'insolente!“ — dachte Valentine Michailowna; allein sie beherrschte sich.

„Sie wünschen zu wissen, womit ich unzufrieden bin, Marianne? — Ich will es Ihnen sagen, — Ich bin unzufrieden mit Ihren langen Zusammenkünften mit einem jungen Menschen, der, sowohl durch seine Geburt, als durch seine Erziehung und durch seine gesellschaftliche Stellung zu sehr unter Ihnen steht; ich bin unzufrieden . . . . nein! — dieses Wort ist nicht bezeichnend genug — ich bin empört über Ihre späten, nächtlichen Besuche bei diesem Menschen! — Und wo geschieht das? — Unter meinem Dache! Oder finden Sie etwa, daß das sich so gehört und daß ich schweigen und Ihrem Leichtsinn dadurch gleichsam meinen Schutz angedeihen lassen sollte? — Als ehrbare Frau . . . . Oui, Mademoiselle, je l'ai été, je le suis et je le serai toujours! — kann ich nicht anders als Unwillen empfinden!“ —

Valentine Michailowna warf sich, gleichsam der Schwere ihres Unwillens erliegend, in einen Sessel.

Zum ersten Male zog ein Lächeln über Mariannens Gesicht.

„Ich bezweifle Ihre Ehrbarkeit weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart oder in der Zukunft," — fing sie an; „und sage das vollkommen aufrichtig. — Ihr Unwille ist jedoch vollkommen unnöthig. Ich habe Ihrem Hause durchaus keine Schmach angethan. Der junge Mann, auf den Sie hinweisen .... ja, ich liebe ihn in der That ...."

„Sie lieben Monsieur Neshdanow?"

„Ja, ich liebe ihn."

Valentine Michailowna richtete sich in Ihrem Sessel auf.

„Aber, um Gottes Willen, Marianne! Er ist ja Student — und ohne Stand und Familie; er ist auch jünger als Sie! — (Diese letzten Worte wurden nicht ohne Schadenfreude gesprochen.) — Was kann denn daraus werden? Und was haben Sie mit Ihrem Geiste in ihm gefunden? Er ist ja ein ganz unbedeutender Knabe!"

„Sie haben nicht immer so von ihm gedacht, Valentine Michailowna."

„Mein Gott! meine Liebe, so lassen Sie mich doch aus dem Spiele ... Pas tant d'esprit que ça, je vous prie. Hier handelt es sich um Sie, um Ihre Zukunft. Ich bitte Sie! Was ist das für eine Partie für Sie?"

„Ich muß Ihnen gestehen, Valentine Michailowna, daß ich gar nicht an eine Partie gedacht habe."

„Wie? Was höre ich? Wie soll ich Sie verstehen? Ich will annehmen, daß Sie dem Zuge Ihres Herzens folgten .... aber das Alles muß doch mit einer Heirath enden?"

„Ich weiß nicht .... Ich habe nicht daran gedacht."

„Sie haben nicht daran gedacht?! — Sie haben ja den Verstand verloren!"

Marianne wandte sich etwas ab.

„Wollen wir dieses Gespräch beschließen, Valentine Michailowna. Es kann zu Nichts führen. Wir werden einander doch nie verstehen.

Valentine Michailowna erhob sich heftig.

„Ich kann, ich darf dieses Gespräch nicht enden! Es ist zu wichtig .... ich verantworte für Sie vor ...." Valentine Michailowna wollte sagen: vor Gott! hielt aber inne — und sagte: „vor der ganzen Welt! — Ich kann nicht schweigen, wenn ich solch einen Wahnsinn höre! Und warum sollte ich Sie nicht verstehen können? Was ist das für ein unerträglicher Hochmuth bei der Jugend! Nein! .... ich verstehe Sie sehr gut. Ich verstehe, daß Sie

durchdrungen sind von diesen neuen Ideen, die Sie nothwendiger Weise ins Elend führen werden! Dann wird es aber zu spät sein!"

„Vielleicht; aber glauben Sie mir; selbst wenn wir untergehen, so werden wir keinen Finger rühren, damit Sie uns retten!"

Valentine Michailowna schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Wieder dieser Hochmuth, dieser entsetzliche Hochmuth!"

„Hören Sie mich, Marianne, hören Sie mich ...." fuhr sie plötzlich in verändertem Tone fort .... Sie wollte Marianne zu sich ziehen, — diese entzog sich ihr aber, — „Ecoutez-moi, je vous en conjure! — Ich bin noch nicht so alt, und nicht so dumm, daß man sich nicht mit mir verständigen könnte! — Je ne suis pas une encroutée! Man nannte mich in meiner Jugend sogar „die Republicanerin," gerade wie Sie! Hören Sie .... ich will nicht heucheln: mütterliche Zärtlichkeit habe ich nie für Sie gehegt; — es liegt auch nicht in Ihrem Charakter das zu beklagen .... aber ich wußte und ich weiß, daß ich Ihnen gegenüber Verpflichtungen habe — und ich habe immer gestrebt dieselben zu erfüllen. Die Partie, die ich für Sie gewünscht habe, und für die sowohl Boris Andreïtsch als auch ich kein Opfer gescheut hätten.... entsprach vielleicht nicht ganz Ihren Ideen .... aber im Grunde meines Herzens ...."

Marianne betrachtete Valentine Michailowna, diese wunderbaren Augen, diese rosenrothen nicht gefärbten Lippen, diese weißen Hände mit den etwas ausgespreizten, beringten Fingern, die so ausdrucksvoll auf die Taille ihres seidenen Kleides gepreßt waren .... und unterbrach sie:

„Partie! Valentine Michailowna? Sie nennen diesen, Ihren seelenlosen, unbedeutenden Freund, Herrn Kallomeyzew: eine Partie?"

Valentine Michailowna hob die Finger von ihrer Taille ab.

„Ja, Marianna Wikentjewna! — ich spreche von Herrn Kallomeyzew, diesem gebildeten, vortrefflichen jungen Manne, der seine Frau gewiß glücklich machen wird, — und den nur eine Wahnsinnige abweisen kann! Eine Wahnsinnige!"

„Was ist dabei zu thun, ma tante! — So bin ich einmal!"

„Was, kannst Du ihn alles Ernstes verwerfen?“

„Oh, gar Nichts! — Ich verachte ihn — und das ist Alles!“

Valentine Michailowna wiegte den Kopf ungeduldig von einer Seite auf die andere — und ließ sich wieder in den Sessel nieder.

„Lassen wir das. Retournons à nos moutons. — Also Du liebst Herrn Neshdanow?“

„Ja.“

„Und beabsichtigst — Deine Zusammenkünfte mit ihm fortzusetzen?“

„Ja; das beabsichtige ich.“

„Nun .... und wenn ich es Dir verbieten würde?“

„Ich würde Ihnen nicht gehorchen.“

Valentine Michailowna sprang von ihrem Sessel auf.

„Ah! Sie würden mir nicht gehorchen? — So? — Und das sagt mir das Mädchen, das ich in meinem Hause aufgenommen und mit Wohlthaten überhäuft habe .... das sagt mir ....“

„Die Tochter eines entehrten Vaters,“ — fiel Marianne ihr finster ins Wort — „fahren Sie fort .... geniren Sie sich nicht!“

„Ce n'est pas moi, qui vous le fait dire, mademoiselle! In jedem Falle haben Sie keinen Grund darauf stolz zu sein! Ein Mädchen, das mein Brod ißt ....“

„Werfen Sie mir Ihr Brod nicht vor, Valentine Michailowna! — Es würde Ihnen mehr kosten für Kolja eine Französin zu halten .... Ich gebe ihm ja französische Stunden!“

Valentine Michailowna erhob die Hand, in welcher sie ein von Ylang-Ylang durchduftetes Battist-Taschentuch mit einem großen, weißgestickten Namenszug in der einen Ecke hielt — und wollte Etwas sagen, allein Marianne fuhr fort:

„Sie würden Recht, tausendmal Recht haben, wenn Sie, statt alle diese eingebildeten Wohlthaten und Opfer aufzuzählen, im Stande wären zu sagen: „das Mädchen, welches ich geliebt habe!.... Sie sind aber soweit ehrlich, daß Sie diese Lüge nicht vorbringen können!“

Marianne bebte wie im Fieber.

„Sie haben mich immer gehaßt. Selbst in diesem Augenblicke freuen Sie sich in der Tiefe Ihres Herzens, von dem Sie soeben sprechen, daß ich Ihre Prophezeihungen wahr mache und Schmach und Schande über mich bringe — Ihnen ist nur das dabei unangenehm, daß ein Theil

dieser Schande auf Ihr aristokratisches, ehrbares Haus fallen muß . . ."

„Sie beleidigen mich," — flüsterte Valentine Michailowna — „ich bitte, verlassen Sie mich."

Jetzt konnte Marianne sich nicht mehr beherrschen.

„Ihr Haus, sagten Sie, Ihr ganzes Haus und Anna Sacharowna wüßten um meine Aufführung . . . . und Alle seien empört über dieselbe . . . . Will ich denn aber Etwas von Ihnen, von allen diesen Menschen haben? Kann Ihre Meinung denn Werth für mich haben? Ist Ihr Brod denn nicht bitter für mich? Welche Armuth würde ich nicht diesem Wohlleben vorziehen? Ist zwischen Ihrem Hause und mir nicht ein Abgrund, den Nichts, Nichts ausfüllen kann? Ist es möglich, daß Sie — kluge Frau — das nicht anerkennen? Und wenn Sie ein Gefühl von Haß für mich empfinden . . . . können Sie dann das Gefühl nicht verstehen, das ich für Sie hege und nur deshalb nicht beim Namen nenne, weil es zu sichtbar ist?"

„Sortez, sortez, vous dis-je . . . . wiederholte Valentine Michailowna und stampfte dabei mit ihrem hübschen, schmalen Fuß.

Marianne ging der Thür zu.

„Ich werde Sie sogleich von meiner Gegenwart befreien; aber, wissen Sie, Valentine Michailowna? Man sagt, daß selbst der Rachel in dem „Bajazet" von Racine dieses: „Sortez!" nicht gelungen sei. — Bei Ihnen ist es nun vollends nicht der Fall! Noch Eins: Sie sagten . . . . wie drückten Sie sich doch aus? . . . . Je suis une honnête femme, je l'ai été et je le serai toujours! — Stellen Sie sich vor! ich bin überzeugt davon, daß ich weit ehrbarer bin als Sie! — Leben Sie wohl!"

Marianne ging rasch hinaus. Valentine Michalowna sprang von ihren Sessel auf, wollte rufen, wollte weinen . . . . Aber Sie wußte nicht, was Sie ausrufen sollte; und die Thränen wollten ihr nicht gehorchen.

Sie beschränkte sich darauf mit ihrem Taschentuche zu wehen; allein der Duft, den es verbreitete, wirkte noch stärker auf ihre Nerven . . . . Sie fühlte sich unglücklich, gekränkt. Sie fühlte die Wahrheit von einem Theile dessen, was sie gehört hatte; aber, wie durfte man sie so hart, so ungerecht beurtheilen? — Bin ich denn wirklich so böse, dachte sie, und beschaute sich in dem Spiegel, welcher gerade vor ihr zwischen den Fenstern hing. Der Spiegel strahlte ein liebliches, durch rothe Flecke etwas entstelltes, aber dennoch bezauberndes Gesicht mit wunderbaren, weichen,

sonnenklaren Augen wider .... „Ich, ich .... böse?“ dachte sie — wieder .... „mit solchen Augen?“ —

In diesem Augenblicke trat ihr Gemahl ins Zimmer und sie bedeckte ihr Gesicht von Neuem mit dem Tuche.

„Was ist Dir?“ — fragte er besorgt. „Was ist Dir Valja? (Er hatte für Sie diese Abkürzung ihres Namens erfunden, erlaubte sich aber nur im vollkommsten tête-à-tête, und vorzugsweise auf dem Lande, dieselbe zu brauchen.)

Sie verneinte zuerst, und versicherte, daß ihr gar Nichts sei, ... endigte aber damit, daß sie sich zierlich und rührend auf ihrem Sessel umdrehte, ihre Arme ihm über die Schultern warf — (er stand gebeugt vor ihr) ihr Gesicht in dem Ausschnitte seiner Weste verbarg — und ihm Alles erzählte. Offen, und ohne Hinterlist, suchte sie Marianne, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu rechtfertigen; schob alle Schuld auf ihre Jugend, ihr leidenschaftliches Temperament, und die Fehler ihrer ersten Erziehung; ohne alle Hintergedanken beschuldigte sie auch bis zu einem gewissen Grade sich selbst. „Mit meiner eigenen Tochter wäre das nicht vorgefallen! — Ich hätte sie besser beaufsichtigt!“

Sipjägin hörte sie nachsichtsvoll, theilnehmend — aus, ernst bis zu Ende; er fuhr fort sich gebückt zu halten bis sie die Arme von seinen Schultern nahm und ihren Kopf aufhob; — er nannte sie einen Engel, küßte sie auf die Stirn, erklärte, daß er jetzt wisse, welche Handlungsweise ihm seine Stellung als Herr vom Hause vorzeichnete und entfernte sich mit der Miene eines humanen, aber energischen Mannes, der entschlossen ist eine unangenehme aber nothwendige Pflicht zu erfüllen ....

Etwa um 8 Uhr Nachmittags saß Neshdanow an seinem Schreibtische und schrieb an seinem Freund Ssilin:

„Lieber Freund Vladimir! Ich schreibe Dir im Augenblicke eines entscheidenden Wendepunktes in meinem Leben. — Mir ist dieses Haus aufgekündigt worden und ich gehe fort. Das wäre indessen noch Nichts ... aber, ich gehe nicht allein von hier. Jenes Mädchen, von welchem ich Dir schrieb, geht mit mir. Uns verbindet Alles: die Aehnlichkeit der Lebensschicksale, die gleichen Ueberzeugungen, Bestrebungen und endlich das gegenseitige Gefühl. Wir lieben einander. Ich bin wenigstens überzeugt davon, daß ich nicht im Stande bin das Gefühl der Liebe in einer anderen Form zu empfinden, als in welcher sie sich mir jetzt darstellt. Ich würde Dir indessen eine Unwahrheit sagen, wenn ich behauptete, daß ich nicht ein heim-

liches Gefühl der Furcht empfinde .... das Herz preßt sich mir zusammen! — Es ist alles dunkel vor uns — und wir stürzen uns zusammen in dieses Dunkel. Ich habe nicht nöthig Dir zu erklären was wir beabsichtigen und welcher Thätigkeit wir uns widmen. Marianne und ich — wir suchen nicht das Glück, wir wollen nicht genießen, — sondern zusammen kämpfen, nebeneinander, damit Einer den Andern stützt. Unser Ziel liegt klar vor unsern Augen, allein — welche Wege zu demselben führen — wissen wir nicht. Werden wir, wenn auch nicht Hülfe und Mitgefühl, so doch die Möglichkeit finden, zu handeln? — Marianne ist ein prächtiges, ehrliches Mädchen; wenn es uns beschieden ist, unterzugehen, so würde ich mir nicht den Vorwurf zu machen haben, daß ich sie mit hineingerissen; denn es gab für sie keinen andern Ausweg mehr im Leben. — Aber Vladimir! Vladimir! — mir ist so schwer zu Muthe! .... Ich werde von Zweifeln gequält, nicht über mein Gefühl für sie, natürlich, aber .... ich weiß nicht! — Jetzt ist es aber zu spät, zurückzutreten. Reiche uns Beiden aus der Ferne Deine Hand und wünsche uns Geduld, Kraft, Selbstverleugnung und Liebe .... mehr Liebe! Und Du, uns unbekanntes, aber von ganzer Seele, mit allem Herzblute geliebtes, russisches Volk! nimm uns nicht allzu theilnahmlos auf und lehre uns, was wir von Dir zu erwarten haben!

Lebewohl, Vladimir! Lebewohl!"

Nachdem Neshdanow diese wenigen Zeilen hingeschrieben, ging er ins Dorf.

Als in der folgenden Nacht der Morgen kaum graute, — stand er schon am Saume des Birkenwaldes unweit des Sipjägin'schen Gartens. Etwas hinter ihm sah man durch das marmorirte Laub eines breiten Nußgesträuches ein kleines, mit zwei abgezäumten Pferdchen bespanntes Bauerwägelchen stehen. In demselben schlief, auf einem Heubündel liegend, unter dem aus Stricken geflochtenen Sitze, den geflickten Rock über den Kopf gezogen, ein altes, graues Bäuerlein.

Neshdanow blickte unverwandt auf den Weg und die Weidenbäume längs desselben. Graue Nacht war noch über Alles gebreitet; in der leeren Himmelsbläue blickten schwach ein paar verlorene Sternchen. Von Osten her zog ein blaßrother Strich an den unteren Rändern der Wolken hin; eben daher wehte ein frischer Morgenwind. Plötzlich erbebte Neshdanow und fuhr zusammen: ein Pförtchen

knirschte in den Angeln und fiel leise zu, und eine kleine weibliche, in ein großes Tuch gehüllte Figur trat langsam aus dem unbeweglichen Schatten der Weidenbäume in den weichen Staub des Weges, ging schräg über denselben hinüber und schlug leise, als ginge sie auf den Zehen, die Richtung zum Walde ein. Neshdanow lief ihr entgegen.

„Marianne?“ — flüsterte er.

„Ich bin es!“ antwortete eine leise Stimme unter dem überhängenden Tuche hervor.

„Hierher, folge mir,“ — sagte Neshdanow, indem er sie ungeschickt an der bloßen Hand faßte, welche das Bündelchen trug.

Sie zog sich zusammen, als fröstele sie. — Er führte sie zu dem Bauerwägelchen und weckte den Alten. Der sprang eilig auf, fuhr in die Aermel seines Rockes hinein, setzte sich auf den Bock und ergriff die Stricke des Anspannes.... Die Pferde setzten sich in Bewegung; er brachte sie mit seiner, vom festen Schlafe noch ganz heiseren Stimme zur Ruhe. Neshdanow setzte Marianne auf das Geflecht des Wägelchens, nachdem er ihr zuvor seinen Mantel untergebreitet hatte, deckte ihre Füße mit Heu und einer Decke zu, nahm neben ihr Platz — und rief, sich zu dem Bauer beugend, demselben leise zu: „Fahre, wohin ich Dir gesagt.“ — Der Bauer zog die Leine an, und die Pferdchen zogen das Wägelchen, schnaubend und sich reckend, aus dem Waldessaume heraus — und es rollte hüpfend und stoßend auf den alten, schmalen Rädern auf dem Wege dahin.

Neshdanow hatte seinen einen Arm um Mariannens Taille geschlungen; sie hob mit erstarrten Fingern von der einen Seite das Tuch, wandte ihm ihr Gesicht zu und sagte lächelnd:

„Wie schön und frisch es ist, Aljosha!“

„Ja,“ antwortete das Bäuerlein — „es wird starker Thau fallen!“

Der Thau lag schon so stark, daß der Spund der Wagenräder, wenn er die Spitzen der hohen Gräser am Wege berührte, — ganze Trauben der feinsten Wassertropfen von denselben abschlug, und der Rasen hatte eine bläulich-graue Farbe.

Marianne fröstelte.

„Es ist frisch, Aljosha, frisch“ — sagte sie heiter. — „Freiheit! Freiheit!“

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Ssolomin sprang zu der Pforte der Fabrik, sobald man ihm meldete, daß ein Herr und eine Dame in einem Bauerwagen angekommen seien und nach ihm fragten. — Ohne eigentlich seine Gäste zu begrüßen — er nickte ihnen nur ein paarmal mit dem Kopfe zu — befahl er dem kutschirenden Bauer sogleich in den Hof der Fabrik hineinzufahren, wies ihm das Nebengebäude an, in dem er wohnte, und half Mariannen aussteigen. Neshdanow sprang ihr nach vom Wagen.

Ssolomin führte die Beiden durch einen langen, dunklen Korridor, eine schmale, sich windende Treppe hinauf — in die zweite Etage der hinteren Seite des Gebäudes. Dort öffnete er eine niedrige Thür und alle drei traten in ein kleines, ziemlich sauberes Zimmer mit zwei Fenstern, ein.

„Willkommen!“ rief Ssolomin mit seinem stereotypen Lächeln, welches diesmal noch breiter und freundlicher zu sein schien.

„Hier ist Eure Wohnung. — Dieses Zimmer — und ein anderes nebenan. — Sie ist nicht elegant, aber bewohnbar und hier wird Euch Niemand beobachten. — Unter den Fenstern habt Ihr hier, nach der Ansicht des Hausherrn — einen Blumengarten; — ich nenne ihn einen Gemüsegarten, er stößt an die Mauer; rechts und links sind Zäune: ein stilles Plätzchen! — Nun, noch einmal willkommen, mein liebes Fräulein! Willkommen auch Sie, Neshdanow!“

Er drückte ihnen Beiden die Hand. — Sie standen Beide ohne sich auszukleiden, unbeweglich da und schauten in stummer Aufregung, halb verwundert und halb erfreut, vor sich hin.

„Nun,“ sagte Ssolomin „werdet Ihr Euch denn nicht Eurer Hüllen entledigen? — Was habt Ihr für Sachen?“

Marianne zeigte auf das Bündelchen, welches sie immer noch in der Hand hielt.

„Ich habe nur das.“

„Ich habe meinen Reisesack in dem Wagen gelassen; ich will gleich ....“

„Bleibt nur, bleibt!“ Ssolomin öffnete die Thür.

„Paul!“ rief er die dunkle Treppe hinab. „Lauf' hinunter, Lieber .... da sind Sachen im Wagen ... trage sie herauf.“

„Sogleich!“ hörte man den Allgegenwärtigen rufen.

Ssolomin wandte sich an Marianne, die jetzt ihr Tuch abgeworfen hatte und die Mantille aufknöpfte.

„Ist Alles glücklich abgelaufen? fragte er.

„Alles .... Es hat uns Niemand gesehen — Ich habe einen Brief an Herrn Sipjägin zurückgelassen — Ich nahm weder Kleider noch Wäsche mit, Wassili Fedotitsch, — weil Sie uns ja aussenden werden .... (sie konnte sich nicht entschließen hinzuzufügen: unter das Volk), da würde das Alles ja doch nicht getaugt haben. Aber ich habe Geld, um alles Nöthige zu kaufen."

„Das Alles wollen wir schon einrichten .... hier aber," fuhr Ssolomin fort, „empfehle ich Ihnen meinen besten Freund: (er wies auf Paul hin, der soeben mit Neshdanow's Sachen ins Zimmer trat) auf diesen können Sie sich verlassen — gerade wie auf mich selbst. — Hast Du Tatjana gesagt die Theemaschine zu bringen?" fragte er ihn halblaut.

„Sie wird sie gleich hereinbringen, sowie den Rahm — und Alles was nöthig ist."

„Tatjana ist seine Frau," fuhr Ssolomin fort, „und ebenso treu wie er. — Bis Sie selbst, ... nun, wollen wir sagen — sich in Ihre neue Stellung hinein gewöhnen werden — wird Tatjana Sie bedienen, mein Fräulein."

Marianne warf ihre Mantille auf das kleine, lederne Sopha, das in dem Winkel stand.

„Nennen Sie mich Marianne, Wassili Fedotitsch, — ich will kein Fräulein sein! Ich brauche auch keine Dienerin. Ich bin nicht deshalb fortgegangen — von dort — um mich bedienen zu lassen. Betrachten Sie mein Kleid nicht; ich hatte — dort — kein Anderes. Das wird alles abgelegt werden müssen."

Dieses Kleid aus braunem Drap de dames war sehr einfach; es war aber von einer Petersburger Schneiderin gemacht und schmiegte sich ihrem Wuchse und ihren Schultern sehr hübsch an, und hatte überhaupt ein modisches Aussehn.

„Nun, wenn Sie keine Dienerin haben wollen, so soll sie — auf gut Amerikanisch — Ihre Gehülfin sein. Thee aber müssen Sie trinken. Es ist noch früh am Tage — und Ihr müßt Beide sehr müde sein Ich gehe jetzt in Fabrikangelegenheiten fort; — später sehen wir uns wieder. Wenn Etwas nöthig ist, bitte ich, es Paul oder Tatjana zu sagen."

Marianne streckte ihm mit einer raschen Bewegung beide Hände hin.

„Wie sollen wir Ihnen danken, Wassili Fedotitsch?" Sie sah ihm gerührt ins Gesicht.

Ssolomin streichelte ihr leise die eine Hand.

„Wenn ich sagen wollte: Es bedarf keiner Dankbarkeit — so wäre das eine Unwahrheit. Da will ich lieber sagen: Ihre Dankbarkeit macht mir Freude. — Und jetzt sind wir quitt. Auf Wiedersehen! komm', Paul!"

Marianne und Neshdanow blieben allein.

Sie stürzte auf ihn zu — sah ihn mit demselben Blicke an, wie Ssolomin — nur noch freudiger, rührender und heller und sprach:

„Ah, mein Lieber! . . . . Jetzt beginnen wir ein neues Leben . . . . Endlich! Endlich! Du glaubst nicht wie diese ärmliche Wohnung, in der es uns beschieden ist einige Tage zu verleben, mir freundlich und lieb erscheint, im Vergleiche mit jenen verhaßten Räumen! — Sage . . . . freust Du Dich auch?"

Neshdanow ergriff ihre Hände und preßte sie an seine Brust.

„Es macht mich glücklich, Marianne, daß ich dieses neue Leben mit Dir zusammen beginne! — Du wirst mein leitender Stern sein, meine Stütze, mein Muth . . ."

„Lieber Aljosha! — aber warte, ich muß mich etwas säubern und meine Toilette in Ordnung bringen. Ich werde in mein Zimmer gehen . . . . und Du — bleibe hier. — Ich komme gleich . . . ."

Marianne ging ins Nebenzimmer und schloß sich ein; einen Augenblick darauf aber öffnete sich die Thür wieder zur Hälfte, sie steckte den Kopf hinein und sagte: „Was ist der Ssolomin doch für ein prächtiger Mensch!" Hierauf that sich die Thüre wieder zu und man hörte den Schlüssel in dem Schlosse umdrehen.

Neshdanow trat ans Fenster und blickte in den Garten hinab . . . . Ein alter, sehr alter Apfelbaum zog, er wußte selbst nicht weshalb, seine Aufmerksamkeit auf sich. — Er schüttelte sich das Haar aus dem Gesicht, dehnte sich, — öffnete seinen Reisesack — und nahm doch Nichts aus demselben heraus; er verfiel in Nachdenken . . . .

In einer Viertelstunde kam Marianne mit einem belebten, frischgewaschenen Gesicht, heiter und beweglich aus ihrem Zimmer, und gleich darauf erschien Tatjana, Pauls Frau, mit dem Samowar, dem Theegeschirr, Weißbrod und Rahm.

Ganz das Gegentheil von ihrem zigeunerhaften Mann war sie ein ächtes, russisches Weib, wohl beleibt, mit braunem bloßem Haar, das in einem starken Zopfe um einen Hornkamm gewickelt war, mit starken aber angenehmen Gesichtszügen und sehr gutmüthigen, grauen Augen. Sie

trug ein sauberes, wenngleich verwaschenes Kattunkleid; — ihre Hände waren rein und hübsch, aber groß. Sie grüßte ruhig, brachte mit festem, gar nicht singendem Tone ihr: „Bleibet gesund!“ hervor und fing an das Theegeschirr zu ordnen.

Marianne trat zu ihr.

„Erlauben Sie, Tatjana, ich möchte Ihnen helfen. — Geben sie mir wenigstens das Theetuch.“

„Es ist nicht nöthig, Fräulein. Ich bin an Arbeit gewöhnt. — Wassili Fedotitsch hat es mir aufgetragen. Wenn Sie Etwas brauchen, so befehlen Sie nur — wir werden es mit dem größten Vergnügen thun.“

„Tatjana, nennen Sie mich, bitte, nicht Fräulein .... ich trage wohl diese Kleidung .... im Uebrigen aber .... bin ich ....“

Ein betroffener Blick aus Tatjana's scharfem Auge verwirrte Marianne; — sie verstummte.

„Aber wer sind Sie denn?“ fragte Tatjana mit ihrer ruhigen Stimme.

„Wenn Sie wollen .... ich bin wirklich von Adel .... aber ich will das Alles aufgeben .... und werden wie Alle .... wie alle einfachen Frauen.“

„Ah! ... also das ist es! — So, jetzt weiß ich es. — Sie gehören also wahrscheinlich zu denen, die sich gemeinleutig machen wollen? Deren giebt es jetzt Viele.“

„Wie sagten Sie, Tatjana? Gemeinleutig?“

„Ja; dieses Wort ist jetzt bei uns gebräuchlich geworden. Das heißt leben wie das gemeine Volk. Nun .... es ist eine gute Sache das Volk zu belehren — Aber schwer oh, sehr schwer! — Mögen Sie es zur glücklichen Stunde anfangen!“

„Gemeinleutig!“ wiederholte Marianne. „Hörst Du Aljosha, wir sind gemeinleutig geworden!“

Neshdanow lachte und wiederholte ebenfalls:

„Gemeinleutig! Gemeinleutig!“

„Ist das Ihr Mann oder Ihr Bruder?“ fragte Tatjana, mit ihren großen, geschickten Händen vorsichtig die Tassen ordnend und mit freundlichem Lächeln bald auf Neshdanow, bald auf Mariannen blickend.

„Nein,“ antwortete Marianne, „er ist weder mein Mann, noch mein Bruder.“

Tatjana erhob den Kopf.

„Sie leben also so .... in freier Liebe? — Auch das kommt jetzt oft vor. Früher war das nur bei den Raskolniks, jetzt aber ist es auch bei andern Leuten ge-

bräuchlich. — Wenn nur Gott seinen Segen giebt — und man gut mit einander lebt! — dann ist auch kein Priester nöthig. Wir haben auf der Fabrik Viele solche — und sie sind nicht die Schlechtesten!"

„Was Sie für gute Worte haben, Tatjana! . . . „In freier Liebe" . . . . wie mir das gefällt! — Tatjana, ich möchte Sie um Etwas bitten. Ich muß mir ein Kleid nähen, oder kaufen — solch eines wie das Ihrige ist, oder noch einfacher. — Und Schuhe, und Strümpfe und ein Tuch — Alles wie bei Ihnen. Geld habe ich dazu."

„Das kann man ja machen, Fräulein . . . Nun ärgern Sie sich nicht — ich werde Sie nicht mehr: Fräulein nennen. — Aber — wie soll ich Sie denn nun benennen?"

„Marianne."

„Und wie war Ihres Vaters Namen?"

„Wozu brauchen Sie den? Nennen Sie mich einfach Marianne. Ich nenne Sie doch auch Tatjona."

„Freilich — das ist doch aber etwas Anderes. Sagen Sie es mir lieber."

„Nun gut. Mein Vater hieß Wikenty. — Und der Ihrige?"

„Mein Vater hieß Ossip."

„Nun, so werde ich Sie Tatjana Ossipowna nennen."

„Und ich nenne Sie Marianne Wikentjewna. So ist es sehr gut!"

„Wir sollten doch zusammen Thee trinken, Tatjana Ossipowna?"

„Für das erste Mal mag es sein, Marianne Wikentjewna. Ich will mir eine Tasse Thee erlauben. Sonst aber — Jegoritsch wird mich schelten."

„Jegoritsch? Wer ist das?"

„Der Paul — mein Mann."

„Setzen Sie sich, Tatjana Ossipowna."

„Das will ich thun, Marianne Wikentjewna."

Tatjana setzte sich und fing an Thee zu trinken, indem sie den Zucker dazu biß, und die Augenlider jedesmal auf die Seite zusammenzog, wo sie von dem Zucker abbiß. Marianne begann ein Gespräch mit ihr. — Tatjana antwortete unbefangen, und fragte und erzählte auch selbst. Ssolomin betete sie geradezu an, und ihr Mann stand gleich nach ihm. Das Fabrikleben war ihr indessen nicht angenehm.

„Dies ist weder Stadt, noch Land . . . . ohne Wassili Fedotitsch würde ich keine Stunde hier bleiben!"

Marianne hörte ihr aufmerksam zu. Neshdanow, der sich auf die Seite zurückgezogen hatte und beobachtete, wunderte sich nicht eigentlich über Marianne, ihm aber schien es, als hätte er schon zu Hunderten solche Tatjana's gesehen und mit ihnen gesprochen.

„Wissen Sie, Tatjana Ossipowna,“ sagte endlich Marianne.“ „Sie denken, wir wollen das Volk belehren, aber nein — wir wollen demselben dienen.“

„Dienen? Wie das? — Belehren Sie es, damit dienen Sie ihm. Ich kann mich selbst als Beispiel nehmen: Als ich Jegoritsch heirathete, verstand ich weder zu lesen noch zu schreiben; jetzt aber verstehe ich es — Dank sei Wassili Fedotitsch. Er hat es mich nicht selbst gelehrt, aber meinen Alten dafür bezahlt — und der hat mich lesen und schreiben gelehrt. — Ich bin ja noch jung, obgleich groß und stark.“

Marianne schwieg.

„Tatjana Ossipowna,“ fing sie wieder an, „ich möchte irgend ein Handwerk erlernen .... doch darüber sprechen wir noch. — Ich nähe schlecht; aber wenn ich das Kochen erlernte, könnte ich eine Stelle als Köchin annehmen.“

„Als Köchin? Nur reiche Leute und Kaufleute halten Köchinnen: arme Leute kochen selbst. Und für einen Verein, für Arbeiter kochen — das ist schon das allerletzte!“

„Ich könnte ja nur bei reichen Leuten leben und mit Armen umgehen. Wie soll ich sonst mit ihnen zusammenkommen. Ein Zufall wie derjenige, der mich mit Ihnen zusammenführte, kann nicht immer kommen.“

Tatjana stürzte ihre leere Tasse auf die Unterschale um.

„Das ist eine schwierige Sache,“ sagte sie mit einem Seufzer — „sie ist nicht leicht um den Finger zu wickeln. Was ich verstehe, will ich gerne lehren, — aber ich kann selbst nicht Viel. Wir müssen das mit Jegoritsch besprechen. Der ist Einer! — der lies't allerlei Bücher — und versteht Alles gleich zu befingern.“ Sie sah Mariannen zu, wie diese einen Papiros drehte .... „Hören Sie, Marianne Wikentjewna: verzeihen Sie mir — aber wenn Sie sich vergemeinleuten wollen — so werden Sie das Rauchen aufgeben müssen.“ Sie zeigte auf die Papiros. — „Denn in jenen Ständen — als Köchin zum Beispiel, ist das nicht gebräuchlich — und es würde ein Jeder — gleich das Fräulein in Ihnen erkennen. — Ja.“

Marianne warf die Papiros aus dem Fenster.

„Ich werde nicht rauchen .... das kann man sich

leicht abgewöhnen. Die Frauen aus dem Volke rauchen nicht — also darf auch ich nicht rauchen."

„Da haben Sie recht gesprochen, Marianne Wikentjewna. Bei dem männlichen Geschlecht findet man diese Unart auch hier — bei dem weiblichen Geschlechte aber nicht. So ist es! — Ah! da kommt auch Wassili Fedotitsch selbst her. Das sind seine Tritte. Fragen Sie ihn selbst, er wird Ihnen gleich Alles auseinander setzen, auf die beste Weise."

Und wirklich wurde Ssolomins Stimme hinter der Thür hörbar.

„Darf ich eintreten?"

„Herein! Herein!" rief Marianne.

„Das ist eine englische Gewohnheit von mir," sagte Ssolomin, eintretend. „Nun, wie geht es Ihnen? Langweilen Sie sich noch nicht? Ah! ich sehe, Sie trinken hier Thee mit Tatjana? Hören Sie nur auf sie: sie ist sehr verständig .... Ich bekomme heute Besuch von meinem Prinzipale .... das kommt mir sehr ungelegen! Er bleibt auch zum Mittag hier. Was soll man machen! Er ist der Herr hier im Hause!"

„Was ist das für ein Mensch?" fragte Neshdanow, aus seinem Winkel hervortretend.

„Nichts Besonderes .... Er legt die Hände nicht in den Schoß. Von den Neuen. Höflich ist er — und trägt Manschetten — aber seine Augen hat er überall, gerade wie ein Alter. Selbst zieht er Einem die Haut ab — spricht aber dabei: „Kehren Sie sich, ich bitte, auf die andere Seite; — da ist noch eine wunde Stelle, die ... abgewaschen werden muß! Mit mir indessen ist er seidenweich — er braucht mich!

„Ich bin eigentlich gekommen, um Ihnen zu sagen, daß wir uns heute wohl schwerlich mehr sehen werden. — Das Essen wird Ihnen gebracht werden. Zeigen Sie sich nicht auf dem Hofe. Was glauben Sie, Marianne, werden Sipjägin's Sie wohl suchen, Ihnen nachstellen?"

„Ich glaube nicht," antwortete Marianne.

„Ich bin überzeugt, daß sie es thun werden," sagte hingegen Neshdanow.

„Gleichviel," fuhr Ssolomin fort: „Sie müssen in der ersten Zeit vorsichtig sein. Später findet sich Alles schon."

„Eins aber," bemerkte Neshdanow: „Markelow muß um meinen Aufenthaltsort wissen; — er muß benachrichtigt werden."

„Warum?"

„Es geht nicht anders; um unserer gemeinschaftlichen Sache Willen. Ich habe mein Wort gegeben. Er plaudert es ja nicht aus!"

„Nun gut. Wir wollen Paul hinschicken."

„Wird meine Kleidung bald fertig?" fragte Neshdanow.

„Das heißt .... Dein Kostüm? — freilich — freilich. Es ist ja auch eine Maskerade — zum Glück keine kostbare. Lebet wohl und ruht Euch aus. — Tatjana komm'!"

Marianne und Neshdanow blieben wieder allein.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Sie fingen damit an sich wieder fest die Hand zu drücken; — hierauf rief Marianne: „warte, ich werde Dir helfen Dein Zimmer aufzuräumen," und fing an seine Sachen aus dem Reisesacke herauszunehmen. Neshdanow wollte ihr helfen, allein sie erklärte, daß sie Alles selbst machen wollte: „Ich muß mich doch daran gewöhnen, zu dienen."

Sie hing auch in der That seine Kleider an ein paar Nägel, die sie in der Schieblade eines Tisches fand und eigenhändig mit der Rückseite einer Bürste einschlug, da sie keinen Hammer hatte; und that die Wäsche in eine alte Kommode, die zwischen den Fenstern stand.

„Was ist das?" fragte sie auf einmal, „ein Revolver? Ist er geladen? — Wozu brauchst Du den?"

„Er ist nicht geladen .... übrigens, gieb ihn her. — Du fragst wozu ich ihn brauche? — Wie könnten wir in unserer Stellung ohne Revolver sein?"

Sie lachte und fuhr in ihrer Arbeit fort, schüttelte jeden einzelnen Gegenstand und klopfte ihn mit der flachen Hand aus. Sie stellte zwei Paar Stiefel unter das Sopha — und einige Bücher, ein Päckchen Papiere und das berühmte Heft mit Gedichten stellte sie feierlich auf einem dreibeinigen Ecktische auf, den sie den Schreib- und Arbeitstisch nannte, im Gegensatze zu dem anderen, runden Tische, welcher der Eß- und Theetisch benannt wurde. — Hierauf ergriff sie das Gedichtheft mit beiden Händen, erhob es bis zu ihrem Gesicht, und sagte lächelnd, indem sie Neshdanow über den Rand desselben ansah:

„Dieses Alles werden wir zusammen durchlesen, wenn unsere Beschäftigungen uns freie Zeit übrig lassen? Nicht wahr?"

„Gieb mir das Heft! — ich will es verbrennen!“ rief Neshdanow, „es ist keines andern Schicksals werth!“

„Warum hast Du es aber dann mitgenommen? — Nein! zum Verbrennen gebe ich es Dir nicht. Man sagt zwar, die Schriftsteller drohen nur immer damit, und verbrennen ihre Schriften doch niemals Zur Sicherheit will ich es aber doch in mein Zimmer tragen!“

Neshdanow wollte sich dem widersetzen, allein Marianne sprang mit dem Hefte zum Zimmer hinaus — und kam ohne dasselbe zurück.

Sie setzte sich neben Neshdanow, stand aber sogleich wieder auf:

„Du bist noch nicht bei mir gewesen, — in meinem Zimmer. Willst Du es sehen? Es ist nicht schlechter als Deines. Komm'; ich zeige es Dir!“

Neshdanow stand ebenfalls auf und folgte Mariannen. — Ihr Zimmer, wie sie sich ausdrückte, war etwas kleiner als das Seinige; aber die Möbel desselben waren etwas neuer und sauberer: auf dem Fenster stand eine kleine Krystallvase mit Blumen und in der Ecke ein eisernes Bett.

„Sieh! wie liebenswürdig Ssolomin ist!“ rief Marianne; „aber wir dürfen uns nicht verwöhnen lassen: solche Wohnungen werden wir nicht oft finden. — Weißt Du was ich denke? Es wäre gut, wenn wir eine Stelle finden könnten, wo wir uns nicht zu trennen brauchten! — Das wird sich aber schwerlich finden,“ fügte sie nach einer kleinen Weile hinzu. — „Nun, wir überlegen das noch. — Du kehrst ja nicht mehr nach Petersburg zurück, nicht wahr?“

„Was sollte ich in Petersburg machen? — Die Universität besuchen und Stunden geben? Das führt zu Nichts.“

„Wir wollen hören, was Ssolomin sagt“ — fuhr Marianne fort: „er wird am Besten entscheiden, wie und was wir zu thun haben.“

Sie kehrten in das erste Zimmer zurück und setzten sich wieder neben einander. Sie priesen Ssolomin, Tatjana und Paul und erwähnten auch der Sipjägin's, und wie ihr früheres Leben ihnen plötzlich so fern gerückt und wie in Nebel gehüllt war; hierauf drückten sie einander wieder die Hände, wechselten frohe Blicke und unterhielten sich darüber, in welche Schichten des Volkes sie einzudringen suchen müßten, und wie sie sich zu verhalten hätten, damit sie kein Mißtrauen erweckten.

Neshdanow meinte, je weniger sie daran dächten und je einfacher sie sich hielten, desto besser würde es sein.

„Freilich!“ — rief Marianne — „wir wollen uns ja vergemeinleuten, wie Tatjana sagt.“

„Ich habe es nicht in diesem Sinne gemeint“, fing Neshdanow an — „Ich wollte sagen, daß wir uns keinen Zwang auferlegen sollen . . .“

Marianne lachte auf.

„Mir fiel ein, wie sie uns Beide vergemeinleutet nannte!“

Neshdanow lachte gleichfalls, wiederholte das Wort „vergemeinleutet“ . . . und verfiel dann in Sinnen.

Auch Marianne wurde nachdenklich.

„Aljosha!“ sagte sie.

„Wie?“

„Mir scheint, daß wir uns Beide etwas unbehaglich fühlen. — So müssen Neuvermählte — de jeunes mariés — fügte sie erklärend hinzu — am ersten Tage ihrer Hochzeitsreise empfinden. — Sie sind glücklich — ihnen ist sehr wohl — und sie fühlen sich doch etwas unbehaglich.“

Neshdanow lächelte gezwungen.

„Du weißt sehr gut, Marianne, daß wir keine Neuvermählte in jenem Sinne sind.“

Marianne erhob sich von ihrem Platze und stellte sich gerade vor ihn hin.

„Das hängt von Dir ab.“

„Wie das?“

„Aljosha, wenn Du mir als ehrlicher Mann sagst — und ich glaube Dir, denn Du bist wirklich ein ehrlicher Mann — wenn Du mir also sagst, daß Du mich liebst mit jener Liebe . . . nun, mit jener Liebe, die ein Recht auf das Leben des Anderen giebt — wenn Du mir das sagst, bin ich Dein.“

Neshdanow erröthete und wandte sich etwas ab.

„Wenn ich Dir das sagen werde . . .“

„Ja dann! Aber Du siehst ja selbst, Du sagst es mir jetzt nicht . . . ah ja! Du bist in der That ein ehrlicher Mensch! — Nun, und jetzt wollen wir von ernsteren Dingen sprechen.“

„Aber ich liebe Dich ja, Marianne!“

„Ich zweifle nicht daran . . . ich werde warten. Warte, ich habe Deinen Schreibtisch noch nicht ganz in Ordnung gebracht. Hier ist Etwas eingewickelt — etwas Hartes . . .“

Neshdanow erhob sich hastig von seinem Stuhl . . .

„Lasse das, Marianne . . . das ist . . . ich bitte, rühre das nicht an.“

Marianne sah sich über die Schulter nach ihm um und zog die Augenbrauen verwundert in die Höhe.

„Ist das . . . ein Geheimniß? . . . Du hast ein Geheimniß vor mir?“

„Ja . . . ja,“ sagte Neshdanow, und fügte als Erklärung hinzu: „es ist ein Portrait.“

Das Wort war ihm unwillkürlich entschlüpft. In dem Papiere, das Marianne in der Hand hielt, war in der That ihr Portrait eingeschlagen, das er von Markelow erhalten.

„Ein Portrait?“ sprach Marianne gedehnt . . . . ein weibliches?“

Sie reichte ihm das Päckchen hin; er griff in einer so ungeschickten Weise nach demselben, daß es ihm fast aus der Hand geglitten wäre und aufging.

„Aber . . . das ist ja mein Portrait!“ rief Marianne lebhaft aus . . . „Nun, mein eigenes Portrait habe ich das Recht zu nehmen.“ Sie nahm es aus Neshdanow's Hand.

„Hast . . . Du das gezeichnet?“

„Nein . . . nicht ich.“

„Wer denn? . . . Markelow?“

„Du hast es errathen . . . Markelow.“

„Wie kommt es denn in Deine Hände?“

„Er hat es mir geschenkt.“

„Wann?“

Neshdanow erzählte, wann und wie er es erhalten. Während er sprach, sah Marianne bald ihn und bald das Portrait an . . . und Beiden blitzte derselbe Gedanke durch den Kopf: „Wenn er hier im Zimmer wäre, er hätte das Recht zu fordern“ . . . Aber weder Neshdanow noch Marianne liehen diesem Gedanken Worte . . . vielleicht weil Beide fühlten, daß sie dasselbe dachten.

Marianne wickelte das Portrait leise wieder ein und that es auf den Tisch.

„Guter Mensch!“ flüsterte sie, „wo mag er jetzt doch sein!“

„Wo sollte er anders sein — als zu Hause . . . auf seinem Gute. Ich will morgen oder übermorgen nach Büchern oder Brochüren zu ihm gehen. Er wollte mir welche mitgeben — hat es bei meiner Abfahrt aber vergessen.“

„Bist Du der Meinung, Aljosha, daß er, als er Dir dieses Portrait gab, Allem entsagte ... durchaus Allem?"

„Mir schien es so."

„Und Du hoffst ihn zu Hause zu treffen?"

„Gewiß."

„Ah!" — Marianne schlug die Augen nieder und ließ die Hände sinken. — „Hier bringt uns Tatjana unser Mittagsessen!" — rief sie auf einmal — „o welch ein prächtiges Weib!"

Tatjana erschien mit den Gedecken, den Servietten und dem Essen. Während sie den Tisch deckte, erzählte sie, was auf der Fabrik vorging.

„Der Herr ist mit der Eisenbahn aus Moskau gekommen und läuft wie ein Besessener durch alle Stockwerke; er versteht durchaus gar Nichts — und thut Alles nur zum Scheine. — Wassili Fedotitsch aber geht mit ihm um wie mit einem kleinen Kinde. — Der Herr wollte etwas Widersinniges einführen — da hat ihn aber Wassili Fedotitsch sofort abgetrumpft: „ich werfe sogleich Alles hin" sagte er. — Da ist Jener gleich wieder windelweich geworden. — Jetzt speisen sie zusammen. Der Herr hat seinen Compagnon mitgebracht ... der wundert sich nur über Alles. Er muß aber wohl ein reicher Mann sein, dieser Compagnon, denn er schweigt meistens und schüttelt nur immer den Kopf. Selbst ist er dick ... dick! — Ein Moskauer Geldfürst. Nicht umsonst ist das Sprichwort: Rußland ist der Berg und Moskau das Thal, in welches Alles hineinfließt!"

„Wie Sie auf Alles merken!" rief Marianne.

„Ja, ich gebe auf Alles Acht," entgegnete Tatjana. — „So, jetzt ist Ihr Mittagsessen fertig. Lassen Sie es sich gut schmecken. Ich sitze unterdessen ein Weilchen hier und sehe Ihnen zu."

Marianne und Neshdanow fingen an zu essen; Tatjana aber setzte sich auf das Fensterbrett und stützte den Kopf in die Hand.

„Wenn ich Euch so ansehe," wiederholte sie, „wie seid Ihr doch Beide noch so jung und schmächtig! ... Es ist so angenehm Euch anzusehen, daß es ordentlich wehmüthig wird! Ach! Ihr meine Täubchen! Die Last, die Ihr auf Euch nehmt, geht über Eure Kräfte! Solche wie Ihr seid — bringt die kaiserliche Polizei gern in Sicherheit!"

„Laß das gut sein, Tatjana, schrecke uns nicht ab," be-

merkte Neshdanow. „Kennt Ihr das Sprüchwort: Bist Du ein Pfefferling, so krieche in den Korb!“

„Ich kenne es, ja! Aber die Körbe sind jetzt so eng geworden, daß man nicht mehr aus ihnen heraus kommt!...“

„Haben Sie Kinder!“ fragte Marianne, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken,

„Ja wohl, ein Söhnchen! Er geht schon in die Schule. Ich hatte auch eine Tochter — aber das herzige Kind starb! Sie ist verunglückt: sie kam unter das Rad. Und wäre sie gleich todt gewesrn! — aber sie hat sich lange gequält. Seitdem bin ich wehleidig geworden; früher — war ich baumstark!“

„Nun und Ihr Paul Jegorowitsch? — Haben Sie denn den nicht geliebt?“

„Ah! — das ist eine ganz andere Geschichte; das ist Mädchensache! Sie zum Beispiel lieben den Ihrigen doch auch, oder nicht„“

„Ja, ich liebe ihn.“

„Sie lieben ihn sehr?“

„Sehr.“

„Wirklich . . .“ Tatjana sah auf Marianne und Neshdanow — und fügte Nichts mehr hinzu.

Marianne sah sich noch einmal genöthigt, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Sie theilte Tatjana mit, daß sie das Rauchen ganz aufgegeben habe, und wurde dafür gelobt. — Hierauf wiederholte Marianne ihre Bitte in Bezug auf ihre Kleidung und erinnerte sie an das Versprechen, ihr das Kochen lehren zu wollen.

„Noch eins, Tatjana — könnten Sie mir nicht grobes ungeblichenes Garn verschaffen; ich möchte Strümpfe stricken, — ganz einfache.“

Tatjana versprach Alles ordentlich zu besorgen, räumte den Tisch ab und ging ruhigen, festen Schrittes zum Zimmer hinaus.

„Was werden wir jetzt machen?“ sagte Marianne zu Neshdanow. — „Weihen wir den heutigen Abend der Literatur! Unsere Arbeit fängt ja erst morgen an. — Wollen wir Deine Gedichte lesen? Ich werde ein strenger Richter sein!“

Neshdanow wollte anfangs nicht einwilligen; er gab endlich nach und fing an ihr aus dem Heftchen vorzulesen. Marianne setzte sich in seine Nähe und sah ihm ins Gesicht, während er las. — Sie hatte die Wahrheit gesagt: sie erwies sich in der That als ein strenger Richter. Es gefielen ihr nur wenige Gedichte. Sie zog die kurzen,

rein lyrischen Gedichte den andern — wie sie sich ausdrückte — mit einer moralischen Nutzanwendung, vor. Neshdanow las auch nicht ganz gut; er konnte sich nicht entschließen zu deklamiren — und wollte doch auch nicht in einen trockenen Ton verfallen; es kam also nicht das Eine, nicht das Andere dabei heraus.

Marianne unterbrach ihn plötzlich mit der Frage, ob er das wunderbare Gedicht von Dobroljubow kenne, das so anfing: „Ich sterbe, sei's, ich klage nicht . . .“ und declamirte es ihm gleich, aber auch nicht gut — nach Kinderart, vor.

Neshdanow bemerkte, daß es unendlich traurig und bitter sei; daß er, Neshdanow, solch ein Gedicht schon deshalb nicht hätte schreiben können, weil er nicht zu fürchten habe, daß auf seinem Grabe Thränen fließen... das würde ohnehin nicht der Fall sein.“

„Ah doch! wenn ich Dich überlebe“ — sprach sie zögernd. Marianne schlug die Augen auf, schwieg eine Weile und sagte dann halblaut, wie zu sich selbst:

„Wie hat er denn mein Portrait gezeichnet? Aus dem Gedächtniß?“

Neshdanow wandte sich rasch nach ihr um . . .

„Ja, aus dem Gedächtniß.“

Marianne wunderte sich, daß er ihr antwortete. Ihr schien, als hätte sie die Frage nur gedacht.

„Das ist wunderbar . .“ fuhr sie in demselben Tone fort. „Er hat ja gar kein Talent zum Zeichnen. — Was ich sagen wollte . . .“ setzte sie laut hinzu: „Man muß solche Gedichte schreiben wie Puschkin, oder solche wie Dobroljubow: das ist nicht Poesie . . . aber Etwas, was nicht weniger hoch steht.

„Aber solche, wie die Meinigen,“ fragte Neshdanow, „die sollte man gar nicht schreiben? — Nicht wahr?“

„Solche Gedichte, wie die Deinigen, gefallen den Freunden, nicht, weil sie sehr gut sind — sondern weil Du ein guter Mensch bist — und sie Dir ähnlich sind.“

Neshdanow lächelte.

„Du hast sie zu Grabe getragen — nun auch mich dazu!“

Marianne gab ihm einen leichten Schlag auf die Hand und nannte ihn einen bösen Menschen . . . Sie erklärte bald darauf, daß sie müde sei . . . und schlafen gehen wolle.

„Weißt Du auch . . .“ fügte sie, ihre kurzen, aber dichten Haare zurückwerfend, hinzu — „daß ich 137 Rubel habe? Und Du?“

„98.“

„Ah, da sind wir ja reich . . . für „Gemeinleutete . . .“ Also . . . auf Morgen!“

Sie ging; einige Augenblicke darauf öffnete sich ihre Thür noch einmal ein ganz klein wenig und durch die enge Spalte hörte man noch einmal: „Gute Nacht!“ und dann noch leiser: „Gute Nacht!“ — Und der Schlüssel wurde im Schlosse umgedreht.

Neshdanow ließ sich auf das Sopha nieder und bedeckte die Augen mit der Hand . . . Dann stand er hastig auf, trat an die Thür und klopfte an.

„Was willst Du“ fragte Marianne hinter derselben.

„Marianne — nicht auf morgen . . . sondern — Morgen!“

„Morgen!“ antwortete eine leise Stimme.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Am anderen Morgen früh klopfte Neshdanow wieder an Mariannens Thür.

„Das bin ich,“ antwortete er auf ihre Frage, wer da sei? — „Kannst Du zu mir herauskommen?“

„Warte — gleich.“

Sie trat heraus — und es entschlüpfte ihr ein „Ach“ des Erstaunens. Im ersten Augenblicke erkannte sie Neshdanow gar nicht. Er trug einen abgetragenen Kaftan von gelbem Nanking, mit winzig kleinen Knöpfen und kurzer Taille; die Haare waren auf russische Art gekämmt, in der Hand hielt er eine Mütze mit geknicktem Schirm; an den Füßen hatte er große, ungereinigte Stiefel aus gegerbtem Leder.

„Herr Gott!“ rief Marianne; „wie bist Du häßlich!“ umarmte ihn aber rasch dabei — und küßte ihn — „Warum hast Du Dich denn aber so gekleidet? Du siehst ja aus wie ein verkommener, städtischer Bürger . . . oder wie ein Kleinhändler . . . Warum dieser Rock und kein Kaftan oder kein Bauerkittel?“

„Das ist es eben“ — sagte Neshdanow, der wirklich wie ein städtischer Fischhändler oder Viehhändler aussah, und das auch selbst fühlte und darüber ärgerlich und verlegen war; — er war so verlegen, daß er fortwährend mit beiden Händen und ausgespreizten Fingern sich an der Brust herum fuhr, als rupfe er sich . . . — „in einem

Bauerkittel würde man mich gleich erkannt haben, wie Paul sagt — aber in dieser Kleidung soll ich aussehen, als hätte ich nie eine andere getragen! Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich — muß ich in Parenthese hinzufügen."

„Willst Du denn gleich gehen . . . und anfangen?" fragte Marianne lebhaft.

„Ja, ich will versuchen, obgleich . . . eigentlich . . ."

„Du Glücklicher!" unterbrach ihn Marianne.

„Dieser Paul ist etwas ganz Wunderbares," fuhr Neshdanow fort: „Alles weiß er und sieht Dir mit seinen durchdringenden Augen bis in die tiefste Seele hinein. Und dann macht er auf einmal wieder ein Gesicht, als sei er gar nicht dabei betheiligt, und als mische er sich gar nicht hinein! — Er ist der dienstfertigste Mensch und spöttelt doch dabei. — Er hat mir Bücher von Markelow gebracht; er kennt ihn und lobt Sergei Michailowitsch sehr. Für Ssolomin aber geht er durch Feuer und Wasser!"

„Tatjana gleichfalls," sagte Marianne. „Wie kommt es doch, daß ihm die Leute so ergeben sind?"

Neshdanow antwortete nicht.

„Was für Bücher hat Dir Paul gebracht?" fragte Marianne.

„Die . . . gewöhnlichen Bücher — „die Geschichte von den vier Brüdern" und die anderen . . . bekannten. Diese sind übrigens besser."

Marianne sah sich traurig um.

„Wo bleibt denn Tatjana? Sie versprach mir früh zu kommen . . ."

„Und hier ist sie auch schon," antwortete Tatjana, die soeben mit einem Bündelchen in der Hand in's Zimmer trat. — Sie hatte hinter der Thür gestanden und den Ausruf Mariannens gehört. — „Sie werden noch alle Zeit haben die Sachen zu sehen."

„Haben Sie sie gebracht?" fragte Marianne und stürzte auf sie zu.

Tatjana schlug mit der Hand auf das Bündel.

„Hier ist Alles — ganz vollständig. — Sie müssen Alles nur noch anversuchen und dann können Sie gehen — und das Volk in Verwunderung setzen!"

„Ah kommen Sie, kommen Sie, Tatjana, meine Liebe!"

Marianne zog sie mit sich fort, in ihr Zimmer.

Als Neshdanow allein blieb, ging er ein paar Mal

mit einem besonderen, schleppenden Gange durch's Zimmer... (Er dachte, er wußte selbst nicht weshalb, daß die Bürger so gehen.) er roch leise an seinem eigenen Aermel, an der inneren Seite seiner Mütze — und runzelte die Stirn; er betrachtete sich in einem kleinen Spiegel, der beim Fenster an der Wand hing, und schüttelte den Kopf: er sah gar zu gemein aus! — („Uebrigens," dachte er, „desto besser!") Hierauf zog er einige Brochüren hervor, schob sie in die Tasche — und sprach halblaut einige Worte, indem er die Volkssprache nachzuahmen suchte. „Ich glaube, es wird gut so sein," dachte er. — „Wozu dieses Theaterspiel? Für mich spricht schon meine Kleidung." Hier gedachte Neshdanow eines verschickten Deutschen, der bei seiner Flucht durch ganz Rußland mußte — und nicht einmal gut russisch sprach. Dank indessen einer Kaufmannsmütze, die mit Katzenfell verbrämt war und die er in irgend einer Kreisstadt gekauft hatte — wurde er überall für einen Kaufmann gehalten und entkam glücklich über die Gränze.

In diesem Augenblicke trat Ssolomin herein.

„Aha! — hast Du Dich bereits equipirt! — Verzeih', Bruder — aber in diesem Aufzuge kann ich Dir nicht „Sie" sagen.

„Bitte, thue mir den Gefallen! . . . Ich habe Dich schon lange darum bitten wollen."

„Aber es ist doch noch sehr früh; oder willst Du Dich nur erst etwas eingewöhnen? — Dann thut es Nichts. Du solltest aber doch lieber noch warten: der Fabrikherr ist noch nicht fort. Er schläft."

„Gut, ich werde später ausgehen," sagte Neshdanow. „Ich will nur Etwas in der Umgegend umhergehen, bis wir eine Bestimmung erhalten."

„So ist es recht! Vergiß aber nicht, Alexei; ich nenne Dich doch richtig?

„Ja, Alexei, oder wenn Du willst Lexei, wie das Volk spricht —" sagte Neshdanow lachend.

„Nein. Keine Uebertreibung. Höre; richtige Abmachung giebt keinen Streit. — Ich sehe, Du hast Bücher bei Dir? — Theile sie aus, wann Du willst — nur nicht in der Fabrik. Durchaus nicht,"

„Warum nicht?"

„Erstens, weil es für Dich selbst gefährlich wäre; zweitens habe ich mich dem Fabrikherrn verbürgt, daß das hier nicht geschehen wird: die Fabrik ist ja sein; drittens, haben wir hier kleine Anfänge, eine Schule und so etwas

. . . Nun — das könntest Du Alles leicht verderben. Handele auf Deine eigene Verantwortung, wie Du willst — ich hindere Dich nicht; meine Fabrikleute rühre Du mir aber nicht an."

„Vorsicht schadet niemals ... wie?" sagte Neshdanow mit beißendem Spotte.

Ssolomin löchelte mit seinem breiten Lächeln.

„Ganz richtig, Bruder Alexei. Das schadet niemals. — Aber was sehe ich? wo sind wir?"

Diese letzten Worte bezogen sich auf Mariannen, welche in einem bunten, verwaschenen Kattunkleide mit einem gelben Halstuche und rothem Kopftuche auf der Schwelle ihres Zimmers erschien.

Tatjana blickte hinter ihr hervor und freute sich gutmüthig.

Marianne erschien in ihrem einfachen Anzuge frischer und jünger: er kleidete sie viel besser als Neshdanow sein langschößiger Rock kleidete.

„Ich bitte Sie, Wassili Fedotitsch, lachen Sie mich nicht aus!" bat Marianne und erröthete wie eine Mohnblume.

„Ist das ein Pärchen!" rief Tatjana und klatschte in die Hände. „Aber Du junger Bursche, nimm's mir nicht übel, Du kommst neben diesem jungen Bauernweibe nicht auf — wie gut Du auch aussehen magst!"

„Sie ist aber auch wirklich ganz allerliebst!" dachte Neshdanow bei sich. „Ach, wie liebe ich sie!"

„Und sieh! wir haben Ringe getauscht. Sie hat mir ihren goldenen Ring gegeben, und hat mir meinen silbernen dagegen genommen."

„Einfache Bauermädchen tragen keine goldenen Ringe," sagte Marianne.

Tatjana seufzte.

„Ich werde Ihnen den Ring aufbewahren, mein Täubchen, fürchten Sie Nichts."

„Nun, setzt Euch, setzt Euch Beide," fing Ssolomin an, der die ganze Zeit mit etwas gesenktem Kopfe Mariannen betrachtet hatte. — „In früheren Zeiten, wißt Ihr noch, setzte man sich immer noch einmal zusammen nieder, ehe man sich auf Reisen begab. Euch Beiden aber steht ein weiter und langer Weg bevor."

Marianne setzte sich mit immer noch gerötheten Wangen hin; ihr folgte Neshdanow; Ssolomin that ein Gleiches . . . und endlich setzte sich auch Tatjana auf einen aufrecht stehenden großen Holzklotz.

Ssolomin sah sie Alle der Reihe nach an, sagte dann: „Treten wir jetzt etwas bei Seite, um zu sehen, wie wir uns hier ausnehmen,“ und brach in Lachen aus; aber in einer so gutmüthigen Weise, daß es Niemand kränkte und Allen angenehm zu Muthe war.

Neshdanow aber stand plötzlich auf.

„Ich gehe jetzt“, sagte er, „jetzt gleich. Das ist Alles sehr schön, erinnert aber an ein Vaudeville mit Verkleidungen. — Sei ruhig“, wandte er sich an Ssolomin, „ich werde Deine Fabrikleute nicht anrühren. Ich werde mich hier in der Umgegend herumtreiben, dann zurückkommen — und Dir, Marianne, alle meine Erlebnisse erzählen, vorausgesetzt, daß ich Dir Etwas zu erzählen haben werde. Gieb mir Deine Hand und wünsche mir Glück!“

„Sie sollten doch erst Thee trinken“, bemerkte Tatjana.

„Nein, was soll jetzt das Theetrinken! Wenn es nöthig ist, gehe ich in ein Wirthshaus oder einfach in die Schenke.“

Tatjana schüttelte den Kopf.

„Es giebt jetzt so viele Wirthshäuser am Wege, wie Flöhe in einem Schaafspelze. Es sind Alles große Dörfer .... da ist zum Beispiel Balmassowo ....“

„Adieu, ... auf Wiedersehen .... lasst es Euch wohl sein!“ verbesserte sich Neshdanow, in seine neue Rolle eingehend. Er hatte sich aber noch nicht der Thür genähert, als Paul aus dem Korridor hervorsprang und ihm einen langen, dünnen, von oben bis unten schraubenförmig gedrechselten Stab einhändigte, indem er sagte:

„Nehmen Sie das, Alexei Dmitriewitsch, stützen Sie sich darauf und, je weiter Sie mit dem Stock ausholen werden, desto angenehmer wird er sein.“

Neshdanow nahm schweigend den Stab und entfernte sich; Paul folgte ihm. — Tatjana wollte ebenfalls gehen, Marianne aber erhob sich und hielt sie auf.

„Warten Sie, Tatjana, ich habe Sie nöthig.“

„Ich komme gleich wieder — und mit der Theemaschine. Ihr Gefährte ist ohne Thee fortgegangen — es pressirte ihm schon allzusehr ... warum sollten Sie sich auch kasteien? — Später — werden Sie klarer sehen.“

Tatjana ging hinaus. Ssolomin erhob sich gleichfalls. Marianne stand mit dem Rücken zu ihm. Als er sehr lange Zeit kein einziges Wort sprach, drehte sie sich um und gewahrte auf seinem Gesichte, in seinen, auf sie gerichteten Augen einen Ausdruck, den sie noch niemals an ihm bemerkt hatte; es war ein fragender, unruhiger, beinahe neugieriger Ausdruck. — Sie wurde verlegen und

erröthete wieder. Es schien Ssolomin nicht angenehm zu sein, daß sie in seinen Augen gelesen, und er sprach lauter als gewöhnlich:

„So, Marianne, jetzt — haben Sie also angefangen."

„Was ist das für ein Anfang, Wassili Fedotitsch! — Ist das ein Anfang? Mir ist dabei auch einmal sehr unbehaglich zu Muthe geworden. Alexei hat wahr gesprochen, es ist, als spielten wir Komödie."

Ssolomin setzte sich wieder hin.

„Aber, erlauben Sie, Marianne, wie stellen Sie sich denn den „Anfang" vor. — Sie können doch nicht Barrikaden bauen, eine Fahne auf dieselbe pflanzen und: „Hurrah! — für die Republik!" rufen! — das ist nicht Frauensache. — Aber lehren Sie zum Beispiel heute irgend einer Lukeria etwas Gutes, und das wird Ihnen nicht leicht werden, denn diese Lukeria begreift sehr schwer und fürchtet Sie — und bildet sich obendrein noch ein, daß sie das gar nicht nöthig hat, was sie ihr lehren wollen; — zwei oder drei Wochen später quälen Sie sich mit einer andern Lukeria ab; unterdessen — waschen Sie hier mein Kindchen rein, lehren Sie einem Andern die Buchstaben, oder reichen Sie einem Kranken Medicin . . . und da haben Sie einen Anfang."

„Das thun ja aber die barmherzigen Schwestern, Wassili Fedotitsch! — Wozu wäre denn . . . das Alles?" Sie zeigte mit einer unbestimmten Handbewegung auf sich selbst. „Ich habe von Anderem geträumt."

„Sie möchten sich aufopfern."

„Nun . . . ja . . . ja!"

„Und Neshdanow?"

Marianne zuckte die Achseln.

„Neshdanow? . . . Wir werden zusammen gehen . . . oder ich gehe auch allein."

Ssolomin sah Marianne unverwandt an.

„Wissen Sie, Marianne . . . verzeihen Sie das Unschickliche des Ausdrucks . . . . allein meiner Ansicht nach ist es Aufopferung einem krätzigen Knaben das Haar auszukämmen, und zwar eine große Selbstverleugnung, zu welcher nicht Viele fähig sind."

„Ich weiß das auch gar nicht von mir, Wassili Fedotitsch."

„Das weiß ich! Ja — Sie sind dessen fähig. — Und thun Sie — einstweilen das; — später . . . findet sich das Andere schon."

„Das muß ich aber erst von Tatjana lernen."

„Sehr gut . . . lernen Sie. — Fangen Sie damit an Kochtöpfe zu reinigen, Hühner zu rupfen . . . . und später — ist es Ihnen vielleicht beschieden, das Vaterland zu retten!“

„Sie machen sich über mich lustig, Wassili Fedotitsch!“

Ssolomin schüttelte langsam den Kopf.

„Ah, meine liebe Marianne, ich lache Sie nicht aus! glauben Sie mir: meine Worte enthalten — die einfache Wahrheit. Ihr russischen Frauen seid schon jetzt praktischer und stehet höher, als wir Männer.“

Marianne erhob ihren gesenkten Blick.

„Ich möchte Ihre Erwartungen rechtfertigen, Ssolomin . . . . und dann — bin ich bereit zu sterben!“

Ssolomin stand auf.

„Nein . . . . leben Sie, leben Sie! — das ist die Hauptsache. — Aber . . . wünschen Sie nicht zu wissen, was nach Ihrer Flucht in Ihrem Hause vorgeht? — Ob man nicht Maßregeln trifft? Ich brauche dem Paul nur ein Wort zu sagen und er — giebt mir sofort Bescheid.“

Marianne verwunderte sich.

„Was haben Sie da für einen ungewöhnlichen Menschen!“

„Ja, es ist eigentlich wunderbar. Und wenn es nöthig sein wird, daß Sie sich mit Alexei verheirathen, so wird wiederum Paul die Sache mit jenem Sossim bewerkstelligen . . . . Erinnern Sie sich, ich habe Ihnen von einem Priester dieses Namens gesprochen . . . . Einstweilen . . . ist das . . . aber noch nicht nöthig? Nicht wahr?“

„Nein.“

„Also!“ — Ssolomin trat zur Thür, welche die Stuben Neshdanow's und Mariannens trennte — und bückte sich zu dem Schlosse herab.

„Was machen Sie da?“ fragte Marianne.

„Ich sehe nach, ob das Schloß gut schließt.“

„Es ist in Ordnung“, flüsterte Marianne.

Ssolomin wandte sich zu ihr. Sie hob die Augen nicht auf.

„Es ist also nicht nöthig auszukundschaften, was Sipjägin's vorhaben?“ fragte Ssolomin vergnügt. „Nicht?“

Ssolomin wollte sich entfernen.

„Wassili Fedotitsch . . . .“

„Was befehlen Sie?“

„Sagen Sie mir, ich bitte, wie das kommt, daß Sie mit mir gesprächig sind, während Sie sonst immer so schweigsam sind?“

„Warum?" — Ssolomin nahm ihre beiden, kleinen, weichen Hände in seine großen, harten. „Warum? Wahrscheinlich doch wohl, weil ich Sie sehr lieb habe. — Leben Sie wohl!"

Er ging hinaus .... Marianne stand und sah ihm nach und vertiefte sich in Gedanken. Dann begab sie sich zu Tatjana, die noch nicht Zeit gehabt hatte, ihr die Theemaschine zu bringen, — trank bei ihr den Thee, half ihr das Kochgeschirr aufwaschen, Hühner rupfen — und kämmte sogar einem Knaben seinen grindigen Kopf.

Um die Mittagszeit kehrte sie in ihre Wohnung zurück ... wo Neshdanow nicht lange mehr auf sich warten ließ.

Er kehrte erschöpft und bestaubt zurück und sank auf das Sopha nieder. Sie setzte sich sogleich zu ihm:

„Nun? Nun? — Erzähle!"

„Kennst Du den Vers?" begann er mit matter Stimme:

„Es wäre dies wohl herzlich komisch —
Wenn es nicht gar so traurig wär!" —

„Erinnerst Du Dich?"

„Freilich erinnere ich mich dessen."

„Nun, diese selben Worte sind vortrefflich auf diesen, meinen ersten Ausgang anzuwenden. Doch nein! Es war entschieden mehr komisch als traurig. Erstens habe ich mich davon überzeugt, daß Nichts leichter ist, als meine Rolle zu spielen; es ist Niemand eingefallen einen Verdacht zu hegen. — Eins aber hatte ich nicht überlegt: man muß im Voraus eine Geschichte erfinden ... sonst fragt man: woher? weshalb? — und man hat keine Antwort in Bereitschaft. Uebrigens ist auch kaum das nöthig. Hat man nur in der Schenke ein Gläschen Schnaps geboten — so kann man lügen so viel man will."

„Und Du .... hast gelogen?" fragte Marianne.

„Ich habe gelogen .... so gut ich es verstand. — Zweitens: Alle, aber auch Alle, mit denen ich gesprochen .... sind unzufrieden; aber Niemand verlangt auch nur zu wissen, wie dieser Unzufriedenheit abzuhelfen wäre! — Aber, für die eigentliche Propaganda habe ich mich als schwach erwiesen. Zwei Brochüren habe ich heimlich in einem Zimmer zurückgelassen — eine steckte ich in einen Bauerwagen .... was aus ihnen werden wird, weiß Gott allein! Vier Personen habe ich die Brochüren angeboten. Einer fragte: Ist das ein Gebetbuch? — und nahm es dann nicht; ein Anderer sagte, daß er nicht zu lesen verstände — und nahm sie für seine Kinder — weil

der Umschlag ein Bild enthält; der Dritte brummte mir anfangs immer Beifall zu und sagte: „recht! recht!" . . . dann überhäufte er mich, sehr unerwarteter Weise, mit Schimpfreden. Der Vierte nahm die Brochüre, endlich — und dankte mir sehr — schien mir aber nicht ein Wort von dem zu verstehen, was ich sagte. Außerdem hat mich ein Hund in's Bein gebissen; — ein altes Weib drohte mir an der Schwelle ihrer Hütte mit der Ofengabel und sagte: „Ah! Du Elender! Moskauer Taugenichts Du! — Ihr kommt doch immer wieder! — Und ein verabschiedeter Soldat schrie mir immer nach: Warte nur, warte! mein Lieber! Du sollst die Patronen schon riechen!" Und es war mein eigenes Geld, wofür er sich betrunken!"

„Und weiter?"

„Und noch . . . Ich habe mir meinen Fuß wundgerieben, der eine Stiefel ist schrecklich weit. Jetzt bin ich aber hungrig — und mein Kopf schmerzt mir vom Branntwein."

„Hast Du denn viel getrunken?"

„Nein, nicht viel, nur um mit Beispiel voran zu gehen. Ich kann aber dieses scheußliche Zeug — den Branntwein — gar nicht vertragen. Es ist mir unbegreiflich, wie unser Volk diesen Branntwein trinken kann! Wenn man diesen Branntwein trinken muß, um sich zu „vergemeinleuten" — so danke ich ergebenst!"

„Es hat also wirklich Niemand Verdacht geschöpft?"

„Nein. Ein blasser, dicker Schenkwirth mit weißen Augen war der Einzige, dem ich verdächtig erschien. Ich hörte ihn zu seiner Frau sagen: „Lasse diesen Rothhaarigen . . . den Schielenden, (Ich wußte bis jetzt nicht, daß ich schiele) . . . nicht aus den Augen. Das ist ein Taschendieb. Sieh', wie dick er trinkt! Was in diesem Falle „dick" heißt — habe ich nicht verstanden; aber es wird wohl kaum eine Lobeserhebung sein. Es wird wohl Etwas in der Art des Gogol'schen „Moveton" sein — weißt Du noch, im „Revisor." — Vielleicht war es, weil ich mich bemühte, den Branntwein heimlich unter den Tisch zu gießen. Oh, es ist für den Aesthetiker ein schweres Ding, mit dem wirklichen Leben in Berührung zu kommen!"

„Ein zweites Mal wird erfolgreicher sein", tröstete ihn Marianne, „ich bin froh, daß Du Deinen ersten Versuch vom humoristischen Standpunkte aus betrachtest . . . Du hast Dich eigentlich doch nicht gelangweilt?"

„Nein, ich habe mich nicht gelangweilt, ich habe mich sogar amüsirt. — Aber ich weiß, daß ich jetzt über das

Alles nachdenken werde — und daß es mich anwidern und mich traurig machen wird."

„Nein! nein! Ich werde Dich gar nicht dazu kommen lassen — ich werde Dir erzählen, was ich gemacht habe. Gleich wird uns das Mittagessen gebracht werden. Wisse, daß ich die Kochtöpfe ausgezeichnet gut gewaschen habe, in denen Tatjana die Kohlsuppe gekocht. Ich werde Dir Alles, Alles erzählen, bei jedem Stücke, das Du in den Mund steckst."

Und so that sie es auch. Neshdanow hörte ihrer Erzählung zu und sah sie unverwandt an, so daß sie mehrmals inne hielt, um ihm Zeit zu geben, auszusprechen, warum er sie so aufmerksam betrachtete. . . . . Allein er schwieg.

Nach dem Mittagessen schlug sie vor, ihm aus Spielhagen vorzulesen. Sie hatte aber kaum die erste Seite herunter gelesen, als er sich stürmisch erhob, zu ihr herantrat und sich zu ihren Füßen niederwarf. Sie stand auf. Er umfaßte ihre Kniee und machte seinem Herzen in einem Sturme leidenschaftlicher, unzusammenhängender, verzweifelter Worte Luft! „Er wollte sterben, er wisse, daß er bald sterben würde . . . ." — Sie regte sich nicht, widersetzte sich nicht, fügte sich ruhig seinen ungestümen Umarmungen und blickte sogar ruhig und freundlich auf ihn herab. Sie legte beide Hände auf seinen Kopf, den er in den Falten ihres Kleides verbarg. — Allein, gerade diese Ruhe wirkte mächtiger auf ihn, als wenn sie ihn zurückgestoßen hätte. Er stand auf und sagte:

„Vergieb mir, Marianne, was heute und was gestern geschehen ist; wiederhole mir noch einmal, daß Du bereit bist zu warten, bis ich Deiner Liebe werth bin und — vergieb mir."

„Ich habe Dir mein Wort gegeben; — ich verstehe es nicht, meine Meinung zu ändern."

„Ich danke Dir. Lebewohl."

Neshdanow ging hinaus; — Marianne schloß sich in ihr Zimmer ein.

Dreißigstes Capitel.

Zwei Wochen später schrieb Neshdanow in dieser selben Wohnung, über den kleinen, dreibeinigen Schreibtisch gebeugt, beim Scheine eines dünnen, trüben Talglichtes — Folgendes an seinen Freund Ssilin: — (Es war schon

weit nach Mitternacht. Auf dem Divan und auf dem Boden lagen beschmutzte, in Eile hingeworfene Kleidungsstücke, ein feiner Regen schlug unaufhörlich an die Scheiben, und ein starker, warmer Wind strich stöhnend über die Dächer hin.)

„Theurer Wladimir!

Ich schreibe Dir ohne meine Adresse anzugeben — Und dieser Brief wird sogar mit einem expressen Boten auf die entfernte Poststation gesandt; denn mein Aufenthalt hier ist — ein Geheimniß. Wenn ich dieses Geheimniß verriethe — so würde ich damit nicht nur mich allein dem Untergange weihen. — Es sei Dir genug zu erfahren, daß ich nun schon über zwei Wochen mit Mariannen hier auf einer großen Fabrik lebe."

Wir flohen aus dem Hause der Sipjägin's an demselben Tage, wo ich Dir zuletzt schrieb. Ein Freund hat uns hier aufgenommen: ich will ihn Wassili nennen. Er ist hier die Hauptperson auf der Fabrik — und ein vortrefflicher Mensch. Unser Aufenthalt hier ist nur ein zeitweiliger. Wir bleiben hier, bis es an der Zeit ist „vorzugehen;" — wenn ich indessen nach dem urtheile, was bisjetzt geschehen ist. — so wird diese Zeit vielleicht niemals kommen!

Wladimir! mir ist sehr schwer um's Herz. Ich muß Dir vor allen Dingen sagen, daß ich bis jetzt mit Marianne, obgleich wir zusammen geflohen sind — wie Bruder und Schwester leben. Sie liebt mich . . . und hat mir gesagt, daß sie mein sein wird . . . wenn ich das Recht in mir fühlen werde, das zu fordern.

Wladimir! und ich fühle, daß ich dieses Recht nicht habe. Sie glaubt an mich, an meine Ehrlichkeit — und ich werde sie nicht betrügen. Ich weiß, daß ich Niemand mehr lieben werde — (das ist nun schon ganz sicher!) als ich sie liebe. Und dennoch! Wie kann ich ihr Geschick mit dem meinigen vereinigen? Ein lebendes Wesen — mit einem Todten? — Nun, wenn auch nicht einem Todten, so doch einem halbtodten Wesen? Wo bleibt da das Gewissen? — Du wirst mir einwenden: Wäre nur die Leidenschaft heftig, — so schwiege wohl das Gewissen. — Das ist es ja eben, ich bin ein Todter, ein ehrlicher, wohlgesinnter Todter, wenn Du willst — aber doch — ein todter Mensch. — Ich bitte Dich, rufe mir nicht zu, daß ich immer übertreibe . . . Alles, was ich Dir sage — ist Wahrheit! Wahrheit! — Marianne ist eine sehr zurückhaltende Natur — und ist jetzt ganz

in ihre Thätigkeit versunken, an welche sie glaubt ... Und ich!

Doch, — lassen wir die Liebe, das persönliche Glück — und Alles das.

Seit zwei Wochen schon gehe ich in das Volk und — bei Gott! — man kann sich nichts Einfältigeres vorstellen. Die Schuld ist freilich mein — und liegt nicht etwa an der Sache selbst.

Angenommen — ich bin kein Slawophile; ich gehöre nicht zu denen, die durch die bloße Berührung mit dem Volke „gesunden"; ich drücke es nicht wie eine flanellene Leibbinde an meinen kranken Leib .... ich will selbst auf dasselbe einwirken! — aber wie? ? — wie soll das bewerkstelligt werden?

Es stellt sich heraus, daß ich, wenn ich unter dem Volke bin — und mich immer an dasselbe anschmiege, dasselbe beobachte — aber wenn ich selbst Etwas sagen soll — dann ist es ganz schlimm! Ich fühle selbst, daß ich nicht dazu tauge. Ich benehme mich wie ein schlechter Schauspieler in einer fremden Rolle. Dazu kommt dann noch meine Gewissenhaftigkeit, ein Skepticismus — und sogar ein elender, auf mich selbst gerichteter Humor — und das Alles ist keinen kupfernen Pfennig werth! Es ist widerwärtig daran zu denken — und die Lumpen anzusehen, die ich an mir trage — diese Maskerade — wie Wassili sie nennt! —

Man versichert mich, daß ich damit anfangen müsse die Volkssprache zu erlernen, ihre Sitten und Gebräuche kennen müsse .... Unsinn! Unsinn! Unsinn! — Man muß g l a u b e n an das was man sagt — dann kann man sprechen wie man will. Ich hatte einmal Gelegenheit, unter den Raskolniks, die Rede eines ihrer Propheten anzuhören. Weiß der Teufel, was der zusammen schwatzte — das war ein Gemisch der Kirchensprache, der Büchersprache, des Volksidioms — und nicht einmal des russischen, sondern des weißrussischen Volksidioms ... und er wiederholte immer und immer dasselbe — wie ein Auerhahn! Aber die Augen glänzten, die Stimme war dumpf aber fest, die Faust geballt — der ganze Mann wie aus Eisen! Die Zuhörer verstanden ihn nicht, hörten ihm aber andächtig zu und folgten ihm nach.

Wenn ich aber anfange zu sprechen, so ist es, als wenn ein Schuldiger um Vergebung bittet. — Ich könnte Raskolnik werden — wahrhaftig! Ihre Weisheit ist

nicht groß .... aber der Glaube .... wo nimmt man den Glauben her!!

Da ist Marianne — die glaubt! Vom frühen Morgen an arbeitet sie und müht sich mit Tatjana ab — hier ist ein Bauerweib dieses Namens, ein gutes und gar nicht dummes Weib — sie sagt unter Anderm, daß wir uns „vergemeinleuten" wollen, und nennt uns „Vergemeinleutete", — nun, mit diesem Weibe zusammen, müht sich Marianne den ganzen Tag ab und ruht keinen Augenblick aus, — gerade wie eine Ameise! — Sie freut sich darüber, daß ihre Hände rauh und roth geworden sind und würde, wenn es nöthig wäre, ihren Kopf sogleich auf den Block legen. —

Aber ich, wenn ich anfange, ihr von meinen Gefühlen zu sprechen .... erstens schäme ich mich .... als strecke ich die Hand nach fremdem Eigenthum aus; und zweitens: dieser Blick! .... dieser schreckliche, ergebene, widerstandslose Blick: „Nimm mich" — scheint er zu sagen .... „aber sei eingedenk!" Und wozu auch Alles das? — das heißt mit andern Worten: ziehe Deinen übelriechenden Kaftan über und gehe „in das Volk" ... und ich gehe „in das Volk" ...

Oh, wie verwünsche ich diese Nervosität, diese Feinfühligkeit diese Empfindlichkeit, diesen Ekel vor allem Unangenehmen — diese ganze Erbschaft meines aristokratischen Vaters! Welch ein Recht hatte er, mich mit Organen, die dem Kreise, in dem ich mich bewegen muß, nicht eigen sind, hinauszustoßen? Einen Vogel zu schaffen — um ihn dann in's Wasser zu stoßen. — Die Aesthetik im — Schmutze! Ein Demokrat, ein Volksfreund, dem von dem bloßem Geruch dieses abscheulichen Fusels bis zum Erbrechen übel wird!

Da sieh! wohin ich mich habe hinreißen lassen — meinen Vater zu schmähen! — Zum Democraten habe ich mich selbst gemacht; — daran ist er ja nicht schuld.

Ja, Wladimir, mir geht es schlecht. Graue, schlechte Gedanken suchen mich heim! — Aber, ist es denn möglich, wirst Du mich fragen, daß ich im Laufe dieser fünf Wochen nicht auf eine einzige erfreuliche Erscheinung, nicht auf einen einzigen lebendigen, guten, wenn auch ungebildeten Menschen gestoßen bin? — Was soll ich Dir darauf sagen? — Ich bin wohl auf etwas Aehnliches gestoßen .... es ist mir sogar ein sehr guter — ein ganz vortrefflicher, munterer Bursche begegnet; aber — wie ich mich auch drehte und wandte — er braucht mich

und meine Brochüre nicht — und damit ist Alles gesagt!

Der hiesige Fabrikarbeiter Paul — (er ist die rechte Hand Wassili's, ein sehr gescheidter, schlauer Kopf, der eine Zukunft hat) hat einen Freund unter den Bauern. Er heißt Elisar, und ist auch ein heller Kopf und eine klare, unverwirrte Seele; aber, so wie er mit mir zusammen ist — ist wie eine Wand zwischen uns! — aus seinem ganzen Wesen spricht ein entschiedenes „Nein!"

Es kam mir auch noch ein Anderer in den Wurf ... der war übrigens von den Bösen, die keinen Spaß verstehen. — „Lasse, Herr! von dem vielen Schwatzen," — sagte er. — „Erkläre mir lieber gerade heraus: wirst Du mir all Dein Land geben, das Du besitzest — oder nicht?" — „Was fällt Dir ein," antwortete ich ihm, — „was bin ich für ein Herr!" (Ich erinnere mich, daß ich noch beifügte: Gott mit Dir!) — „Und wenn Du denn aus dem Volke bist, was verstehst Du denn davon? Thue mir den Gefallen und lasse mich in Ruhe!"

Noch Eines habe ich bemerkt: wenn Einer Dir sehr gerne zuhört und gleich die Bücher nimmt — so hat das Nichts zu bedeuten, das ist gewiß ein Windbeutel. Zuweilen stößt man auf einen Schönredner von den Gebildeten, der Nichts weiter versteht, als seinen Lieblingsausdruck zu wiederholen. So hat mich Einer ganz todt gemacht mit dem Worte: Fabrikation! — Was man ihm auch sagen mochte — er wiederholte immer nur das Eine: das ist schon einmal — so — die Fabrikation! — Hol' ihn der Teufel!

Noch eine Bemerkung .... erinnerst Du Dich, man sprach zu meiner Zeit — es ist schon sehr lange her, sehr viel von „überflüssigen" Menschen, von Hamlet-Naturen? — Stelle Dir vor, solche „überflüssige" Menschen kommen jetzt unter den Bauern vor! — mit einer besonderen Färbung natürlich .... es sind zudem meistens schwindsüchtige Konstitutionen. — Es sind dies eigentlich interessante Subjekte, die gerne zu uns herüberkommen; — sie sind aber doch für die Sache Nichts nütze, ganz wie sonst die Hamlet-Naturen.

Was kann man unter solchen Umständen thun? — Eine geheime Typographie einrichten? Es gieb ja aber auch ohnedies der Bücher genug; sowohl Bücher in denen es heißt: Bekreuzige Dich und nimm das Beil — als auch solche, in denen es einfach heißt: Nimm das Beil! Tendenzvolle Erzählungen aus dem Volke schreiben?

Die würde man vielleicht gar nicht einmal drucken. — Oder soll man wirklich nach dem Beile greifen? — aber .... gegen wen?.....mit wem?... wozu? Damit ein Kronssoldat Dir mit einer Kronsflinte eine Kugel durch den Kopf jagt? Das wäre ja nur ein künstlicher Selbstmord! Da mache ich doch lieber selbst meinem Leben ein Ende. Dann werde ich wenigstens wissen wann und wie es geschieht, und wähle selbst die Stelle aus, welche die Kugel treffen soll.

„Es kommt mir wirklich vor — wenn jetzt irgendwo ein Nationalkrieg ausbräche — ich ginge hin, — nicht um irgend Jemand zu befreien (Andere befreien, wenn die Eigenen noch nicht frei sind!!) — sondern um das eigene Leben zu enden! ...."

Unser Freund Wassili, der uns hier bei sich aufgenommen hat, ist ein glücklicher Mensch: er gehört auch in unser Lager, ist aber eigenthümlich ruhig. — Es eilt ihn nicht. Einem Anderen würde ich deshalb böse sein, bei ihm ist das aber unmöglich. Es stellt sich heraus, daß nicht eigentlich die Ueberzeugungen, sondern der Charakter die Hauptsache ist. Wassili hat einen Charakter, daß an seinem festen Willen Alles abprallt. Und er hat Recht.

Er sitzt viel mit uns und mit Mariannen. Und weißt Du, es ist merkwürdig: Ich liebe sie — und sie liebt mich (ich sehe, wie Du bei dieser Phrase lächelst, aber, bei Gott! — es ist so!) — ich weiß aber niemals, was ich mit ihr sprechen soll. — Mit ihm aber streitet sie, spricht sie, und hört ihm zu. — Ich bin nicht eifersüchtig. Er will ihr eine Stelle verschaffen — sie hat ihn wenigstens darum gebeten; es ist mir aber doch weh um's Herz, wenn ich sie ansehe.

Und stelle Dir vor, wenn ich nur ein Wort von unserer Heirath fallen ließe — sie willigte gleich ein — und es würde der Priester Sossim eine Hymne singen „Frohlocke Jesaias!" — und Alles wie es sich gehört. — Allein, davon würde mir nicht leichter um's Herz werden — und das würde Nichts ändern! Es ist nirgends ein Ausweg! — Verunglimpft hat mich das Leben! wie unser bekannter, ewig betrunkener Schneider zu sagen pflegte, wenn er über seine Frau klagte, — weißt Du noch, mein Wladimir?

Ich fühle übrigens, daß das nicht lange so fortgehen wird. Ich fühle .... daß sich Etwas vorbereitet .... Habe ich doch selbst verlangt und bewiesen, daß vor-

gegangen werden solle? — Nun, so wollen wir denn vorgehen.

Ich weiß nicht, ob ich Dir von einem anderen meiner Bekannten geschrieben habe — meinen Schwarzen — meinem Verwandten der Sipjägin's. Der rührt vielleicht solch einen Brei ein, daß ihn Niemand ausessen kann.

Ich hatte bereits die Absicht diesen Brief zu schließen — aber — wie ich mich auch dagegen wehren mag — es endigt doch stets mit einem Gedichte. Mariannen lese ich sie nicht vor — sie findet wenig Gefallen an ihnen — aber Du .... lobst sie doch bisweilen, und — was die Hauptsache ist — bist verschwiegen! Ich war betroffen über eine allgemeine Erscheinung in Rußland ... da sind die Verse:

Der Schlaf.

Schon lange war ich nicht im theuren Vaterland ....
Doch fand ich nicht, daß merklich sich's verändert hätte.
Derselbe Stillstand ohne Leben, Sinn, Verstand,
Hier Bauten ohne Dach, dort eine Trümmerstätte,
Und Schmutz, Gestank, und Armuth, Wehmuth, Langeweil'!
Im Volk auch fand denselben Sklavensinn ich wieder ....
Frei ist der Bauer nun, und — nicht war's zum Heil,
Denn schlaff und matt hängt auch die freie Hand hernieder.
Ja Alles, Alles, wie zuvor .... Darin jedoch
Sind wir voraus Europa, Asien, allen Landen ....
Daß ein so fürchterlicher Schlaf wohl niemals noch
Die trauten Vaterlandsgenossen hielt in Banden!

Ja, Alle schlafen rings umher: in Dorf und Stadt,
In Karren, Schlitten, Tags und Nachts, und stehend, sitzend ...
Es schläft der Kaufmann, der Beamte, der Soldat
In Schnee und Sonnengluth, sich auf die Flinte stützend!
Der Dieb, der Richter schläft — und schläft sich niemals aus;
Der Bauer schläft beim Pflügen, Mäh'n, in allen Lagen,
Und Väter, Mütter schlafen und das ganze Haus,
Und wer die andern schlägt, und wer selbst wird geschlagen!
Es schläft allein die Schenke nicht — und in der Hand
Das Branntweinglas, das Haupt dort an den Pol geschlossen,
Die Füße an den Kaukasus, o Vaterland,
So schläfst Du, heil'ges Rußland, fest und unverdrossen!

Verzeih' mir, ich bitte; ich wollte Dir keinen so trübseligen Brief schicken, ohne Dir wenigstens doch am Ende etwas Komisches zu schreiben. (Es werden Dir einige gezwungene Reime auffallen .... und vieles Andere noch!) — Wann schreibe ich Dir den nächsten Brief? Werde ich jemals auch noch einen schreiben? — Was

auch aus mir werden sollte — ich bin überzeugt, Du vergißt niemals

Deinen treuen Freund
A. K.

P. S. — Ja, unser Volk schläft .... Aber mir scheint, wenn es jemals zu erwecken ist — so wird es nicht das sein, was wir denken ...."

Als Neshdanow die letzte Zeile niedergeschrieben, warf er die Feder weg und sprach zu sich selbst: „Nun, jetzt mußt Du einschlafen, Dichter, und all' den Unsinn vergessen!" — Er legte sich zu Bette; aber der Schlaf floh ihn noch lange.

Am andern Morgen weckte ihn Marianne, indem sie durch sein Zimmer zu Tatjana hinging. Aber kaum hatte er sich angekleidet, als sie auch schon zurückkehrte. Ihr Gesicht drückte Freude und Unruhe aus; sie schien aufgeregt zu sein.

„Weißt Du Aljoscha, man sagt, daß es im T.'schen Kreise — gar nicht weit von hier — schon ausgebrochen ist!"

„Wie? Hat es schon angefangen? Wer sagt es?"

„Paul; die Bauern sollen sich erheben — sie wollen die Abgaben nicht zahlen und rotten sich zusammen."

„Hast Du es selbst gehört?"

„Tatjana hat es mir gesagt. Hier ist Paul. Frage ihn selbst."

Paul trat herein und bestätigte Mariannens Aussage.

„Im T.'schen Kreise ist es unruhig — das ist ganz sicher!" — sagte er, sein Bärtchen schüttelnd und mit seinen glänzenden schwarzen Augen blinzelnd. — Das ist wohl das Werk von Sergei Michailowitsch. Dies ist der fünfte Tag, seit er das Haus verlassen hat."

Neshdanow griff nach seiner Mütze.

„Wohin?" fragte ihn Marianne.

„Nun — dorthin," antwortete er, die Stirne runzelnd und ohne die Augen aufzuschlagen. — „In den T.'schen Kreis."

„So gehe auch ich mit Dir. Du wirst mich doch mitnehmen? Gieb mir nur Zeit mein großes Tuch umzulegen."

„Das ist nicht Frauensache," — antwortete Neshdanow finster, immer noch mit ingrimmig gesenktem Auge.

„Nein, ... nein! Du thust recht, daß Du gehst; — Markelow würde Dich sonst für einen Feigling halten. Und ich gehe mit Dir.

„Ich bin kein Feigling!“ antwortete Neshdanow ebenso finster.

„Ich wollte sagen, daß er uns Beide für Feiglinge halten würde. Ich gehe mit Dir

Marianne ging nach ihrem Tuche in ihr Zimmer. Paul aber sagte vor sich hin, gleichsam als ob er die Luft einziehe: „Ehe — he!“ — und verschwand. Er lief fort um seinen Herrn zu benachrichtigen.

Marianne war noch nicht wieder erschienen, als Ssolomin schon in Neshdanow's Zimmer trat. Dieser stand am Fenster; die Hand ruhte auf der Scheibe, und die Stirn war in die Hand gedrückt. Sslomin berührte seine Schulter. Er drehte sich rasch um. — Zerzaust und ungewaschen, hatte Neshdanow ein sonderbares, wildes Aussehen. Auch Ssolomin hatte sich übrigens in der letzten Zeit verändert. Sein Gesicht war gelb und lang geworden. Die Lippe ließ die oberen Zähne etwas sichtbar werden .... Er schien gleichfalls aufgeregt zu sein, so weit seine in stetem Gleichgewichte erhaltene Seele der Aufregung fähig war.

„Markelow hat sich also doch nicht halten können!“ — sagte er. — „Das kann ein schlechtes Ende nehmen; erstens: für ihn .... nun, und auch für Andere.“

„Ich will hingehen, und sehen, was dort vorgeht ...“ — sagte Neshdanow.

„Ich auch,“ — fügte Marianne, die auf der Thürschwelle erschien, hinzu.

Ssolomin wandte sich langsam ihr zu.

„Ich würde Ihnen das nicht rathen, Marianne. — Sie könnten sich leicht verrathen — und uns mit; ohne es zu wollen, und ohne die geringste Nothwendigkeit. Mag Neshdanow gehen und etwas in der Luft herumschnuppern, wenn er will .... und auch das nur ein klein wenig! — Warum sollten Sie aber hin?“

„Ich will nicht zurückbleiben.“

„Sie werden ihn hindern.“

Marianne blickte auf Neshdanow. Er stand unbeweglich, mit unbeweglichem, finsterem Gesichte da.

„Aber wenn Gefahr drohen sollte?“ fragte sie.

Ssolomin lächelte.

„Fürchten Sie Nichts .... Sobald Gefahr da ist .... lasse ich Sie hingehen.“

Marianne nahm schweigend das Tuch vom Kopfe und setzte sich.

Jetzt wandte sich Ssolomin zu Neshdanow.

„Du aber, Bruder, sieh wirklich nach wer da ist. Vielleicht ist Alles übertrieben. — Ich bitte Dich aber, sei vorsichtig. Ich werde Dich übrigens hinfahren lassen. Und kehre schnell zurück. Versprichst Du das? Neshdanow, versprichst Du es?“

„Ja.“

„Ja — ganz gewiß?“

„Gewiß, da sich Dir Alle unterwerfen, angefangen von Marianne!“

Neshdanow ging ohne Abschied zu nehmen in den Korridor hinaus. Paul tauchte aus dem Dunkel auf und lief voraus, die Treppe hinunter mit seinen, mit Nägeln beschlagenen Stiefelabsätzen klappernd. Ssolomin hatte ihn beauftragt Neshdanow hinzufahren.

Ssolomin setzte sich zu Mariannen.

„Haben Sie Neshdanow's letzte Worte gehört?“

„Ja; es verdrießt ihn, daß ich Ihnen mehr gehorche als ihm. Und das ist auch wahr. Ich liebe ihn und folge Ihnen. Er ist mir theurer — Sie aber stehen mir näher.“

Ssolomin streichelte ihre Hand mit der Seinigen.

„Diese Geschichte .... ist sehr unangenehm,“ — sagte er endlich. — „Wenn Markelow in dieselbe mit verwickelt ist — so ist er verloren.“

Marianne bebte zusammen.

„Verloren?“

„Ja. Er thut Nichts halb — und versteckt sich auch nicht hinter die Anderen.“

„Verloren!“ — flüsterte Marianne noch einmal, und Thränen flossen ihre Wangen hinab. — „Ah, Wassili Fedotitsch! er thut mir sehr leid. Warum sollte er denn gerade untergehen?“

„Darum, Marianne, weil bei solchen Unternehmungen die Ersten immer untergehen, — selbst wenn sie erfolgreich sind. In der Sache aber die er angezettelt — werden nicht nur die Ersten, nein auch — die Zehnten — die Zwanzigsten untergehen ....“

„So werden wir es also nicht erleben?“

„Das was Sie denken? — niemals! Das wird unser Auge nicht schauen. Nun — das geistige Auge — das ist etwas Anderes. Da erfreue Dich meinetwegen gleich daran. Hier ist keine Kontrole.“

„Aber Sie, Ssolomin .... warum ...“

„Was wollen Sie sagen?“

„Warum gehen Sie dann diesen Weg?“

„Weil es keinen anderen giebt. — Das heißt, mein Ziel, und das Ziel Markelow's sind eigentlich das Gleiche; — aber unsere Wege sind verschieden."

„Armer Sergei Michailowitsch!" — sprach Marianne traurig. Ssolomin streichelte ihr wieder vorsichtig die Hand.

„Nun, — lassen wir das. Noch wissen wir nichts Gewisses. Wir werden sehen was uns Paul für Nachrichten bringen wird. In unserem .... Berufe braucht man Festigkeit. Die Engländer sagen: „Never say die." — Eine prächtige Redensart, besser als das russische Sprüchwort: „Kommt das Unglück — so öffne das Thor." — Warum soll man sich im Voraus grämen."

Ssolomin erhob sich von seinem Platze.

„Möchten Sie denn so gerne schnell fort von hier?"

„Ah, nein! aber ich möchte mich nützlich machen."

„Marianne, Sie nützen hier sehr viel. Verlassen Sie uns nicht, warten Sie. — Was brauchen Sie?" fragte er die eintretende Tatjana. (Er sagte nur dem Paul allein „Du," weil dieser gar zu unglücklich wäre, wenn Ssolomin ihm „Sie" sagte.)

„Hier fragt ein weibliches Geschlecht nach Alexei Dmitriewitsch," — antwortete Tatjana lachend und mit den Händen gestikulirend. „Ich wollte ihm erwidern, daß hier gar keiner dieses Namens lebt — daß wir gar nicht wissen was für ein Mensch das ist. Da schrieb es aber ...."

„Wer denn?"

„Eben dieses weibliche Geschlecht — es schrieb seinen Namen auf dieses Papier — und sagte ich solle es vorzeigen — und daß es dann vorgelassen würde; und wenn Alexei Dmitriewitsch wirklich nicht zu Hause wäre, so könne es warten."

Auf dem Papier stand mit großen Buchstaben der Name Maschurin.

„Führen Sie sie herein" — sagte Ssolomin. „Wird es Sie geniren, Marianne, wenn sie hier eintritt?"

„Durchaus nicht — ich bitte Sie!"

Einige Augenblicke darauf erschien die Maschurin auf der Schwelle — und zwar in demselben Anzuge, in welchem wir sie im Anfange des ersten Capitels trafen.

Einunddreißigstes Capitel.

„Ist Neshdanow nicht zu Hause?" — fragte sie. Als sie hierauf Ssolomin gewahr wurde, trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Er wird wohl bald kommen, — antwortete Ssolomin. „Erlauben Sie mir zu fragen: von wem erfuhren Sie ..."

„Von Markelow; — sein Aufenthalt ist übrigens auch in der Stadt schon einigen Personen bekannt."

„Wirklich?"

„Ja; es hat wohl Jemand geschwatzt. — Auch sagt man, daß er erkannt worden sei."

„Da haben wir die Kostümirung!" — brummte Ssolomin — „Erlauben Sie mir, sie mit einander bekannt zu machen," — fügte er laut hinzu. — „Fräulein Sinelzky, Fräulein Maschurin! — Nehmen Sie Platz, ich bitte."

Die Maschurin nickte leicht mit dem Kopfe und setzte sich.

„Ich habe Neshdanow einen Brief einzuhändigen; und Ihnen, Ssolomin, habe ich eine mündliche Frage vorzulegen."

„Welche Frage? Und von wem?"

„Von einer Ihnen wohlbekannten Person .... Ist bei Ihnen .... Alles bereit?"

„Nichts ist bei mir bereit."

Die Maschurin riß ihre kleinen Aeuglein so weit sie es konnte auf.

„Nichts?"

„Gar Nichts."

„Also durchaus gar Nichts?"

„Durchaus Nichts."

„Soll ich das gerade so melden?"

„Gerade so."

Die Maschurin dachte Etwas nach und zog eine Papiros aus der Tasche.

„Das hatten „sie" nicht erwartet," — fing sie an. „Es steht auch ringsumher anders als bei Ihnen. Allein, das ist ja Ihre eigene Sache. Ich bleibe nicht lange hier. Ich will nur Neshdanow sehen und ihm den Brief einhändigen."

„Wohin gehen Sie denn?"

„Ich reise weit weg. (Sie war im Begriffe nach Genf zu reisen, wollte es aber Ssolomin nicht sagen. Er schien ihr nicht recht zuverlässig zu sein. Zudem saß da „eine Fremde." Die Maschurin, welche kaum ein Wort Deutsch

konnte, wurde nach Genf geschickt, um dort einer ihr unbekannten Person die Hälfte von einem Stücke Carton, auf welchem eine Weintraubenranke gezeichnet war, und 279 Rub. Slbr einzuhändigen).

„Wo ist Ostrodumow? Ist er mit Ihnen?

„Nein. Er ist hier in der Nähe .... stecken geblieben." Er wird schon wieder hervortauchen. Pimen geht nicht verloren. Um seinetwegen braucht man sich nicht zu beunruhigen."

„Wie sind Sie hergekommen?"

„Mit einem Bauerwagen .... Wie denn anders? Geben Sie mir noch ein Schwefelhölzchen? . . ."

Ssolomin reichte ihr ein brennendes Schwefelhölzchen.

„Wassili Fedotitsch;" rief leise eine Stimme hinter der Thür. — „Kommen Sie."

„Wer ist da? Was giebt es?"

„Ich bitte, kommen Sie," wiederholte eindringlich dieselbe Stimme. — „Es sind fremde Arbeiter gekommen, die allerlei erzählen, und Paul Jegoritsch ist nicht da."

Ssolomin stand auf, entschuldigte sich, und ging.

Die Maschurin fing nun an Marianne zu betrachten, und sah sie so lange an, daß diese ganz verlegen wurde.

„Verzeihen Sie," sagte sie plötzlich mit ihrer gebrochenen rauhen Stimme — „ich bin eine einfache Person, und verstehe nicht .... so .... Seien Sie nicht böse, und wenn Sie nicht wollen, so antworten Sie mir nicht: Sind Sie das Mädchen, welches von Sipjägin's entfloh?"

Marianne war etwas betroffen, antwortete aber:

„Ja."

„Sie flohen mit Neshdanow?"

„Nun ja."

„Erlauben Sie .... geben Sie mir Ihre Hand. Verzeihen Sie mir, ich bitte. Sie müssen gut sein, da er Sie liebt."

Marianne drückte der Maschurin die Hand.

„Kennen Sie Neshdanow genau?"

„Ja, ich kenne ihn gut. Ich habe ihn in Petersburg gesehen. Darum frage ich eben. Auch Sergei Michailowitsch hat mir gesagt ...."

„Ach, Markelow! Haben Sie ihn kürzlich gesehen?"

„Ganz vor Kurzem. Jetzt ist er fortgegangen."

„Wohin?"

„Wohin ihm befohlen wurde, zu gehen."

Marianne seufzte.

„Ach, Fräulein Maschurin, ich fürchte für ihn."

„Erstens: Was bin ich für ein Fräulein? Diese Manieren müssen aufgegeben werden. Zweitens: sagen Sie: „ich fürchte.“ Auch das taugt Nichts. Fürchtet man Nichts für sich — so hört man auch auf für Andere zu fürchten. Weder an sich denken, noch für sich fürchten soll man. Das Eine vielleicht — das Eine geht mir durch den Sinn: ich, Thekla Maschurin habe gut reden. Ich bin häßlich. Sie aber — Sie sind schön. Ihnen muß daher Alles schwer fallen. (Die Maschurin senkte den Kopf und wandte sich ab.) Sergei Michailowitsch sagte mir .... er wußte, daß ich einen Brief für Neshdanow hatte .... „Gehe nicht auf die Fabrik“ — sagte er mir — „trage keine Briefe hin. Es wird dort große Verwirrung hervorbringen. Lasse das. Sie sind dort Beide glücklich ... Störe sie nicht! Lasse sie in Ruhe.“ — Ich möchte nicht gern stören; aber wie soll ich es denn mit dem Briefe machen?“

„Er muß unbedingt abgegeben werden“, fiel Marianne ein — „aber wie gut Sergei Michailowitsch ist! Sollte er wirklich untergehen, Fräulein Maschurin, — oder nach Sibirien gehen müssen?“

„Was wäre denn dabei! Entkommt man aus Sibirien denn nicht? Und wenn er um's Leben kommt?! Einigen ist das Leben süß, Anderen bitter. — Sein Leben ist auch eben nicht — zuckersüß.“

Die Maschurin sah Mariannen unverwandt und fragend an.

„Sie sind aber wirklich schön“, rief sie endlich, „ein rechtes Vögelchen! — Aber Alexei kommt nicht ... Ich ... soll ich Ihnen den Brief nicht abgeben? Worauf warte ich noch?“

„Ich werde ihm den Brief übergeben, seien Sie dessen gewiß.“

Die Maschurin stützte die Wange in die eine Hand und schwieg lange, lange.

„Sagen Sie mir ....“ fing sie an, „verzeihen Sie .... haben Sie ihn sehr lieb?“

„Ja.“

Die Maschurin schüttelte ihren schweren Kopf.

„Nun, und es wäre unnütz zu fragen, ob er Sie liebt! — Indessen, ich muß fahren, sonst komme ich am Ende zu spät. Sagen Sie ihm, daß ich hier war .... und ihn grüßen lasse. Sagen Sie: die Maschurin sei hier gewesen. Werden Sie meinen Namen nicht vergessen, nein? — Maschurin. Aber der Brief .... Halt! wohin steckte ich ihn doch? ...“

Die Maschurin stand auf und wandte sich ab, indem sie Miene machte, ihre Taschen zu durchsuchen; sie führte behend ein kleines, zusammengerolltes Papierchen zum Munde und verschluckte es. — Mein Gott, wie einfältig von mir! Sollte ich es wirklich verloren haben? Nein, es ist nicht da! Welch ein Unglück! Wenn es nur Niemand findet! . . . . Es ist fort! — Nirgends zu finden. Jetzt ist es wirklich so gekommen, wie Sergei Michailowitsch es wünschte!"

„Suchen sie noch —" flüsterte Marianne.

Die Maschurin machte eine Bewegung mit der Hand.

„Was soll ich noch suchen! Er ist verloren!"

Marianne näherte sich ihr.

„Nun, so geben Sie mir einen Kuß!"

Die Maschurin umarmte Marianne mit männlicher Kraft und drückte sie an ihre Brust.

„Ich hätte es für Niemand Andres gethan", sprach sie dumpf — „gegen mein Gewissen . . . zum ersten Mal! Sagen Sie ihm, er möchte vorsichtiger sein . . . und Sie ebenfalls. Geben Sie Acht! Hier wird es bald Allen schlecht gehen — sehr schlecht. Gehen Sie lieber Beide fort, so lange es noch Zeit ist . . . . Leben Sie wohl!" sagte sie laut und scharf. — „Noch eins . . . . sagen Sie ihm . . . . Nein, es ist nicht nöthig . . . . Nichts! . . ."

Die Maschurin ging, die Thür zuwerfend, hinaus, und Marianne blieb nachdenkend im Zimmer stehen.

„Was ist denn das?" sagte sie endlich, „dieses Mädchen liebt ihn mehr als ich! Was bedeuten ihre Andeutungen? Und warum ging Ssolomin so schnell weg und kommt nicht wieder?"

Sie ging im Zimmer auf und nieder. Ein seltsames Gefühl, — ein Gemisch von Furcht und Aerger — und Verwunderung überwältigte sie. — Warum war sie nicht mit Neshdanow gegangen. Ssolomin hatte sie davon abgehalten . . . . aber wo war er denn jetzt selbst? Und was ging rings herum vor? — Die Maschurin hatte ihr offenbar aus Theilnahme für Neshdanow jenen gefährlichen Brief nicht abgegeben . . . . Wie hatte sie sich aber zu solch einem Ungehorsam entschließen können? — Wollte sie ihren Edelmuth zeigen? Welch ein Recht hat sie dazu? Und warum war sie, Marianne, durch die Handlung so gerührt gewesen? War sie denn aber auch in der That durch dieselbe gerührt gewesen? — ein unschönes Frauenzimmer interessirt sich für einen jungen Menschen . . . das ist im Grunde nichts Ungewöhnliches. — Warum setzte die

Maschurin aber voraus, daß Mariannens Anhänglichkeit für Neshdanow stärker sei, als das Gefühl der Pflicht? — Vielleicht forderte Marianne dieses Opfer gar nicht? — Was konnte jener Brief enthalten? Einen Aufruf zu unverzüglichem Handeln? — Nun, und was dann weiter!!

Aber Markelow? — er ist in Gefahr . . . und was thun wir? — Markelow schont uns Beide, giebt uns die Möglichkeit glücklich zu sein, er trennt uns nicht . . . Was bedeutet das? Ist das auch Edelmuth . . . . oder Verachtung? —

Sind wir denn deshalb aus jenem verhaßten Hause entflohen, um zusammen zu bleiben und wie zwei Täubchen zu girren?"

So dachte Marianne . . . . und Aufregung und Aerger nahmen immer zu. Zudem war ihre Eigenliebe gekränkt. Warum war sie von Allen verlassen — von Allen? Jenes dicke Frauenzimmer hatte sie ein Vögelchen, hatte sie schön genannt . . . . warum hatte sie sie nicht gerade heraus eine Puppe genannt. Warum war Neshdanow nicht allein fortgegangen, sondern in Begleitung Paul's? Als bedürfe er eines Vormundes . . . Welches waren eigentlich Ssolomin's Ueberzeugungen? Er war durchaus kein Revolutionär! Sollte wirklich Jemand glauben, daß sie nicht in allem Ernste für die Sache steht?

Alle diese Gedanken wirbelten, sich verwirrend und einander jagend, durch Mariannens erhitzten Kopf. Mit zusammengepreßten Lippen, und nach Männerart gekreuzten Armen — setzte sie sich endlich an's Fenster und blieb wieder unbeweglich, ohne sich an die Rücklehne des Stuhles zu lehnen — horchend, gespannt, da sitzen, in jedem Augenblicke bereit aufzuspringen. Sie hatte keine Lust zu Tatjana zu gehen und zu arbeiten; sie wollt nur Eines: warten! — Und sie wartete hartnäckig, fast ingrimmig. — Zuweilen kam ihre eigene Gemüthsverfassung ihr selbst unbegreiflich und seltsam vor . . . . Gleichviel! Einmal kam ihr sogar in den Sinn, ob das Alles nicht aus Eifersucht war? Als sie sich aber der Persönlichkeit dieser armen Maschurin erinnerte, zuckte sie die Achseln und machte eine verneinende Bewegung mit der Hand, — durch eine, dieser Bewegung entsprechenden innere Bewegung ihrer Seele.

Marianne mußte lange warten: endlich hörte sie die Tritte von zwei Personen, welche die Treppe herauf kamen. Sie heftete ihre Augen auf die Thür . . . . die Schritte kamen näher. — Die Thür öffnete sich — und Neshdanow erschien, von Paul unterstützt, auf der Schwelle. Er war

todtenbleich, ohne Mütze und die verwirrten Haare hingen in feuchten Strähnen über seine Stirn. Seine Augen blickten, ohne Etwas zu sehen, gerade aus. Paul geleitete ihn über das Zimmer (seine Füße bewegten sich schwach und unsicher) und setzte ihn auf das Sopha.

Marianne sprang von ihrem Platze auf.

„Was bedeutet das? Was ist mit ihm? Ist er krank?"

Der ihm helfende Paul indessen antwortete ihr lächelnd, über seine Schultern wegsehend:

„Beunruhigen Sie sich nicht . . . Das wird gleich vorüber sein . . . Das macht der Mangel an Gewohnheit."

„Aber was ist ihm denn?" fragte Marianne eindringlich.

„Er ist ein wenig berauscht . . . . Der Herr hat auf nüchternen Magen Branntwein getrunken . . . da ist es natürlich . . . ."

Marianne beugte sich über Neshdanow. Er lag beinahe quer über dem Sopha; sein Kopf hing auf die Brust hinab, die Augen waren trübe. Er roch nach Branntwein: er war betrunken!

„Alexei!" rief sie.

Er machte eine Anstrengung, um die schweren Augenlider zu heben und versuchte zu lächeln.

„Ah Marianne!" lallte er . . . . „Du hast . . . . immer gesagt ver . . . gemein . . . leutet; — jetzt bin ich in der Wirklichkeit vergemeinleutet. — denn unser ganzes Volk ist stets betrunken . . . also . . ."

Er schwieg, murmelte noch etwas Unverständliches, schloß die Augen — und schlief ein. Paul legte ihn sorgsam auf das Sopha hin.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Marianne Wikentjewna," wiederholte er: „wenn er wird zwei Stündchen geschlafen haben, so wird er ganz frisch und munter erwachen."

Marianne hätte gern Paul gefragt, wie das gekommen sei; allein ihre Fragen hätten Paul aufgehalten, und sie wollte gern allein bleiben . . . d. h. sie wollte nicht, daß Paul ihn länger in diesem widerwärtigen Zustande sähe. Sie trat an's Fenster — und Paul, der sogleich Alles begriff, deckte Neshdanow's Füße sorgfältig mit seinem Kaftan zu, that ihm ein Kissen unter den Kopf, sagte noch einmal: „Das thut gar Nichts!" und ging auf den Fußspitzen hinaus.

Marianne sah sich um. Neshdanow's Kopf hatte sich schwer in das Kissen gesenkt; auf dem bleichen Gesichte lag unbewegliche Spannung, wie bei einem Schwerkranken.

„Wie ist denn das gekommen?" dachte sie.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Es war folgendermaßen geschehen.

Als sich Neshdanow zu Paul in den Bauerkarren setzte, gerieth er plötzlich in eine sehr angeregte Stimmung und sobald sie aus dem Hofe der Fabrik herausfuhren, und auf die Landstraße in der Richtung des T'schen Kreises kamen — begann er die vorübergehenden Bauern anzurufen und anzuhalten: „Was schlaft Ihr! Erhebt Euch! Es ist Zeit! — Fort mit den Steuern! Fort mit den Grundbesitzern! — Einige von den Bauern sahen ihn verwundert an: — sie hielten ihn für einen Betrunkenen; Andere gingen weiter und vorüber, ohne seinen Ausrufen irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken; Einer erzählte sogar zu Hause, daß ihm ein Franzose begegnet sei, der ihm „mit schnarrender Stimme“ unverständliches. kauderwälsches Zeug zugerufen hätte.

Neshdanow hatte Verstand genug, um zu verstehen, wie unsagbar — dumm und sogar unsinnig das war, was er that; aber er hatte sich selbst allmälig so „hinaufgeschraubt“, daß er endlich nicht mehr unterschied, was klug und was dumm war.

Paul versuchte ihn zu beruhigen, sagte ihm, daß man nicht so handeln könne, daß sie bald in ein großes Kirchdorf kommen würden, das erste auf der Grenze der T'schen Kreise — „Weiberquellen“; dort konnten sie Erkundigungen einziehen . . . Aber Neshdanow ließ sich nicht beruhigen . . . dabei war der Ausdruck seines Gesichtes aber doch ein trauriger, fast verzweifelter.

Sie hatten ein munteres, rundes Pferdchen, mit beschnittener Mähne und beweglichem Halse; es holte hastig mit seinen kräftigen Beinen aus, und zog an den Leinen, als wenn es große Eile hätte und unentbehrliche Leute führe.

Ehe sie in das Dorf „Weiberquellen“ kamen, sah Neshdanow seitwärts vom Wege etwa 8 Bauern vor einem offenen Kornmagazin stehen. Er sprang sogleich vom Karren, lief zu ihnen hin und sprach etwa fünf Minuten zu ihnen, zuweilen plötzlich aufschreiend und mit den Händen gestikulirend Die Worte: „Für die Freiheit! Vorwärts! In Reih' und Glied!“ tönten heiser und scharf unter vielen anderen, unverständlichen Worten hervor.

Die Bauern, welche zusammengekommen waren, um dort zu berathen, wie der Kornspeicher wieder zu füllen

wäre — (es war ein Gemeindespeicher, also war er leer) — betrachteten Neshdanow — und schienen ihm aufmerksam zuzuhören; sie begriffen aber wohl kaum Etwas von seiner Rede — denn, als er sie endlich eben so eilig wieder verließ, indem er noch zum letzten Male: „Freiheit!“ schrie — rief einer von ihnen, gerade der Scharfsichtigste, indem er tiefsinnig den Kopf dazu schüttelte: „Was für ein Strenger!“ — Und ein Anderer bemerkte: „Das muß Einer von der Obrigkeit sein!“ — worauf der Scharfsichtige entgegnete: „Natürlich! und umsonst wird er sich nicht heiser schreien. — Wehe unserm Gelde!“

Als Neshdanow wieder in den Karren stieg und sich neben Paul setzte, dachte er bei sich selbst: „Herr Gott! welch ein Unsinn! Es weiß ja aber Niemand von uns, wie man es anfangen soll, um das Volk aufzuwiegeln — vielleicht ist es auch so richtig! Hier ist keine Zeit zu überlegen! Vorwärts! heißt es. Es preßt das Herz zusammen! — mag es sein!“

Sie fuhren in das Kirchdorf hinein. In der Hauptstraße, etwa in der Mitte desselben, drängte sich ziemlich viel Volk vor der Schenke. Paul wollte Neshdanow zurückhalten, aber dieser stürzte sich schon kopfüber von dem Karren herab und warf sich mit dem Rufe: „Brüder!“ in den Volkshaufen .... Die Menge trat etwas auseinander und Neshdanow fing an zu sprechen, — ohne irgend Jemand anzusehen, ingrimmig und weinerlich. — Hier war das Resultat aber ein ganz Anderes als vor dem Kornspeicher.

Ein riesiger, bartloser Bursche mit wildem Gesicht, in einem kurzen, fettigen Halbpelze, hohen Stiefeln und einer Mütze aus Schaafsfell, trat zu Neshdanow heran — und gab ihm, weit ausholend, einen Schlag auf die Schulter. „Gut! Du bist ein prächtiger Kerl!“ rief er mit lauter, schallender Stimme; — „Aber halt! Weißt Du denn nicht, das der trockene Löffel den Mund zerreißt? Komm her! Hier spricht es sich viel besser!“

Er zog Neshdanow mit hinein in die Schenke; die übrige Volksmenge wälzte sich ihnen nach. — „Micheïtsch, rief der Bursche, „meinen Branntweinkrug — für zehn Kopeken! Meinen Lieblingskrug! Ich bewirthe meinen Freund — wer er ist, wes Standes, und Landes weiß ich nicht aber er hat den Teufel im Leibe und schimpft prächtig auf die Adeligen. — Trinke!“ rief er Neshdanow zu, indem er ihm ein großes, schweres, von außen nasses, gleich-

sam beschwitztes Glas einschenkte. — „Trinke! wenn Dir unser Leid wirklich am Herzen liegt.“ — Und: „Trinke!“ riefen andere Stimmen durcheinander.

Neshdanow ergriff den Krug (er war wie benommen) — schrie: „Auf Euer Wohl! Kinder!“ und stürzte ihn in einem Zuge herunter. Hu! Er hatte ihn mit demselben verzweifelten Muthe heruntergestürzt, wie er sich im Sturme auf eine feindliche Batterie oder auf feindliche Bajonette gestürzt hätte. Aber wie wurde ihm!

Es war, als hätte er einen Schlag längs des Rückens und bis in die Beine erhalten; die Gurgel, die Brust und der Magen brannten, und Thränen traten in seine Augen. — Ein convulsivischer Schauder des Widerwillens lief durch seinen ganzen Körper, — er konnte ihn kaum überwinden — er schrie aus vollem Halse, um sich Luft zu machen. — Im dunklen Schenkzimmer wurde es plötzlich heiß, erstickend, dumpf . . . es hatte sich ganz gefüllt mit Volk.

Neshdanow fing an zu sprechen; er sprach lange, mit Erbitterung, ingrimmig, schüttelte holzharte Hände, küßte bärtige Männer . . . Der riesige Bursche im Halbpelze umarmte ihn auch — er drückte ihm fast die Rippen ein. Er geberdete sich ganz wie ein Wütherich. „Den Hals schneide ich ab“ — brüllte er, — „den Hals schneide ich Jedem ab, der unser Einem zu nahe tritt, oder — ich zerschmettere ihm den Schädel . . . Der soll mir winseln! — Das kostet mich Nichts — ich war ja Fleischer und verstehe mich gut auf diese Sache!“ — Und dabei ballte er seine riesige, rothe, mit Sommersprossen bedeckte Faust . . . Und jetzt . . .

Herr Gott! da schreit schon wieder Jemand; „Trinke!“ — und Neshdanow mußte wieder von diesem widerwärtigen Gifte trinken. — Aber dieser zweite Trunk war fürchterlich! Es war, als wenn sein Inneres mit stumpfen Hacken aufgerissen würde. Der Kopf schwindelte ihm — grüne Kreise drehten sich vor seinen Augen. Es erhob sich ein furchtbares Getöse, ein Lärm . . . und . . . oh Schrecken! . . . der dritte Krug! . . . Mußte er denn wirklich auch diesen leeren? Rothe Nasen, bestaubte Haare, sonnverbrannte Hälse, Nacken, die mit einem Netze von Runzeln bedeckt waren, umgaben ihn und drangen auf ihn ein . . . Harte Hände griffen nach ihm . . . „Zeige Deinen Eifer!“ schrien rasende Stimmen. „Erzähle! Vorgestern hat ein anderer Fremder hier gute Reden gehalten! Fang an! Du!“

Der Boden schwankte unter Neshdanows Füßen. — Seine eigene Stimme erschien ihm fremd . . . als wenn sie von außen käme . . . War das der Tod? Oder was war das? . . .

Und jetzt . . . wird sein Gesicht von frischer Luft angeweht — kein Gedränge mehr, keine erhitzten Gesichter, kein Dunst von Branntwein, Schaafspelzen, Theer und Leder . . . und er sitzt wieder in dem Bauerwagen mit Paul. Zuerst wollte er sich losreißen und rief: „Wohin? Halt! Ich habe Ihnen noch gar Nichts sagen können — ich muß ihnen auseinandersetzen“ . . . fügte aber dann hinzu: „aber Du selbst, Du hinterlistiger Teufel . . . was ist denn Deine Meinung?“ — Paul antwortet ihm: „Es wäre wohl gut, wenn es keine Herren auf der Welt gäbe, und das ganze Land uns gehörte, — was könnten wir Besseres wünschen? . . . aber solch ein Befehl ist noch nicht erschienen;“ — dabei wendet er ganz still das Pferd zurück, giebt ihm plötzlich einen Schlag mit der Leine und jagt im Galopp davon, weg von diesem Lärm und Geschrei — auf die Fabrik zurück.

Neshdanow schlummert — und schwankt hin und her — und der Wind kühlt ihm so angenehm das Gesicht — und gestattet keinem bösen Gedanken in ihm aufzusteigen . . .

Es ärgert ihn, daß man ihn nicht hat ausreden lassen . . . und wieder liebkoset ein kühlender Windhauch sein glühendes Antlitz.

Dann taucht das Bild Mariannens in ihm auf — ein augenblickliches, brennendes Gefühl der eigenen Schmach — und Schlaf, tiefer Todtenschlaf umfängt ihn.

Das Alles erzählte Paul später Ssolomin. Er verhehlte ihm auch nicht, daß er Neshdanow nicht am Trinken gehindert hatte . . . sonst hätte er ihn gar nicht aus der Schenke fortbringen können. — Die Anderen hätten ihn nicht fortgelassen.

„Als er aber schon ganz schwach geworden war, da bat ich sie mit vielen Bücklingen: Ihr geschätzten Herren, laßt den Burschen los; Ihr seht ja, er ist noch so jung! . . . nun, da ließen sie ihn gehen, verlangten aber einen halben Rubel Silber Lösegeld! — Das gab ich ihnen.“

„Das hast Du gut gemacht,“ sagte ihm Ssolomin lobend.

* * *

Neshdanow schlief; und Marianne saß am Fenster und blickte in's Gärtchen hinunter. — Und seltsam! Die

schlechten, fast bösen Gedanken und Gefühle, die sie erregt hatten ehe Neshdanow mit Paul zurückkam, hatten sie plötzlich verlassen. Neshdanow selbst war ihr weder unangenehm noch widerwärtig: sie hatte Mitleid mit ihm. Sie wußte sehr gut, daß er kein liederlicher Mensch und kein Trunkenbold war, und überlegte sich schon, was sie ihm sagen wollte wenn er aufwachte; — sie wollte ihm etwas Freundliches sagen, damit er sich keine Vorwürfe machen und nicht allzusehr betrüben möchte. „Ich will es so machen — ich will ihn veranlassen mir selbst zu erzählen, wie ihm dieser Unfall begegnete.“

Sie war nicht aufgeregt, aber sie war traurig . . . hoffnungslos traurig. Es war als hätte sie ein Hauch aus jener Welt angeweht, in die sie strebte . . . und sie bebte zurück vor dieser Rohheit und Finsterniß. — Welch einem Moloch war sie im Begriffe sich zum Opfer zu bringen?

Doch nein! Es kann nicht sein! — Das war nur so ... ein Zufall, und würde bald vorübergehen. Es war nur ein augenblicklicher Eindruck, der nur deshalb so auf sie gewirkt hatte, weil er so unerwartet war. — Sie stand auf, trat an das Sopha, auf welchem Neshdanow lag, wischte ihm mit einem Tuche die bleiche, selbst im Schlafe qualvoll verzogene Stirn, und strich ihm das Haar zurück.

Das Mitleid erfaßte sie von Neuem; so bemitleidet eine Mutter ihr krankes Kind. — Aber es wurde ihr etwas unheimlich ihn anzusehen — sie ging ganz leise in ihr Zimmer und ließ die Thür offen stehen.

Sie nahm keine Arbeit zur Hand — setzte sich und versank wieder in Nachdenken. — Sie fühlte, wie die Zeit dahin schwand, wie Minute nach Minute verstrich — und es war ihr angenehm das zu fühlen — das Herz klopfte ihr — sie wartete auf Etwas.

Wo bleibt Ssolomin?

Die Thür öffnete sich leise — und Tatjana trat ins Zimmer.

„Was wollen Sie?“ fragte Marianne fast ärgerlich.

„Marianne Wikentjewna,“ sprach Tatjana mit leiser Stimme, „ich wollte Ihnen sagen: betrüben Sie sich nicht! denn das kommt ja oft vor im Leben — und es ist noch Gott zu danken . . .“

„Ich betrübe mich durchaus nicht, Tatjana Ossipowna,“ unterbrach sie Marianne. — „Alexei Dmitriewitsch ist nicht ganz gesund — das hat Nichts auf sich.“

„Nun, das ist vortrefflich! Aber — da meine Marian-

ne Wikentjewna nicht kam, dachte ich: was ist mit ihr geschehen? Aber ich wäre doch nicht zu Ihnen gekommen, denn in diesen Sachen ist die Hauptregel: Rühre nicht daran! — Allein hier ist Jemand auf der Fabrik erschienen — wer weiß, wer es ist? — ein kleines, lahmes Männchen, — dem soll ich durchaus Alexei Dmitriewitsch zur Stelle schaffen. Sonderbar! — Heute Morgen fragte dieses Weiblein nach ihm, — jetzt dieses hinkende Männlein. — Und wenn Alexei Dmitriewitsch nicht da ist, so will er durchaus Wassili Fedotitsch sehen.

„Ich gehe ohne ihn gesehen zu haben nicht fort, denn,“ sagt er, „es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit.“ Wir wollten ihn fortjagen, wie jenes Weiblein, denn Wassili Fedotitsch ist wirklich nicht zu Hause — dieser Lahme sagt aber: ich gehe nicht fort — ich werde ihn erwarten, bis die Nacht einbricht . . . und jetzt geht er im Hofe auf und nieder. — Kommen Sie hierher, in den Korridor, da können Sie ihn aus dem Fenster sehen . . . ob Sie den Kavalier vielleicht erkennen?“

Marianne folgte Tatjana. — Sie mußte an Neshdanow vorübergehen, bemerkte wieder seine schmerzlich gerunzelte Stirn und fuhr mit dem Tuche über dieselbe hin. Durch das bestaubte Fenster erblickte sie den Gast, von welchem Tatjana sprach. Er war ihr gänzlich unbekannt. — In diesem Augenblicke aber kam Ssolomin um die Ecke des Hauses.

Das kleine hinkende Männchen trat rasch auf denselben zu und reichte ihm die Hand. — Ssolomin drückte sie. Er kannte den Mann offenbar. Beide verschwanden . . .

Und siehe, ihre Schritte wurden auf der Treppe hörbar . . . sie kommen hierher . . .

Marianne kehrte eilig in ihr Zimmer zurück — blieb in der Mitte desselben stehen, und athmete schwer. Sie fürchtete . . . was? Sie wußte es selbst nicht.

Ssolomin's Kopf zeigte sich in der Thür.

„Marianne Wikentjewna, darf ich bei Ihnen eintreten? Ich habe einen Mann mitgebracht, den Sie durchaus sprechen müssen.“

Marianne nickte blos zustimmend mit dem Kopfe. Ssolomin trat herein, gefolgt von — Paklin.

Dreiunddreißigstes Capitel.

„Ich bin ein Freund Ihres Gemahles", sagte er, indem er sich tief vor Mariannen verbeugte; er schien den erschreckten und aufgeregten Ausdruck seines Gesichtes vor ihr verbergen zu wollen; — „ich bin auch ein Freund von Wassili Fedotitsch. Alexei Dmitriewitsch schläft — er ist nicht wohl, höre ich. Ich bringe leider schlechte Nachrichten, die ich theilweise schon Wassili Fedotitsch mitgetheilt habe, und in Folge deren einige rasche Maßregeln getroffen werden müssen."

Die Stimme Paklin's stockte fortwährend, wie bei einem Menschen, dem die Kehle vor quälendem Durste verdorrt ist. — Die Nachrichten, die er brachte, waren in der That sehr traurig. — Markelow war von den Bauern ergriffen und in die Stadt gebracht. Der einfältige Commis Goluschkin's hatte seinen Herrn verrathen: dieser war gleichfalls arretirt. Goluschkin seinerseits verrathe All und Jeden, wolle zur rechtgläubigen Kirche übergehen, brachte dem Gymnasium ein Portrait des Metropoliten Philaret zum Geschenk und hatte bereits fünftausend Rubel zur Vertheilung an „Invalide Krieger" abgesandt. — Er hatte ohne Zweifel auch Neshdanow verrathen. Die Polizei konnte jeden Augenblick auf der Fabrik erscheinen. Auch Wassili Fedotitsch drohte Gefahr.

„Was mich anbetrifft," fügte Paklin hinzu, „so wundert es mich, daß ich noch frei umhergehe, — obgleich ich mich eigentlich nie mit Politik befaßte und an keinen Unternehmungen Theil nahm. — Ich benutzte die Vergeßlichkeit oder Nachlässigkeit der Polizei, um Sie zu benachrichtigen und mit Ihnen zu überlegen, welche Maßregeln getroffen werden können — um Unannehmlichkeiten vorzubeugen."

Marianne hörte Paklin bis zum Ende an. — Sie erschrak nicht . . . sie blieb sogar ruhig . . . aber, in der That — es mußte Etwas unternommen werden! — Ihre erste Bewegung war, die Augen zu Ssolomin aufzuschlagen.

Er schien ebenfalls ruhig zu sein; nur um den Mund spielten unmerklich die Muskeln — und dieses war nicht sein gewöhnliches Lächeln.

Ssolomin verstand die Bedeutung von Mariannes Blick: sie erwartete seinen Ausspruch, um danach zu handeln.

„Es ist in der That eine sehr kitzliche Sache," — begann er: „ich glaube es wäre gut, wenn sich Neshdanow für einige Zeit verbergen würde. — Aber sagen Sie mir

doch, Herr Paklin, auf welche Weise erfuhren Sie, daß er hier ist?"

Paklin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ein Individuum hat es mir gesagt. Er ist erkannt worden, als er in der Umgegend umherging und Reden hielt. — Nun, und da ist man ihm auf die Spur gekommen, wenngleich nicht in schlechter Absicht. Er gehört zu den Gleichgesinnten. — Verzeihen Sie," wandte er sich an Marianne; „aber unser Freund hier . . . Neshdanow ist sehr . . . sehr unvorsichtig gewesen!"

„Es ist unnütz ihm jetzt einen Vorwurf zu machen," sagte Ssolomin. „Schade, daß man sich nicht mit ihm berathen kann; bis morgen indessen wird sein Unwohlsein vorüber sein — und die Polizei ist nicht so schnell bei der Hand wie Sie meinen. Auch Sie, Marianne Wikentjewna, werden mit ihm fortmüssen."

„Jedenfalls," antwortete Marianne dumpf, aber entschieden.

„Ja!" sprach Ssolomin. „Das müssen wir überlegen und die Mittel finden: wie und wohin?"

„Erlauben Sie mir einen Gedanken darzulegen," begann Paklin, „er kam mir in den Sinn, während ich hierher fuhr. Ich beeile mich Ihnen mitzutheilen, daß ich meinen Fuhrmann eine Werst von hier entlassen habe."

„Was ist das für ein Gedanke„" fragte Ssolomin,

„Geben Sie mir gleich Pferde . . . und ich jage zu Sipjägin's."

„Zu Sipjägin's?" wiederholte Marianne. „Warum?"

„Das werden Sie gleich erfahren."

„Kennen Sie sie denn?"

„Durchaus nicht. Aber hören Sie mich an. — Ueberlegen Sie sich meine Idee ordentlich. Sie scheint mir genial zu sein. — Markelow ist der Schwager Sipjägin's, der Bruder seiner Frau. Ist es nicht so? Sollte denn dieser Herr wirklich Nichts thun, um ihn zu retten? Und zudem — selbst Neshdanow! — Wollen wir annehmen, daß Sipjägin ihm zürnt . . . Neshdanow ist ihm ja aber dennoch ein Verwandter geworden, indem er Sie heirathete. Und die Gefahr, die über dem Haupte unseres Freundes schwebt . . ."

„Ich bin nicht verheirathet," bemerkte Marianne.

Paklin fuhr auf.

„Nicht?! Ist es Ihnen in dieser langen Zeit noch nicht möglich gewesen, sich trauen zu lassen? Nun, gleich-

viel," fügte er hinzu: „man kann ja Etwas vorlügen. Es kommt ja auf Eines heraus: denn Sie werden jetzt doch zur Ehe schreiten. — Besseres kann ich wirklich nicht ersinnen! — Beobachten Sie den Umstand, daß Sipjägin sich bis jetzt nicht entschließen konnte Sie zu verfolgen. Es ist doch einige — Großmuth in seinem Charakter. Ich sehe, daß dieser Ausdruck Ihnen nicht gefällt, sagen wir also statt dessen: ein gewisser Hochmuth. Warum sollten wir diesen im gegebenen Falle nicht ausnutzen? Urtheilen Sie selbst!"

Marianne erhob den Kopf und strich sich mit der Hand über das Haar.

„Sie können für Markelow Alles ausnutzen, was Sie wollen, Herr Paklin . . . so wie auch für sich selbst; aber Alexei und ich, wir wünschen für unsere Personen weder Vermittelung noch Schutz des Herrn Sipjägin! Wir haben sein Haus nicht verlassen, um als Bittsteller wieder an dasselbe zu klopfen. Weder die Großmuth noch der Hochmuth Herrn Sipjägin's oder seiner Frau kümmern uns im Geringsten!"

„Das — sind sehr lobenswerthe Gefühle," entgegnete Paklin — (dachte aber bei sich: Sieh einmal! wie sie mich mit kaltem Wasser übergießt!) „obgleich . . . von der anderen Seite . . . wenn man in Betracht zieht . . . Uebrigens, ich bin bereit mich zu fügen. Ich werde für Markelow wirken — für unseren guten Markelow allein! Allein ich muß bemerken, daß er ihm nicht blutsverwandt ist — durch die Frau allein — während Sie . . ."

„Herr Paklin, ich bitte Sie!"

„Ich gehorche . . . ich gehorche Ihnen! Doch kann ich nicht umhin Ihnen mein Bedauern darüber auszudrücken, denn Sipjägin ist ein gar mächtiger Herr! . . ."

„Fürchten Sie denn nichts für sich?" fragte Ssolomin.

Paklin warf sich in die Brust.

„In solchen Augenblicken darf man nicht an sich denken!" sagte er stolz. — Er dachte dabei aber gerade an sich. — Er hoffte (der Arme, der Schwächling!) dabei selbst glücklich durchzuschlüpfen. In Betracht der ihm geleisteten Dienste konnte Sipjägin, wenn es Noth that auch für ihn ein gutes Wort einlegen. Denn, — wie man die Sache auch drehen mochte — er war doch auch in die Sache verwickelt: er hatte um Alles gewußt . . . und auch selbst geschwatzt!

„Ich finde Ihre Idee nicht schlecht", sagte endlich Ssolomin, „obgleich ich eigentlich auf keinen großen Erfolg

davon rechne. Es kann aber doch versucht werden. Zu verderben — ist da Nichts!"

„Freilich nicht. Nun, und nehmen wir das Aergste an: man ergreift mich beim Kragen und wirft mich hinaus . . . Was ist denn dabei für ein Unglück?"

„Natürlich ist das kein Unglück . . . (Merci! dachte Paklin — Ssolomin aber fuhr fort): Was ist die Uhr? — Es geht auf fünf; da ist keine Zeit zu verlieren. Ich werde Ihnen sogleich Pferde geben lassen. Paul!"

Statt dessen erschien aber auf der Schwelle — Neshdanow.

Er schwankte auf den Füßen, hielt sich mit der einen Hand an der Thür fest, öffnete matt die Lippen und schaute mit trübem Blicke um sich. Er verstand Nichts.

Paklin trat zuerst auf ihn zu.

„Aljosha!" rief er, „Du erkennst mich doch?"

Neshdanow erhob langsam das Auge zu ihm.

„Paklin?" sprach er endlich.

„Ja, ja! Ich bin es. Du bist krank?"

„Ja . . . ich bin krank. Aber . . . weshalb bist Du hier?"

„Warum ich . . ." — Doch in diesem Augenblicke berührte Marianne Paklin leise am Ellnbogen. Er drehte sich nach ihr um und sah, daß sie ihm Zeichen machte . . . „Ach ja!" murmelte er, „ja . . . richtig! Siehst Du, Aljosha, ich bin in einer wichtigen Angelegenheit hergekommen", setzte er laut hinzu, „und begebe mich gleich weiter . . . Ssolomin wird Dir Alles erzählen — und auch Marianne . . . Marianne Wikentjewna. Beide billigen mein Unternehmen. — Es handelt sich um uns Alle: — d. h. — nein!" rief er, in Antwort auf Mariannens Blick und Bewegung . . . „Es handelt sich um Markelow; — um ihn allein. Jetzt aber lebe wohl! Jeder Augengenblick ist kostbar . . . lebe wohl, Freund Neshdanow . . . wir sehen uns wieder! — Wassili Fedotitsch, wollen Sie die Güte haben und mit mir gehen, um Anordnungen wegen der Pferde zu treffen?"

„Recht gern. — Marianne, ich möchte Ihnen sagen: Bleiben Sie stark! Aber . . . es ist nicht nöthig. — Sie sind eine von echtem Schrot und Korn!"

„Oh ja! oh ja!" rief Paklin zustimmend. Sie sind eine Römerin aus der Zeit Cato's! des Cato Uticensis! Doch kommen Sie, Wassili Fedotitsch, kommen Sie!"

„Sie haben keine Eile," sagte Ssolomin mit einem trägen Lächeln.

Neshdanow trat etwas auf die Seite, um sie Beide durchgehen zu lassen . . seine Augen drückten noch immer einen vollständigen Mangel an Verständniß aus. Hierauf machte er ein paar Schritte und setzte sich, mit dem Gesicht zu Mariannen gekehrt, auf einen Stuhl.

„Alexei," sagte sie ihm, „Alles ist entdeckt. Die Bauern, die Markelow aufwiegeln wollte, haben ihn ergriffen. Er sitzt in der Stadt unter Arrest, und jener Kaufmann, bei welchem Du zu Mittag speis'test, ebenfalls; wahrscheinlich wird die Polizei bald auch nach uns kommen. — Paklin ist zu Sipjägins gefahren."

„Weshalb?" flüsterte kaum hörbar Neshdanow. Aber seine Augen waren wieder klar — das Gesicht hatte seinen gewohnten Ausdruck angenommen. Der Rausch war verflogen.

„Um zu versuchen, ob er sich nicht verwenden wird."

Neshdanow richtete sich auf.

„Für uns?"

„Nein, für Markelow. Er wollte auch für uns bitten . . . aber ich verbot es ihm. Habe ich gut daran gethan, Alexei?"

„Ob Du gut daran gethan hast?" sprach Neshdanow, und streckte die Hände ohne sich vom Stuhle zu erheben, nach ihr aus. — „Ob Du gut gethan?" wiederholte er — und, indem er sie zu sich heran zog, lehnte er das Gesicht an ihre Gestalt und brach in Thränen aus.

„Was ist Dir? Was ist Dir?" rief Marianne. Wie jenes erste Mal, wo er mit bedrücktem Herzen in einer plötzlichen, leidenschaftlichen Aufwallung vor ihr auf die Knie gesunken war, legte sie ihre beiden Hände auf sein bebendes Haupt. Aber was sie jetzt fühlte, war schon ganz etwas Anderes, als damals. — Damals hatte sie sich ihm ganz hingegeben, hatte sie sich ihm unterworfen und darauf gelauscht, was er ihr sagen würde.

Jetzt bemitleidete sie ihn und dachte nur daran ihn zu beruhigen.

„Was ist das?" wiederholte sie. „Worüber weinst Du? Doch nicht, weil Du in einem etwas sonderbaren Zustande nach Hause kommst? Unmöglich! — Oder thut Dir Markelow leid — oder fürchtest Du für mich und für Dich? Oder beklagst Du das Fehlschlagen unserer Hoffnungen? Du konntest doch unmöglich erwarten, daß Alles glatt abgehen würde!"

Neshdanow erhob plötzlich den Kopf.

„Nein Marianne," sagte er, sein Schluchzen gewalt-

sam unterdrückend: „ich fürchte mich weder für Dich, noch für mich . . . aber leid ist es mir in der That . . .“

„Um wen?“

„Um Dich, Marianne! Es ist mir leid, daß Du Dein Schicksal mit dem Schicksale eines Menschen vereinigt hast, der Deiner nicht werth ist!“

„Warum denn nicht werth?“

„Und sei es deshalb, weil dieser Mensch im Stande ist in einem solchen Augenblicke zu weinen!“

„Das bist Du nicht . . . es sind ja nur Deine Nerven, die da weinen.“

„Meine Nerven und ich — das ist Alles eins! Nun höre, Marianne, sieh' mir in's Auge: Du kannst mir jetzt doch unmöglich sagen, daß Du nicht bedauerst . . .“

„Was denn?“

„Daß Du mit mir geflohen bist?“

„Nein!“

„Und Du willst mir auch weiter folgen? Ueberall hin?“

„Ja.“

„Ja, Marianne, ja?“

„Ja. Ich habe Dir meine Hand gereicht, und so lange Du derselbe bist, den ich liebgewann, ziehe ich sie nicht zurück.“

Neshdanow saß immer noch auf dem Stuhle und Marianne stand vor ihm. Er hatte seine Arme um ihre Taille geschlungen; ihre Hände ruhten auf seinen Schultern. — „Ja; nein,“ dachte Neshdanow . . . „früher, wenn ich sie so in meinen Armen hielt, — so blieb sie wenigstens unbeweglich; jetzt aber, ich fühle es — weicht sie ganz leise, vielleicht gegen ihren Willen zurück!“

Er ließ seine Arme langsam sinken — und, in der That, — Marianne wich kaum merkbar zurück.

„Weißt Du“, sagte er laut, „Wenn wir denn fliehen müssen, ehe die Polizei uns hier entdeckt, so wäre es, glaube ich besser, uns früher trauen zu lassen. An einem anderen Orte findet sich vielleicht nicht ein so gefälliger Priester Sossim!“

„Ich bin bereit!“ entgegnete Marianne.

Neshdanow betrachtete sie aufmerksam.

„Römerin! sagte er mit einem häßlichen Versuche zu lächeln — „Das Gefühl der Pflicht!“

Marianne zuckte die Achseln.

„Wir müssen es mit Ssolomin besprechen.

„Ja, Ssolomin . . .“ sprach Neshdanow gedehnt. —

„Aber auch ihm droht ja wohl Gefahr. Die Polizei wird auch ihn ergreifen. Ich glaube, er hat noch mehr gewußt und Theil an Allem genommen, als ich."

„Davon weiß ich Nichts. Er spricht niemals von sich selbst."

„Anders als ich!" dachte Neshdanow, „das wollte sie wohl sagen. — Ssolomin ... Ssolomin!" fügte er hinzu, nach einem langen Schweigen. — „Sieh Marianne! ich würde Dich nicht beklagen, wenn der Mensch, mit dem Du Dich für's ganze Leben verbindest — so wie Ssolomin, oder Ssolomin selbst wäre."

Jetzt sah Marianne Neshdanow aufmerksam an.

„Du hattest nicht das Recht, das zu sagen," sprach sie endlich.

„Nicht das Recht? — Wie soll ich diese Worte verstehen? soll ich daraus entnehmen, daß Du mich liebst — oder wolltest Du damit sagen, daß ich diese Frage überhaupt nicht hätte berühren sollen?"

„Du hattest kein Recht es zu thun," wiederholte Marianne.

Neshdanow senkte den Kopf.

„Marianne!" brachte er mit etwas veränderter Stimme hervor.

„Was wünschest Du?"

„Wenn ich jetzt . . . wenn ich Dir jetzt jene Frage thun sollte . . . Du weißt! Nein, ich werde Dich um Nichts bitten . . . lebewohl."

Er erhob sich und ging hinaus. Marianne hielt ihn nicht zurück. Neshdanow setzte sich auf das Sopha und verbarg sein Gesicht in seinen Händen. Er erschrak vor seinen eigenen Gedanken, und bemühte sich gar Nichts zu denken. Er fühlte nur Eines deutlich: eine dunkle, unterirdische Hand hatte an die Wurzel seines Lebens gegriffen — und würde dasselbe nicht mehr aus der Hand lassen. Er wußte, daß das gute theure Wesen, welches im andern Zimmer geblieben war, nicht zu ihm herauskommen würde, und daß er es nicht wagen würde zu ihr zu gehen. Und wozu auch? Was sollte er ihr sagen?"

Rasche, feste Tritte veranlaßten ihn die Augen zu öffnen. Ssolomin ging durch sein Zimmer, klopfte an Mariannens Thür und ging zu ihr hinein.

„Ehre und Vortritt!" flüsterte Neshdanow bitter.

Vierunddreißigstes Capitel.

Es war bereits zehn Uhr Abends; im Gastzimmer des Gutes Arshenowo spielten Sipjägin, seine Frau und Kallomeyzew Karten, als der Diener hereintrat und die Ankunft eines fremden Herrn, Paklin's, meldete, der Boris Andrejewitsch in einer Angelegenheit von dringendster Wichtigkeit zu sprechen wünschte.

„So spät!" verwunderte sich Valentine Michailowna.

„Wie?" fragte Boris Andrejewitsch und zog seine hübsche Nase kraus. — „Wie nanntest Du die Familie des Herrn?"

„Er nannte sich Paklin."

„Paklin!" rief Kallomeyzew, „ein rechter Bauername. — Paklin, Ssolomin . . . de vrais noms rureaux, hein?"

„Und Du sagst", fuhr Boris Andrejewitsch immer mit derselben krausen Nase fort, — sich zu dem Diener wendend — „in einer nothwendigen, wichtigen Angelegenheit?"

„So sagte er."

„Hm! Irgend ein Bettler oder ein Intriguant. — („Oder auch Beides in einer Person," schaltete Kallomeyzew ein.) — Das kann schon sein. Bitte ihn in mein Kabinet." — Boris Andrejewitsch stand auf. — „Pardon, ma bonne — Spielt unterdessen doch écarté mit einander. — Oder wartet auf mich. Ich komme bald wieder"

„Nous causerons, allez!" sagte Kallomeyzew.

Als Sipjägin in sein Kabinet trat und das elende, klägliche Figürchen Paklin's sah, das sich zwischen dem Kamine und der Thür an die Wand drückte, — erfaßte ihn jenes wahrhaft ministerielle Gefühl hochmüthigen Mitleids und ekelvoller Herablassung, welches den petersburger Würdenträgern so eigen ist. — „Gott! welch ein unglückseliges Geschöpf!" dachte er; „und er scheint obendrein noch zu hinken!"

„Setzen Sie sich," sagte er, indem er seine wohlwollendsten Baritontöne brauchte und den Kopf anmuthig zurückwarf, — und setzte sich selbst sogleich hin. „Sie werden wohl müde von der Reise sein; nehmen Sie Platz und erklären Sie mir, welch eine wichtige Angelegenheit Sie zu einer so späten Stunde hergeführt hat."

„Ich habe mir erlaubt, Excellenz," fing Paklin an, indem er sich vorsichtig auf einen Sessel niederließ, „zu Ihnen zu kommen . . ."

„Warten Sie, warten Sie," unterbrach ihn Sipjägin „ich sehe Sie nicht zum ersten Male. Ich vergesse niemals ein Gesicht, das mir schon einmal begegnete; Nichts entfällt mir. — Aber — . . . aber . . . wo habe ich Sie gesehen?"

„Sie erinnern sich nicht Excellenz. Ich hatte die Ehre in Petersburg mit Ihnen zusammen zu treffen bei einem Manne, ... der seitdem . . . . leider . . . . Ihren Unwillen erregt hat. . . ."

Sipjägin erhob sich rasch von seinem Sessel.

„Bei Herrn Neshdanow! Jetzt fällt es mir ein. — Sind Sie nicht etwa gar von ihm abgesandt?"

Durchaus nicht, Excellenz; im Gegentheil . . . . ich . . . ."

Sipjägin setzte sich wieder.

„Und Sie thun gut daran; denn ich würde Sie in jenem Falle bitten, sich sofort wieder zu entfernen. — Ich kann keinen Vermittler zwischen mir und Herrn Neshdanow zulassen. Herr Neshdanow hat mir eine von jenen Beleidigungen zugefügt, die man nicht vergißt . . . . Ueber Rache bin ich erhaben; — aber ich will weder von ihm Etwas wissen, noch von jenem Mädchen, deren Vernunft übrigens mehr verderbt ist, als ihr Herz (diese Phrase wiederholte Sipjägin seit Mariannen's Flucht wohl schon zum dreißigsten Male) — die sich entschließen konnte das Haus zu verlassen, das sie aufgenommen hatte, um die Geliebte eines Herumtreibers ohne Namen zu werden! — Es muß ihnen genügen, daß ich sie vergesse!"

Bei diesen Worten machte Sipjägin mit seiner Hand eine Bewegung von unten herauf. „Ich vergesse sie, mein Herr!"

„Excellenz! ich habe schon die Ehre gehabt zu erklären, daß ich nicht in deren Namen hergekommen bin; — obgleich ich Ew. Excellenz unter Anderem doch auch mittheilen darf, daß sie bereits ehelich verbunden sind . . . (Ach! . . . gleichviel! " dachte Paklin: „ich habe gesagt, daß ich lügen würde . . . nun, jetzt ist es geschehen. Thut Nichts!")

Sipjägin ließ seinen Nacken von der Lehne des Stuhles nach rechts und links gleiten.

„Das interessirt mich nicht im Geringsten, mein Herr. — Eine einfältige Heirath mehr auf der Welt — und das ist Alles. — Allein, welche ist denn die so sehr dringende Angelegenheit, der ich das Vergnügen Ihres Besuches verdanke?"

„Verdammter Departements-Director! dachte Paklin wieder. — Genug der Ziererei, Du englische Fratze!"

„Der Bruder Ihrer Frau Gemahlin," — sprach er laut „Herr Markelow — ist von seinen Bauern, die er aufzuwiegeln versuchte, ergriffen — und sitzt im Hause des Gouverneurs im Arrest."

Sipjägin sprang zum zweiten Male von seinem Sessel auf.

„Was . . . was sagen Sie?" stammelte er, nicht mehr im ministeriellen Bariton, sondern in irgend einem häßlichen Gurgeltone.

„Ich habe gesagt, daß Ihr Schwager ergriffen ist und in der Stadt in Ketten sitzt. — Sobald ich das erfuhr, nahm ich Pferde und jagte hierher, um Sie davon zu benachrichtigen. Ich glaubte damit sowohl Ihnen als auch jenem Unglücklichen, den Sie vielleicht retten können — einen Dienst zu leisten."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden" antwortete er, immer noch mit derselben schwachen Stimme — und schlug, weit ausholend auf eine Glocke in Form eines Pilzes, so daß deren metallener Klang durch das ganze Haus schallte. — „Ich bin Ihnen sehr verbunden," — wiederholte er schärfer; — „wissen Sie jedoch: ein Mensch, der sich entschließen konnte alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen zu treten, ist, — und sei er mir auch hundertmal verwandt — in meinen Augen kein Unglücklicher, sondern ein Verbrecher!"

Ein Diener stürzte eilig in's Zimmer.

„Sie befehlen?"

„Meinen Wagen! Sofort den Wagen mit vier Pferden! — Ich fahre in die Stadt. — Philipp und Stephan fahren mit!" — Der Diener sprang hinaus. „Ja, mein Herr, mein Schwager — ist ein Verbrecher; und ich fahre in die Stadt, nicht etwa um ihn zu retten! — oh, nein!"

„Aber Excellenz! . . ."

„Dies sind meine Principien, hochgeschätzter Herr! — und ich bitte mich nicht mit Vorstellungen zu belästigen!"

Sipjägin ging in seinem Kabinette auf und nieder. — Paklin riß die Augen auf. „Pfui Teufel!" dachte er. „Von Dir sprach man ja als von einem Liberalen? ! — Statt dessen bist Du ja ein brüllender Löwe!" — Die Thür öffnete sich und Valentine Michailowna trat eiligen Schrittes herein; ihr folgte Kallomeyzew auf dem Fuße nach.

„Was bedeutet das, Boris? Du hast den Wagen an-

spannen lassen? Du fährst in die Stadt? Was ist denn vorgefallen?"

Sipjägin näherte sich seiner Frau, faßte sie beim rechten Arme zwischen dem Ellenbogen und dem Handgelenke. — „Il faut vous armer de courage, ma chère. — Ihr Bruder ist arretirt worden."

„Mein Bruder? Sergei? Weshalb?"

„Er hat den Bauern socialistische Theorien gepredigt! (Kallomeyzew schrie leise auf.) — Ja, er hat ihnen die Revolution gepredigt, für dieselbe Propaganda gemacht! Sie haben ihn ergriffen — und ausgeliefert. — Jetzt sitzt er . . . in der Stadt.

„Der Unsinnige! . . . Aber wer sagte es Dir? . . ."

„Hier, der Herr, . . . der Herr . . . wie heißt er doch? . . . Herr Konopatin hat die Nachricht gebracht."

Valentine Michailowna warf einen Blick auf Paklin. Dieser verbeugte sich niedergeschlagen. („Welch ein stattliches Weib!" — dachte er. — Wie zugänglich war er selbst in solchen schweren Augenblicken dem Einflusse weiblicher Schönheit!)

„Und Du willst in die Stadt fahren — so spät noch?"

„Ich werde den Gouverneur wohl noch auf finden."

„Ich habe immer prophezeit, daß es solch ein Ende nehmen würde," — mischte sich Kallomeyzew hinein. „Das konnte gar nicht anders sein! Aber — was sind doch unsere russische Bauern für prächtige Kerle! Es ist eine wahre Pracht! — Pardon, madame, c'est votre frère! Mais la vérité avant tout!"

„Willst Du denn wirklich fahren, Boris?" fragte Valentine Michailowna.

„Ich bin überzeugt," fuhr Kallomeyzew fort — „daß auch jener, jener Lehrer — Neshdanow hier mit verwickelt ist — J'en mettrais ma main au feu. — Das ist alles eine Bande! Hat man ihn nicht ergriffen? Wissen Sie nicht?"

Sipjägin machte wieder eine Bewegung mit der Hand.

„Ich weiß es nicht und will es nicht wissen! A propos! setzte er zu seiner Frau gewandt, hinzu — „il parait qu'ils sont mariés."

„Wer hat das gesagt? Dieser selbe Herr? — Valentine Michailowna warf wieder einen Blick auf Paklin und blinzelte diesmal mit den Augen.

„Ja, derselbe."

„In diesem Falle" fiel Kallomeyzew ein — „weiß er auch gewiß wo sie sich befinden. — Wissen Sie, wo sie sind? Wissen Sie es? Eh? Eh? Eh! — Wissen Sie es?"

Kallomeyzew tänzelte vor Paklin herum, als wollte er ihm den Weg versperren, obgleich dieser gar keine Lust zeigte entfliehen zu wollen. — „So reden Sie doch! Antworten Sie! Eh? Eh? Wissen Sie es? Wissen Sie Etwas von ihnen?"

„Und wenn ich es wüßte," sagte Paklin ärgerlich — die Galle war ihm endlich übergegangen und seine Augen blitzten: „wenn ich es wüßte, Ihnen würde ich es nicht sagen."

„Oh . . . oh . . . oh" murmelte Kallomeyzew . . . „Hören Sie . . . Hören Sie! — Dieser gehört ebenfalls . . . ganz gewiß gehört dieser auch zu ihrer Bande!"

„Der Wagen ist vorgefahren!" rief der eintretende Diener.

Sipjägin griff mit einer anmuthigen, lebhaften Bewegung nach seinem Hute; — aber Valentine Michailowna bat ihn inständig bis zum nächsten Morgen zu warten; sie führte ihm so überzeugende Gründe an: wie dunkel es draußen sei, wie er in der Stadt Alles schlafend finden würde, wie er nur seine Nerven aufregen und sich erkälten würde — daß Sipjägin endlich nachgab und ausrief:

„Ich gehorche! Und mit derselben unmuthigen, aber nicht mehr lebhaften Bewegung stellte er seinen Hut wieder auf den Tisch zurück.

„Den Wagen abspannen!" befahl er dem Diener; „aber morgen früh, präcis sechs Uhr muß er fertig sein! Hörst Du? — Geh! Halt! Die Equipage dieses Herrn, des — Gastes, soll weggeschickt und der Kutscher bezahlt werden! — Eh? Sie sagten Etwas, Herr Konopatin? — Ich nehme Sie morgen mit, Herr Konopatin! Was sagen Sie? Ich hörte nicht . . . Sie trinken doch Schnaps! Bringe dem Herrn Konopatin Schnaps! Nein? Trinken Sie keinen? Nun denn! Feodor! Führe den Herrn in's grüne Zimmer! Gute Nacht, Herr Kono . . ."

Jetzt riß Paklin die Geduld.

„Paklin!" schrie er — „ich heiße Paklin!"

„Ach, so! Nun, gleichviel! Was Sie aber für eine starke Stimme haben, trotz ihrer schwächlichen Körperbeschaffenheit! Auf morgen, Herr Paklin . . . Habe ich jetzt den Namen richtig gesagt? Siméon vous viendrez avec nous?"

„Je crois bien!"

Paklin wurde in's grüne Zimmer geführt . . . Man schloß ihn ein . . . Als er sich in's Bett legte, hörte er, wie der Schlüssel in dem englischen Schloß umgedreht

wurde. Er schalt sich selbst für seine „geniale Idee" — und schlief sehr schlecht.

Am andern Morgen früh, um halb sechs, wurde er geweckt. Man brachte ihm den Kaffee. Während er trank stand der Diener mit den bunten Achselbändern, das Theebrett in der Hand dabei, und schien sagen zu wollen: „Beeile Dich — die Herrschaft wartet!" Hierauf wurde er hinuntergeführt. Der Wagen stand bereit, und auch Kallomeyzew's Wagen war vorgefahren. Sipjägin erschien auf der Treppe in einem kamelottenen Mantel mit einem runden Kragen. Solche Mäntel trug längst schon Niemand mehr, mit Ausnahme einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, die Sipjägin nachzuahmen, und der er sich angenehm zu machen bemühte. Bei wichtigen, officiellen Gelegenheiten legte er deshalb diesen Mantel um.

Sipjägin begrüßte Paklin ziemlich freundlich, — wies mit einer energischen Handbewegung nach dem Wagen hin und forderte ihn auf sich einzusetzen. „Herr Paklin, Sie fahren mit mir, Herr Paklin. Thue den Reisesack des Herrn Paklin zu dem Kutscher hin. Ich fahre Herrn Paklin — sagte er, das „A" besonders betonend! — Du hast solch einen Namen . . . und fühlst Dich noch beleidigt, wenn man ihn verändert? — Da hast Du ihn denn jetzt! schmecke ihn! ersticke daran!" Herr Paklin! Herr Paklin! tönte der unglückliche Name durch die frische Morgenluft. Sie war so frisch, daß Kallomeyzew, beim Heraustreten mehrere Mal auf Französisch: Brr! brr! brr! machte und sich beim Einsteigen in seine elegante, zurückgeschlagene Kalesche fester in seinen Mantel hüllte. — (Sein armer Freund, der Fürst Michael von Serbien hatte sich, als er diese Kalesche sah, eine ganz eben solche bei Binder gekauft . . . „Vous savez Binder, le grand carossier des Champs Elysées?") Hinter den halbgeöffneten Fensterläden des Schlafzimmers blickte Valentine Michailowna in Tuch und Nachthäubchen hervor.

Sipjägin setzte sich ein und winkte ihr mit der Hand einen Gruß zu.

„Sitzen Sie gut, Herr Paklin? — Vorwärts!"

„Je vous recommande mon frère! Epargnez-le! — hörte man die Stimme Valentine Michailowna's.

Soyez tranquille!" — rief Kallomeyzew, unter dem Schirme, seiner von ihm selbst erfundenen Reisemütze mit einer Cocarde kühn zu ihr blickend . . . „C'est surtout l'autre qu'il faut pincer!" —

„Vorwärts!“ wiederholte Sipjägin — „Herr Paklin, ist Ihnen nicht kalt? — Vorwärts!“

Die Equipagen setzten sich in Bewegung.

Während der ersten zehn Minuten schwiegen sowohl Sipjägin als Paklin. — Der unglückliche Ssila, in seinem unansehnlichen Paletot und der zerknitterten Mütze, erschien noch miserabler auf dem dunkelblauen Fond des kostbaren Seidenzeuges, mit welchem das Innere des Wagens ausgeschlagen war. Er betrachtete schweigend die feinen blauen Sterne, die sich bei der leisesten Berührung ihrer Feder rasch hoben und den zarten, weißen Teppich zu seinen Füßen, und den daran angebrachten, rothholzenen Kasten mit einem hervorzuschiebenden Brettchen zum Schreiben — davor sogar ein Bücherbrett — nicht daß Boris Andreitsch es gleich Thiers geliebt hätte auf der Reise im Wagen zu arbeiten — aber er wünschte, daß Andere es von ihm glaubten.

Paklin empfand einige Schüchternheit. Sipjägin blickte ein paar Mal über seine glänzend barbirte Wange auf ihn herab, nahm mit bedächtiger Wichtigkeit sein silbernes Cigarrenetui mit dem verschlungenen Namenszug in slavonischen Buchstaben — und bot — er bot ihm in der That eine Cigarre an, indem er dieselbe kaum zwischen dem zweiten und dritten Finger seiner mit einem gelben, englischen Handschuh aus Hundeleder bekleideten Hand hielt!

„Ich rauche nicht“ murmelte Paklin.

„Ah“ antwortete Sipjägin, und rauchte selbst seine Cigarre an, die sich als eine vortreffliche Regalia erwies. „Ich muß Ihnen sagen, mein lieber Herr Paklin“ — fing er an, indem er einige Züge that und den Rauch in zierlichen feinen Ringen hervorblies, — daß ich . . . Ihnen . . . im Grunde . . . sehr dankbar bin . . . Ich bin Ihnen . . . gestern . . . vielleicht . . . etwas scharf erschienen . . . was eigentlich nicht . . . in meinem Charakter liegt. (Sipjägin sprach mit Absicht in abgerissenen Sätzen.) Ich kann Sie dessen versichern. Aber, Herr Paklin! Gehen auch Sie in meine . . . Lage ein — (Sipjägin ließ seine Cigarre aus einem Mundwinkel in den anderen gleiten.) Die Stellung, die ich einnehme, stellt mich . . . so zu sagen . . . in den Vordergrund; und plötzlich . . . compromittirt . . . der Bruder meiner Frau . . . sich und mich in einer so unglaublichen Weise! Eh? Herr Paklin — Sie denken vielleicht: daß das Nichts zu bedeuten hat?“

„Das denke ich nicht, Excellenz!“

„Ist es Ihnen bekannt, bei welcher Veranlassung und wo namentlich er arretirt worden ist.“

„Ich habe gehört, es sei im T'schen Kreise gewesen.“

„Von wem haben Sie das gehört?“

„Von . . . von einem Menschen.“

„Natürlich nicht von einem Vogel. — Aber wie heißt dieser Mensch?“

„Von . . . dem Gehülfen des Kanzlei-Directors beim Gouverneur.“

„Wie heißt er?“

„Der Kanzlei-Director?“

„Nein! der Gehülfe?“

„Er heißt . . . Aljaschewitsch. Er ist ein vortrefflicher Beamter, Excellenz! — Sobald ich von diesem Ereigniß erfuhr, eilte ich sogleich zu Ihnen.“

„Nun ja, nun ja, — und ich wiederhole, daß ich Ihnen sehr dankbar dafür bin. — Aber, welch ein Unverstand! Das ist doch Unverstand? Eh? Herr Paklin? Eh?“

„Vollkommener Wahnsinn!“ rief Paklin — und dabei lief ihm der Schweiß in einem heißen Zünglein den Rücken herab. — „das heißt: den russische Bauern gar nicht kennen. — Herr Markelow besitzt, so weit ich urtheilen kann, ein sehr gutes und edles Herz; — aber den russischen Bauern hat er nicht verstanden. (Paklin blickte zu Sipjägin auf, der ihn, halb zu ihm gewandt, mit einem kalten, jedoch nicht feindlichem Blicke betrachtete.) Selbst das Aufwiegeln des russischen Bauern ist nicht anders möglich, als, indem man seine Ergebenheit für das Kaiserhaus und die hohe Obrigkeit benutzt, — indem man irgend eine Legende erfindet — denken Sie an den Pseudo-Demetrius — oder ein kaiserliches Zeichen auf der Brust vorweis't, das mit glühender Münze in dieselbe eingegraben wurde.“

„Ja, ja, wie bei Pugatschew,“ unterbrach ihn Sipjägin in einem Tone, als wollte er sagen: „Wir haben die Geschichte noch nicht vergessen — Du brauchst Dich nicht in Details zu ergehen!“ Er setzte noch hinzu: „Das ist Wahnsinn! Wahnsinn!“ — und versank dann in die Betrachtungen eines, von der Spitze der Cigarre schnell auffliegenden Ringleins Rauch.

„Excllenz!“ begann Paklin, den seine Schüchternheit verlassen hatte: „ich habe Ihnen selber gesagt, daß ich nicht rauche — aber das ist nicht wahr; — ich rauche . . . . und Ihre Cigarre duftet so herrlich . . . .“

„Wie? Was?“ sagte Sipjägin, als wenn er aus einem

Traum erwachte — reichte aber Paklin, ehe dieser das Gesagte wiederholen konnte, sein offenes Cigarrenetui hin — womit er unzweifelhaft an den Tag legte, daß er seine Worte sehr gut gehört hatte. Paklin rauchte vorsichtig und dankbar seine Cigarre an.

„Dies ist vielleicht ein günstiger Moment," dachte er; allein Sipjägin kam ihm zuvor.

„Ich erinnere mich, daß Sie," sprach er in nachlässigem Ton, indem er oft inne hielt, seine Cigarre betrachtete, den Hut aus dem Nacken in die Stirn schob: „daß Sie .... daß Sie von jenem, Ihrem Freunde gesprochen haben, der .... meine Nichte geheirathet hat. — Sahen Sie dieselbe zuweilen? Leben sie hier in der Nähe?"

(„Aha!" dachte Paklin: „Jetzt Ssila gieb Acht!")

„Ich habe sie nur einmal gesehen, Excellenz! Sie leben in der That .... nicht sehr weit von hier."

„Sie begreifen natürlich", fuhr Sipjägin in demselben Ton fort, „daß ich — wie ich Ihnen bereits gesagt — mich nicht mehr ernstlich weder für dieses leichtsinnige Mädchen noch für Ihren Freund interessiren kann. — Mein Gott! Ich bin nicht ein Mann von Vorurtheilen; aber — gestehen Sie selbst: das ist zu arg! — Es ist einfältig — wissen Sie! Ich glaube übrigens, daß es mehr die Politik war, welche sie verband ... („Politik! !" wiederholte er und zuckte die Achseln) als ein anderes Gefühl."

„Ich glaube das auch, Excellenz!"

„Ja, Herr Neshdanow war durchweg ein Rother. — Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen; er hielt seine Ueberzeugungen nicht verborgen!"

„Neshdanow," wagte Paklin vorzugehen, „hat sich vielleicht hinreißen lassen; aber sein Herz ..."

„Ist gut," unterbrach ihn Sipjägin, „natürlich! natürlich! Wie bei Markelow auch. — Sie Alle haben gute Herzen. Wahrscheinlich ist auch er bei der Sache betheiligt — und wird mit verwickelt sein ... und ich werde mich auch noch für ihn zu verwenden haben!"

Paklin kreuzte die Hände vor die Brust:

„Ach, ja, ja, Excellenz! — lassen Sie ihm Ihren Schutz angedeihen! Er ist wirklich .... wirklich .... Ihrer Theilnahme werth!"

Sipjägin schmunzelte.

„Sie glauben?"

„Endlich, wenn nicht für ihn, ... so doch für Ihre Nichte, seine Gemahlin. (Mein Gott! was lüge ich da!)"

Sipjägin blinzelte mit den Augen.

„Ich sehe, Sie sind mir ein sehr treuer Freund. Das ist gut, das ist lobenswerth, junger Mann. — Sie sagten also, daß sie in der Nähe leben?“

„Ja, Excellenz .... in einer großen Anstalt ...“ Hier biß sich Paklin in die Zunge.

Sipjägin schmatzte mit den Lippen.

„Ta, ta, ta, ta! .... Bei Ssolomin! Dort also! — Ich wußte es übrigens; man hat es mir gesagt; ja, man hat mir schon davon gesagt. (Herr Sipjägin wußte es jedoch durchaus nicht, er hatte auch Nichts davon gehört; als ihm aber Ssolomin's Besuch und die nächtlichen Zusammenkünfte einfielen, so warf er die Angel aus ... und Paklin blieb auch sofort an derselben hängen.)

„Wenn Sie es denn wissen,“ begann er, und zum zweiten Male biß er sich in die Zunge .... Aber jetzt war es zu spät. — Durch einen Blick, den Sipjägin auf ihn warf, begriff er, daß dieser die ganze Zeit mit ihm gespielt hatte, wie die Katze mit der Maus.

„Uebrigens ... Excellenz,“ stammelte er, „muß ich erklären, daß ich eigentlich Nichts weiß ....“

„Ich frage Sie ja auch gar nicht aus ... Ich bitte Sie .... für wen halten Sie mich?“ sprach Sipjägin in anmaßendem Ton und trat sofort wieder in seine ministerielle Sphäre zurück.

Und Paklin fühlte sich wieder so elend, klein, gefangen ... Bis zu diesem Augenblicke hatte er beim Rauchen seine Cigarre in dem von Sipjägin abgewandten Mundwinkel gehalten, und den Tabaksrauch vorsichtig auf die Seite geblasen; jetzt nahm er sie ganz aus dem Munde und hörte auf zu rauchen.

„Gott! mein Gott!“ stöhnte er innerlich — und heißer Schweiß lief ihm reichlich von allen Gliedern herab. „Was habe ich gethan! — Ich habe Alle und Alles verrathen .... Ich bin zum Narren gehalten, mit einer guten Cigarre bestochen worden! ! ... Ich bin ein Ankläger ... Wie soll ich jetzt dem Unheile abhelfen, oh, Gott!“

Das Unheil abzuwenden, war nicht möglich. Sipjägin schlummerte würdevoll und wichtig ein, ganz wie ein Minister, indem er sich in seinen „ehrbaren“ Mantel hüllte .... Zudem verging keine Viertelstunde mehr — und die Equipage hielt vor dem Hause des Gouverneurs.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Der Gouverneur der Stadt S. gehörte zu der Anzahl jener gutmüthigen, sorgenlosen, weltlichen Generäle, der Generäle, die mit einem außerordentlich weiß gewaschenen Körper und fester eben solcher Seele bedacht sind, der Generäle von gutem Geschlecht, die gut erzogen, so zu sagen, aus dem feinsten Weizenmehl gebacken sind und ziemlich ansehnliche administrative Begabung zeigen, obgleich sie gar nicht zu „Hirten der Völker" erzogen wurden; — sie arbeiten wenig, seufzen immer nach Petersburg, stellen den hübschen Damen in der Provinz nach, bringen dem Gouvernement unzweifelhaften Nutzen und lassen ein gutes Andenken in demselben zurück.

Er war so eben erst aus dem Bette gestiegen, saß im Nachthemde und offenen, seidenen Schlafrock vor seinem Toilettenspiegel und rieb sich mit eau de Cologne und Wasser Gesicht und Hals, von dem er vorher eine ganze Sammlung von Heiligenbildern und Amuletten abgenommen hatte, als man ihm meldete, Sipjägin und Kallomeyzew seien in einer sehr wichtigen Angelegenheit gekommen. — Er war mit Sipjägin sehr bekannt, auf „Du und Du" — kannte ihn von Jugend auf, war ihm in allen Petersburger Salon's stets begegnet — und hatte in letzter Zeit angefangen, jedes Mal, wenn ihm dessen Name durch den Sinn ging, — demselben ein achtungsvolles „Ah!" vorauszuschicken — als vor dem Namen eines zukünftigen Würdenträgers.

Kallomeyzew kannte er weniger und achtete er viel weniger, weil seit einiger Zeit Klagen über ihn einliefen; er hielt ihn indessen für einen Menschen — qui fera son chemin — so oder anders.

Er ließ die Gäste in sein Kabinet bitten — trat in demselben Schlafrocke zu ihnen heraus, sogar ohne sich deshalb zu entschuldigen, daß er sie in einem so wenig officiellen Staate empfing, und schüttelte ihnen freundschaftlich die Hand.

Es waren übrigens nur Kallomeyzew und Sipjägin in das Kabinet des Gouverneurs eingetreten, Paklin war im Gastzimmer zurück geblieben.

Beim Aussteigen aus dem Wagen hatte er entweichen wollen, indem er Etwas von Geschäften murmelte, die seiner zu Hause warteten; aber Sipjägin hatte ihn mit höflicher Bestimmtheit zurückgehalten. — (Kallomeyzew sprang herzu und flüsterte Sipjägin in's Ohr: Ne le

lâchez pas! Tonnerre de tonnerre!) — und ihn mit in's Haus gezogen. In's Kabinet hatte er ihn jedoch nicht mitgenommen; er hatte ihn, immer mit derselben, höflichen Bestimmtheit gebeten — im Salon zu warten, bis er gerufen würde.

Jetzt hoffte Paklin wieder zu entschlüpfen, . . . allein auf Kallomeyzew's Anordnung erschien ein stattlicher Gendarm in der Thür — und Paklin blieb.

„Du eräthst wahrscheinlich, was mich zu Dir führt, Woldemar?“ fing Sipjägin an.

„Nein, mein Theurer, ich kann es nicht errathen,“ antwortete der liebe Epicuräer, — während ein freundliches Lächeln seine rosenrothen Wangen rundete und seine glänzend weißen, von einem seidigen Schnurrbarte halbbedeckten Zähne sichtbar machte.

„Wie? — Aber Markelow?“

„Was ist mit Markelow?“ fragte mit derselben Miene der Gouverneur. Er erinnerte sich erstens nicht recht, daß der gestrige Arrestant Markelow hieß — und zweitens hatte er vollständig vergessen, daß die Frau Sipjägin's einen Bruder hatte und dieser Bruder solch einen Namen trug. — „Aber was stehst Du denn, Boris? — Setze Dich doch. Willst Du nicht Thee haben?“

Sipjägin war es jedoch nicht um den Thee zu thun.

Als er ihm erklärte, warum es sich handelte, und weshalb sie Beide mit Kallomeyzew gekommen wären, entschlüpfte dem Gouverneur ein Ausruf der Theilnahme; er schlug sich mit der Hand an die Stirn und sein Gesicht nahm einen betrübten Ausdruck an.

„Ja . . . ja . . . ja!“ wiederholte er. „Welch ein Unglück! Und er sitzt hier bei mir — heute — einstweilen; Du weißt: diese behalten wir nie länger als eine Nacht hier; allein der Chef der Gendarmerie ist nicht in der Stadt anwesend: da ist denn Dein Schwager hier sitzen geblieben . . . Morgen aber wird er weggeführt. Mein Gott! wie ist das unangenehm! Wie muß Deine Frau dadurch betrübt sein! Was willst Du denn aber?“

„Ich möchte ihn hier bei Dir sprechen — wenn das nicht gegen das Gesetz ist.“

„Um Gottes Willen! mein Lieber! — Für solche Leute wie Du bist, sind die Gesetze nicht geschrieben. Ich fühle so mit Dir . . . . C'est affreux, tu sais!“

Er schellte in einer besondern Weise. Ein Adjutant trat in's Zimmer.

„Mein lieber Baron, ich bitte . . . . treffen Sie dort

.... Anordnungen." — Er sagte ihm was und wie er es machen sollte. Der Baron verschwand. — „Stelle Dir vor, mein lieber Freund: die Bauern haben ihn nahezu todtgeschlagen. Sie haben ihm die Hände auf den Rücken gebunden, haben ihn in einen Bauerkarren geworfen und fort — mit ihm. — Und er — stelle Dir vor — ist ihnen durchaus nicht böse und gar nicht unwillig über sie! Bei Gott! — Er ist überhaupt so ruhig ... Ich habe mich über ihn verwundert! Nun, Du wirst ja selbst sehen. — C'est un fanatique tranquille!"

„Ce sont les pires!" brachte Kallomeyzew sententiös hervor.

Der Gouverneur sah ihn finster an.

„A propos! Ssemen Petrowitsch, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Was ist es?"

„Es ist nichts Gutes!"

„Und was namentlich?"

„Wissen Sie auch, daß Ihr Schuldner, jener Bauer, der bei mir Klage führte ..."

„Nun?"

„Er hat sich erhängt."

„Wann?"

„Das ist gleichviel: wann? — es ist eben nicht gut."

Kallomeyzew zuckte die Achseln und trat, sich bei jedem Schritte wiegend, ans Fenster. In diesem Augenblicke führte der Adjutant Markelow herein.

Der Gouverneur hatte wahr gesprochen: er war — unnatürlich ruhig. — Sogar der gewöhnliche, finstere Ausdruck hatte sich von seinem Gesichte verloren, — ein Ausdruck von matter Gleichgültigkeit war an dessen Stelle getreten. Er veränderte sich nicht, als er seinen Schwager erblickte, und nur in dem Blicke, den er auf den, ihn hereinführenden deutschen Adjutanten warf, blitzte momentan ein Rest des alten Hasses gegen diese Gattung Menschen auf.

Sein Paletot war auf zwei Stellen zerrissen und in Eile mit grobem Zwirn zugenäht; auf der Stirn, über den Augenbrauen und an der Nasenwurzel war vertrocknetes Blut sichtbar. — Er war ungewaschen, hatte sich aber das Haar gekämmt. Beide Hände tief in die Aermel hineinsteckend, blieb er unweit der Thür stehen. — Er athmete gleichmäßig.

„Sergei Michailowitsch," — begann Sipjägin mit ernster Stimme, indem er sich ihm um ein paar Schritte

näherte, und seine rechte Hand so weit ausstreckte, daß sie ihn hätte berühren, und ihn hätte aufhalten können, wenn er eine Bewegung nach vorn gemacht hätte. — „Sergi Michailowitsch! — ich bin hierher gekommen, nicht blos um Dir unser Erstaunen, unsere tiefe Betrübniß auszusprechen; daran kannst Du nicht zweifeln! Du selbst hast Dich zu Grunde richten wollen! Und Du hast es erreicht!! Ich habe Dich zu sehen gewünscht, um Dir zu sa . . . a . . . gen Gelegenheit zu . . . um Dich in die Möglichkeit zu versetzen, die Stimme der Vernunft, der Ehre und der Freundschaft zu hören! Es steht noch in Deiner Macht Dein Schicksal zu erleichtern: und, glaube mir, ich werde meinerseits Alles dafür thun, was von mir abhängt! Und hier, das verehrte Haupt dieses Gouvernements, wird Dir das bestätigen.“ Sipjägin erhob seine Stimme: „Ein aufrichtiges Bereuen Deiner Verirrungen, ein rückhaltloses Geständniß, welches an seine Bestimmung befördert werden soll. . . .“

„Excellenz,“ unterbrach ihn Markelow, indem er sich an den Gouverneur wandte — und selbst seine Stimme war ruhig, wenn gleich etwas heiser. „Ich glaubte, daß Sie mich kommen ließen, weil Sie mich von Neuem gerichtlich zu verhören wünschten . . . . Wenn Sie mich aber blos auf den Wunsch des Herrn Sipjägin rufen ließen, so bitte ich, mich wieder abführen zu lassen: wir können einander nicht verstehen. Alles was er spricht, ist für mich Latein.“

„Erlauben Sie . . . . Latein!“ — mischte sich Kallomeyzew hinein. „Ist das vielleicht auch Latein, die Bauern aufzuwiegeln? Ist das — Latein? Was? Latein?“

„Exellenz! Dieser Herr ist wohl Beamter der geheimen Polizei bei Ihnen? Welch ein Eifer!“ sprach Markelow — und ein schwaches Lächeln spielte um seine bleichen Lippen.

Kallomeyzew brauste auf und stampfte mit dem Fuße . . . allein der Gouverneur hielt ihn auf.

„Sie sind selbst daran Schuld, Ssemen Petrowitsch. Warum mischen Sie sich in eine Angelegenheit, die Sie gar nicht kümmert?“

„Mich nicht kümmert . . . . nicht kümmert . . . . Mir scheint, diese Angelegenheit kümmert . . . . uns Edelleute . . . . alle . . .“

Markelow warf einen langsamen, kalten — gleichsam einen letzten Blick auf Kallomeyzew, und wandte sich dann um zu Sipjägin. — „Wenn Sie, Schwager, denn wollen, daß ich Ihnen meine Gedanken darlege — hier sind sie:

Ich bekenne, daß die Bauern das Recht hatten, mich zu ergreifen und auszuliefern, wenn ihnen das nicht gefiel, was ich ihnen sagte. Sie waren frei es zu thun. — Ich war zu ihnen gekommen, und nicht sie zu mir. — Und wenn die Regierung — wenn sie mich nach Sibirien verschickt — ich werde nicht murren — wenngleich ich mich nicht schuldig bekennen werde. Sie thut wiederum das Ihre; denn sie vertheidigt sich. — Genügt Ihnen das?"

Sipjägin schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Genug! Was sind das für Worte?! — Ich frage nicht — und es ist nicht an uns zu urtheilen, wie die Regierung handeln wird; — ich möchte wissen, ob Sie fühlen — ob Du fühlst, Sergei (Sipjägin hatte sich entschlossen eine Seite des Herzens zu berühren) — wie unvernünftig, wie wahnsinnig Dein Unternehmen war — und ob Du bereit bist, Deine Reue mit der That zu beweisen — ob ich mich verbürgen, — bis auf einen gewissen Punkt wenigstens für Dich verbürgen kann, Sergei!"

Markelow zog seine dichten Brauen zusammen. — „Ich habe gesprochen .... und will das Gesagte nicht wiederholen."

„Aber die Reue? Wo bleibt denn die Reue?"

Jetzt fuhr Markelow auf.

„Ach, — so lassen Sie mich doch zufrieden mit Ihrer „Reue!" — Sie wollen in die Tiefe meiner Seele dringen — überlassen Sie das wenigstens — mir selbst."

Sipjägin zuckte die Achseln.

„So bist Du immer; Du willst die Stimme der Vernunft nicht hören. Es wird Dir die Möglichkeit geboten, Dich in einer stillen, edlen Weise loszumachen...

„Stille und edle Weise ..." wiederholte Markelow finster. „Wir kennen diese Worte! Sie werden immer zu denen gesprochen, denen man eine Niederträchtigkeit zumuthet. Das ist die Bedeutung dieser Worte!"

„Wir haben Mitleid mit Dir," — fuhr Sipjägin fort Markelow in's Gewissen zu reden — „und Sie hassen uns!"

„Ein schönes Mitleid! Nach Sibirien, auf die Galeeren — schicken Sie uns — das ist Ihr Mitleid mit uns! .... Ach, lassen Sie mich, ... lassen Sie mich doch um Gotteswillen in Ruhe!"

Markelow senkte den Kopf.

Markelow's Seele war sehr verwirrt — wie ruhig er auch äußerlich erscheinen mochte. Am meisten wurmte und nagte an ihm, daß ihn — der Jeremei aus Golopljotzk

ausgeliefert hatte! Derselbe Jeremei, an den er so blind geglaubt hatte! — Daß Mendelei Dutik nicht mit ihm gegangen war, wunderte ihn im Grunde nicht — Mendelei war betrunken gewesen — und darum feige. Aber Jeremei!! Für Markelow war dieser Jeremei gleichsam die Verkörperung des russischen Volkes .... und er war ihm untreu geworden! Also Alles, wonach Markelow gestrebt hatte — war nicht das Rechte gewesen? — Kisljakow hatte gelogen — Wassili Nikolajewitsch dumme Befehle gegeben, und alle diese Aufsätze, Bücher und Schriften der Socialisten und der Denker, von denen ihm jeder Buchstabe untrüglich und unumstößlich erschienen war — das war Alles — Puff? War es möglich?? — Und dieser vortreffliche Vergleich mit dem reifenden Geschwüre, welches des Lancettenstiches harrte — war auch nur eine Phrase? — Nein! nein! — flüsterte er bei sich, und über seine bronzenen Wangen lief ein schwacher, ziegelrother Schimmer: nein! — das war Alles Wahrheit; Alles, und ich bin allein schuld, — ich habe es nicht verstanden; ich habe nicht das Rechte gesagt, ich habe es falsch angefangen! — Ich hätte einfach befehlen müssen, und wenn einer hinderte, oder sich widersetzte — eine Kugel durch den Kopf! Da ist Nichts zu warten. Wer nicht für uns ist, hat kein Recht zu leben ... man tödtet doch die Spione wie die Hunde, und ärger als die Hunde!"

Markelow erinnerte sich der Einzelheiten, — als er ergriffen wurde. ... Zuerst Schweigen, dann hier und da ein bedeutungsvoller Blick, Rufe in den hinteren Reihen .... Einer nähert sich seitwärts, als wollte er sich vorbeugen. Dann plötzlich das lärmende Handgemenge! Und wie er zu Boden geschlagen wurde ... „Kinder .... Kinder .... Was thut Ihr?" — Sie aber schrieen: „Gebt einen Strick her! Bindet ihn! ..." Seine Knochen krachen .... seine ohnmächtige Wuth .... und übelriechender Staub im Munde und in der Nase. ... „Schleppt ihn fort ... werft ihn auf den Wagen!" .... Und Jemand lacht ... Pfui! — „Ich habe es falsch angefangen — falsch angefangen! . ."

Das war es hauptsächlich, was an ihm nagte und ihn quälte! Daß er selbst unter das Rad gerathen war — das war sein eigenes, persönliches Leid: das betraf nicht die allgemeine Sache — das hätte schon ertragen werden können .... aber der Jeremei! der Jeremei! —

Während Markelow mit auf die Brust gesenktem Kopfe dastand, nahm Sipjägin den Gouverneur bei Seite,

unterredete sich leise mit ihm, gestikulirte dabei und führte mit zwei Fingern einen kleinen Triller auf seiner Stirn aus, als wollte er damit andeuten, daß es bei diesem Unglücklichen hier nicht richtig sei — er suchte überhaupt bei dem Gouverneur, wenn auch nicht Mitleid, so doch Nachsicht mit dem Thoren zu wecken. — Der Gouverneur aber zuckte die Achseln, hob die Augen bald zum Himmel, bald schloß er sie wieder, beklagte seine Machtlosigkeit — versprach aber schließlich doch Etwas. . . . „Tous les égards . . . . certainement, tous les égards“ — hörte man angenehm-schnarrend zwischen dem duftenden Schnurrbart hervor.

„Aber Du weißt: „Das Gesetz!“ — „Natürlich!“ — fiel Sipjägin mit strenger Unterwürfigkeit ein: „Das Gesetz! vor Allem.“

Während sie sich in einem Winkel so besprachen, konnte Kallomeyzew platterdings nicht auf seinem Platze bleiben; er ging von einem Platze zum andern, ächzte und krächzte, und gab alle Zeichen der Ungeduld. Endlich trat er an Sipjägin heran und flüsterte ihm eilig zu:

„Vous oubliez l'autre!“

„Ach ja;“ — sagte Sipjägin laut. — „Merci de me l'avoir rappelé. — Ich muß folgende Thatsache zur Kenntniß Ew. Excellenz bringen (so nannte er seinen Freund Waldemar, eigens deshalb, um den Nimbus von dessen Macht vor den Aufrührern geltend zu machen). Ich habe begründete Ursache anzunehmen, daß das wahnsinnige Unternehmen meines Schwagers noch einige Ableger hat; und daß einer dieser Zweige, d. h. einer der mir verdächtigen Subjecte — sich in geringer Entfernung von der Stadt befindet.“ Er setzte halblaut hinzu: „In Deinem Gastzimmer sitzt Einer . . . . Ich habe ihn mitgebracht — gieb Befehl ihn hereinzuführen.“

Der Gouverneur sah Sipjägin an, dachte mit Bewunderung: „Das muß ich sagen!“ — und gab den Befehl. — Einige Minuten darauf erschien der Knecht Gottes Ssila Paklin vor seinen Augen.

Ssila Paklin fing damit an sich tief vor dem Gouverneur zu verbeugen; als er aber Markelow erblickte, blieb seine Verbeugung in der Hälfte und er blieb, die Mütze in der Hand haltend, mit halb geneigtem Körper stehen.

„Ist das . . . der Zweig?“ — fragte der Gouverneur, indem er mit seinem großen, weißen, mit einem Türkis geschmückten Finger auf Paklin zeigte.

„Oh nein!" — antwortete Sipjägin mit einem halben Lächeln. — „Uebrigens . . ." sagte er nachdenkend. — „Dies, Excellenz!" — sprach er laut, — „ist ein gewisser Herr Paklin. Er ist, so viel ich weiß, ein Bewohner Petersburg's und der intime Freund einer Person, die als Lehrer in meinem Hause lebte, — mein Haus verlassen hat, und — ich muß erröthend hinzufügen — ein junges Mädchen, eine Verwandte von mir, entführt hat!"

„Ah, oui, oui, —" murmelte der Gouverneur, und nickte mit dem Kopfe; — „ich habe Etwas davon gehört . . . . Die Gräfin sprach davon. . . . ."

Sipjägin erhob die Stimme.

„Diese Person ist ein gewisser Herr Neshdanow, den ich in starkem Verdachte habe verderbliche Begriffe und Theorien zu hegen. . . ."

„Un rouge à tous crins," — mischte sich Kallomeyzew hinein.

„. . . . Verderbliche Begriffe und Theorien zu hegen" — wiederholte noch deutlicher Sipjägin, — „und der dieser ganzen Propaganda nicht fremd ist; er befindet sich . . . . . er verbirgt sich, wie mir Herr Paklin gesagt hat, — auf der Fabrik des Herrn Falejeff . . . ."

Bei den Worten: „Herr Paklin gesagt" — warf Markelow einen zweiten Blick auf Paklin und lächelte bedächtig und gleichgültig.

„Erlauben Sie, erlauben Sie, Excellenz," — rief Paklin — und Sie, Herr Sipjägin — ich habe niemals, niemals, . . ."

„Der Kaufmann Falejeff, sagst Du?" — wandte sich der Gouverneur zu Sipjägin, indem er nur mit dem Finger nach der Seite Paklin's eine Bewegung machte, die da heißen sollte: „Ruhig, ruhig! mein Bester! . . . " —

„Was ist aus unseren ehrenwerthen, langbärtigen Kaufleuten geworden? Gestern hat man in dieser selben Angelegenheit noch einen anderen Kaufmann ergriffen. Du hast vielleicht von ihm gehört? — Goluschkin, ein reicher Kunde. Nun, — der stiftet keine Revolution an. Auf den Knien rutscht er herum."

„Der Kaufmann Falejeff ist hier gar nicht betheiligt", sprach Sipjägin, „ich kenne seine Ansichten gar nicht; ich spreche nur von seiner Fabrik, auf welcher sich nach den Aussagen des Herrn Paklin in diesem Augenblicke Herr Neshdanow befindet."

„Das habe ich gar nicht gesagt!" klagte wieder Paklin. „Sie selbst sagten es!"

„Erlauben Sie, Herr Paklin", brachte Sipjänin, immer mit derselben Genauigkeit hervor, „ich achte das Gefühl der Freundschaft, welches Ihnen Ihre „Denegation" eingiebt (Welch ein Guizot! dachte bei sich der Gouverneur.) Aber ich nehme mir heraus mich selbst Ihnen als Beispiel hinzustellen. Glauben Sie nicht, daß das verwandtschaftliche Gefühl in mir eben so stark ist, wie Ihr Gefühl der Freundschaft? — Aber es giebt noch ein anderes Gefühl, hochgeschätzter Herr, welches noch mächtiger ist, und alle unsere Handlungen und Thaten leiten muß: — und das ist das Gefühl der Pflicht!"

„Le sentiment du devoir!" erläuterte Kallomeyzew.

Markelow umfaßte die beiden Sprecher mit einem Blicke.

„Herr Gouverneur," sagte er, „ich wiederhole meine Bitte, befehlen Sie mich von diesen Schwätzern fortzubringen."

Jetzt aber riß dem Gouverneur etwas die Geduld „Herr Markelow!" rief er: „ich würde Ihnen in Ihrer Lage mehr Beherrschung Ihrer Zunge und mehr Achtung vor der Obrigkeit anrathen ... besonders wenn patriotische Gefühle gleich denen ausgesprochen werden, die Sie soeben von den Lippen Ihres beau frère vernommen! — Ich werde mich glücklich schätzen, mein lieber Boris," fügte der Gouverneur, zu Sipjägin gewandt, hinzu, „Deine edle Handlungsweise zur Kenntniß des Ministers zu bringen. — Bei wem aber befindet sich denn eigentlich dieser Herr Neshdanow — auf jener Fabrik?"

Sipjägin runzelte die Stirn.

„Bei einem gewissen Herrn Ssolomin, dem ersten dortigen Mechaniker, wie mir Herr Paklin hier gesagt hat."

Es schien Sipjägin ein ganz besonderes Vergnügen zu gewähren, den armen Ssila zu quälen: er rächte sich jetzt an ihm für die gute Cigarre, die er ihm im Wagen gegeben, für die familiäre Höflichkeit seiner Behandlung und reizte ihn in einer herausfordernden Weise.

„Auch dieser Ssolomin", fiel Kallomeyzew ein, „ist unzweifelhaft ein Radikaler und ein Republikaner; — und Ew. Excellenz würde gut thun, ihre Aufmerksamkeit auch auf den zu richten."

„Kennen Sie diese Herren Ssolomin ... und wie heißt er doch ... Neshdanow?" fragte der Gouverneur Markelow, etwas näselnd, im Tone eines Vorgesetzten.

„Und Sie, Excellenz, — kennen Sie Confucius und Titus Livius?"

Der Gouverneur wandte sich von ihm ab.

„Il n'y a pas moyen de causer avec cet homme,“ sagte er, die Achsel zuckend. „Herr Baron, kommen Sie her.“

Der Adjutant sprang zu ihm heran; — Paklin aber benutzte den günstigen Augenblick und trat, hinkend und stolpernd, auf Sipjägin zu.

„Was thun Sie?“ flüsterte er, „warum richten Sie Ihre Nichte zu Grunde? Sie ist ja bei ihm, bei Neshdanow!“

„Ich richte Niemand zu Grunde, mein bester Herr!“ antwortete Sipjägin mit lauter Stimme. „Ich thue, was mein Gewissen mich thun heißt, und . . .“

„Ihre Frau Gemahlin, meine Schwester, unter deren Pantoffel Sie stehen . . .“ beendigte Markelow mit eben so lauter Stimme den Satz.

Sipjägin zuckte mit keiner Miene — es wäre zu sehr unter seiner Würde gewesen!

„Hören Sie,“ fuhr Paklin flüsternd fort, sein ganzer Körper bebte vor Aufregung und vielleicht auch vor Furcht, seine Augen blitzten vor Zorn und in der Gurgel steckten ihm Thränen, Thränen des Mitleids mit jenen und des Aergers über sich; „hören Sie: ich habe Ihnen gesagt, daß sie verheirathet sind, — das ist nicht wahr — ich habe gelogen! — aber die Heirath sollte vollzogen werden, — und wenn Sie das hindern, indem die Polizei dort erscheint, so werden Sie einen Flecken auf Ihr Gewissen laden, den Sie nie mehr und auf keine Weise abwaschen können — und Sie . . .“

„Die Nachricht, die Sie mir mittheilen,“ unterbrach ihn mit noch lauterer Stimme Sipjägin, „könnte, wenn sie wahr ist, woran ich zu zweifeln das Recht habe, — könnte mich nur veranlassen die Maßregeln zu beschleunigen, die ich nöthig finden würde, zu treffen; was aber die Reinheit meines Gewissens anbetrifft, so möchte ich Sie, hochgeschätzter Herr! doch bitten, sich um dieselbe nicht zu kümmern!“

„Dein Gewissen ist glatt, Bruder!“ fiel Markelow wieder ein! „es ist mit Petersburger Lack überzogen, den keine ätzende Flüssigkeit anzugreifen vermag! — Und Du, Herr Paklin, flüstere, flüstere nur zu: es hilft doch Nichts!“

Der Gouverneur hielt es für nöthig, alle diese Gespräche abzuschneiden.

„Ich glaube, meine Herrn,“ fing er an, „daß Sie sich nun zur Genüge werden ausgesprochen haben, und

darum, lieber Baron! führen Sie Herrn Markelow weg. N'est ce pas, Boris, Du bedarfst nicht mehr . . ."

Sipjägin schlug die Hände auseinander.

„Ich habe Alles gesagt, was ich konnte! . . ."

„Sehr gut! . . . Lieber Baron! . . ."

Der Adjutant näherte sich Markelow, schlug die Sporen an einander, und machte eine horizontale Bewegung mit der Hand, die da bedeuten sollte: „Kommen Sie!"

Markelow drehte sich um und ging hinaus. Paklin drückte ihm im Geiste mit inniger Theilnahme und Mitleid die Hand.

„Auf die Fabrik aber schicken wir unsere braven Bursche," fuhr der Gouverneur fort. „Aber Boris, mir scheint — dieser Herr — (er wies mit seinem Kinn auf Paklin hin) „theilte Dir Etwas über . . . Deine Nichte mit . . . er meinte, sie sei dort . . . auf der Fabrik . . . Wie soll ich da . . ."

„Sie darf natürlich nicht mit arretirt werden," sagte Sipjägin nachdenklich: sie bedenkt sich vielleicht und kehrt zurück. Wenn Du erlaubst, so schreibe ich ihr ein paar Zeilen."

„Sei so gut. Du kannst überhaupt versichert sein ... Nous coffrerons le quidam . . . mais nous sommes galants avec les dames . . . et avec celle-là donc!"

„Sie treffen aber gar keine Anordnungen in Bezug auf diesen Ssolomin," rief mit kläglicher Stimme Kallomeyzew, welcher die ganze Zeit über auf das Gespräch des Gouverneurs mit Sipjägin gehorcht hatte, und ihr kleines aparté zu verstehen gesucht hatte. „Ich versichere Sie — er ist der Haupträdelsführer! Ich habe dafür eine so feine . , . feine Nase!"

„Pas trop de zêle, mein lieber Ssimen Petrowitsch," bemerkte lächelnd der Gouverneur. „Denken Sie an Talleyrand! — Wenn daran Etwas ist, soll er uns gewiß nicht entgehen. — Denken Sie lieber an Ihren . . . K . . K . . K . ." und der Gouverneur machte an seinem Halse das Zeichen des Erhängens. — „Aber . . ." wandte er sich wieder an Sipjägin: „et ce gaillard là (er zeigte wieder mit dem Kinn auf Paklin.) „Qu'en firons-nous? Sein Aussehen ist nicht schreckenerregend."

„Lass' ihn laufen!" sagte Sipjägin leise, und setzte in deutscher Sprache hinzu: „Laß den Lumpen laufen!"

Er glaubte, er wußte selbst nicht weshalb, daß er ein Citat aus Göthe's Götz von Berlichingen machte.

„Sie können gehen, mein Herr!“ sprach laut der Gouverneur — „wir brauchen Sie nicht mehr.“

Paklin machte eine allgemeine Verbeugung und trat vernichtet und gebrochen auf die Straße hinaus. Gott! Gott! Diese Verachtung brachte ihn um! „Was ist denn das?“ dachte er mit unaussprechlicher Verzweiflung. — „Bin ich denn ein Feigling? Ein Verräther? Nein .... nein! meine Herren, ich bin ein ehrlicher Mann und ermangle nicht allen Muthes!“

Aber was steht dort vor dem Hause des Gouverneurs für eine bekannte Figur und betrachtet sich das Haus mit wehmüthigem vorwurfsvollem Blick? — Das ist ja Markelow's alter Diener! Er ist seinem Herrn wohl in die Stadt gefolgt und will jetzt dessen Gefängniß nicht verlassen ... Warum aber sieht er Paklin so an? Er ist es doch nicht gewesen, der Markelow verrathen.

„Warum steckte ich eigentlich meine Nase da hinein, wo ich Nichts zu suchen hatte?“ dachte er wieder in seiner Verzweiflung. „Konnte ich nicht ruhig zu Hause sitzen auf meiner Bank? — Jetzt werden sie sagen und vielleicht niederschreiben: ein gewisser Herr Paklin hat Alles aufgedeckt und verrathen ... seine Freunde den Feinden verrathen!“ Er erinnerte sich des Blickes, den Markelow auf ihn geworfen hatte, erinnerte sich seiner letzten Worte: „Flüstere nur zu: Es hilft Nichts!“ und hier diese greisen, wehmüthigen, todten Augen, — und „er weinte bitterlich“ wie es in der Schrift steht — und schlich nach Hause in seine Oasis, zu Thömchen und Thymchen und zu Snandulia.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Als Marianne an jenem Morgen aus ihrem Zimmer heraustrat, sah sie Neshdanow geknickt auf seinem Sopha sitzen. Mit der einen Hand stützte er seinen Kopf, die andere lag kraftlos und unbeweglich auf seinen Knien.

Sie trat zu ihm heran.

„Guten Morgen, Alexei ... Hast Du Dich nicht entkleidet, nicht geschlafen? Wie bist Du bleich!“

Er hob langsam seine schweren Augenlider.

„Ich habe mich nicht ausgekleidet, nicht geschlafen.“

„Bist Du krank oder ist das noch die Folge von gestern?“

Neshdanow schüttelte den Kopf.

„Ich habe nicht geschlafen, seit Ssolomin zu Dir in's Zimmer ging.“

„Wann?“

„Gestern Abend.“

„Alexei, bist Du eifersüchtig? Das wäre doch! Und da hast Du die rechte Zeit gewählt um eifersüchtig zu sein! Er blieb ja nur eine Viertelstunde ... und wir sprachen von seinem Vetter, dem Priester, und wie unsre Trauung zu veranstalten sei.“

„Ich weiß, daß er nur eine Viertelstunde blieb: ich habe gesehen, wann er fortging. Ich bin nicht eifersüchtig, oh nein! Aber ich konnte dennoch nicht mehr einschlafen.“

„Warum denn nicht?“

Neshdanow schwieg.

„Ich habe immer gedacht ... gedacht ... gedacht!“

„Worüber denn?“

„Ueber Dich ... über ihn ... und über mich selbst nachgedacht.“

„Und was hast Du Dir denn ausgedacht?“

„Soll ich es Dir sagen, Marianne?“

„Sage es.“

„Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich — Dir ... und ihm ... und mir selbst hinderlich bin.“

„Mir! ihm! Ich kann mir denken, was Du damit sagen willst, obgleich Du versicherst, daß Du nicht eifersüchtig bist. — Aber: Dir selbst?“

„Marianne, in mir sind zwei Menschen — und der Eine läßt den Anderen nicht leben. — Es ist also, denke ich, besser, wenn Beide aufhören zu leben.“

„Ich bitte Dich, höre auf, Alexei! — Was hast Du für Freude daran, Dich und mich zu quälen? Wir müssen jetzt überlegen, was für Maßregeln zu treffen sind .. denn man wird uns hier nicht in Ruhe lassen.“

Neshdanow ergriff zärtlich ihre Hand.

„Setze Dich zu mir, Marianne, und wollen wir ein wenig freundschaftlich mit einander plaudern. — So lange es noch Zeit ist. — Gieb mir Deine Hand. Ich glaube, wir thäten gut, uns gegen einander auszusprechen, obgleich man sagt, daß all' solche Erörterungen nur zu größerer Verwirrung führen. Aber Du bist klug und gut, Du wirst Alles verstehen — auch was ich nicht ausspreche — und wirst es überdenken. Setze Dich.“

Neshdanow sprach sehr leise und seine Augen drückten eine ganz besondere freundschaftliche Zärtlichkeit und Bitte aus; er sah Mariannen unverwandt an.

Sie setzte sich gleich bereitwillig neben ihn und ergriff seine Hand.

„Ich danke Dir, Du Liebe — und nun höre; — ich werde Dich nicht lange aufhalten. Ich habe schon in der Nacht Alles, was ich Dir zu sagen habe, in meinem Kopfe vorbereitet. Nun höre. — Denke nicht, daß die gestrige Begebenheit mich all' zu sehr verwirrt hat. Ich bin wahrscheinlich sehr lächerlich, und auch etwas widerwärtig gewesen, allein Du hast gewiß nichts Schlechtes und Niedriges von mir gedacht . . . Du kennst mich. — Ich habe Dir gesagt, daß die gestrige Begebenheit mich nicht verwirrt hat; das ist nicht wahr . . . das ist ein Unsinn . . . sie hat mich in der That verwirrt; doch nicht deshalb, weil man mich berauscht nach Hause brachte, — sondern, weil sie mir meine vollständige Unfähigkeit bewiesen hat! — Meine Unfähigkeit überhaupt, — nicht blos darin, daß ich nicht trinken kann, wie die Russen trinken. Im Allgemeinen! Marianne, ich muß Dir bekennen, daß ich nicht mehr an jene Sache glaube, die uns vereinigt hat, um derentwillen wir zusammen jenes Haus verließen, und für welche ich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, schon erkaltete, als Dein Feuer mich erwärmte und entflammte: Ich glaube nicht mehr! Glaube nicht mehr!"

Er deckte seine Hand über seine Augen und schwieg eine Weile. — Auch Marianne sprach kein Wort und senkte den Kopf. . . . . Sie fühlte, daß er ihr nichts Neues gesagt.

„Ich habe früher gedacht," fuhr Nesdanow fort, indem er die Hand von den Augen fortnahm, aber ohne Mariannen anzusehen, — „daß ich an die Sache selbst glaube — und nur an mir selbst, meiner eigenen Kraft und an meinem Verständniß zweifle; ich dachte daß meine Fähigkeiten meinen Ueberzeugungen nicht entsprachen . . . . aber es ist wohl unmöglich diese beiden Sachen zu trennen — und warum sollte man sich auch täuschen? Nein, ich habe keinen Glauben an die Sache selbst! Glaubst Du an dieselbe, Marianne?"

Marianne erhob den Kopf und richtete sich auf.

„Ja, Alexei! ich glaube. Ich glaube an sie mit allen Kräften meiner Seele — und werde mein ganzes Leben dieser Sache weihen, — bis zum letzten Athemzuge!"

Neshdanow wandte sich zu ihr und maß sie mit einem gerührten, neidischen Blicke.

„Ja, so ist es. Ich habe diese Antwort erwartet. — Da siehst Du also, daß wir Beide Nichts mit einander zu

thun haben: Du hast mit einem Schlage selbst unseren Bund gelöst!"

Marianne schwieg.

„Da ist Ssolomin," — fing Neshdanow wieder an — „obgleich auch der nicht an die Sache glaubt . . . ."

„Wie?"

„Nein! Er glaubt nicht daran . . . . er bedarf dessen aber auch nicht. Er schreitet ruhig vor. Ein Mensch, der auf dem Wege in eine Stadt dahingeht, fragt sich nicht: existirt diese Stadt aber auch? Er geht und geht. So macht es Ssolomin. Und weiter ist auch Nichts nöthig. Aber ich . . . . vorwärts kann ich nicht; rückwärts will ich nicht; stehen zu bleiben — ist peinlich. Wem darf ich also wohl vorschlagen mein Gefährte zu sein? — Kennst Du die Redensart: „Wenn der Eine am einen Ende, — der Andere am andern Ende anfaßt — dann geht es gut. Aber wenn es der Eine nicht tragen kann — was kann dann der Andere thun?"

„Alexei," sagte zögernd Marianne, „ich glaube Du übertreibst. — Wir lieben einander ja."

Neshdanow seufzte tief auf.

„Marianne . . . . Ich beuge mich vor Dir . . . . und Du bedauerst mich — und ein Jeder von uns ist von der Ehrenhaftigkeit des Andern überzeugt: das ist die eigentliche Wahrheit. Liebe aber ist bei uns nicht."

„Halt! Alexei! Was redest Du da? Heute noch, vielleicht jetzt gleich wird man kommen um uns zu ergreifen . . . Wir müssen zusammen fliehen und uns nicht trennen."

„Ja; und wir sollen zu dem Priester Sossim fahren, um uns, nach dem Vorschlage Ssolomin's trauen zu lassen. Ich weiß sehr gut, daß diese Heirath in Deinen Augen Nichts weiter ist als ein Paß, als ein Mittel, um den Nachstellungen der Polizei zu entgehen . . . . sie verpflichtet aber doch gewißermaßen . . . . zu einem Leben mit einander, neben einander . . . . oder, wenn sie auch nicht verpflichtet, so setzt sie doch den Wunsch voraus zusammen zu leben."

„Nun, Alexei, willst Du denn hier bleiben?"

Neshdanow's Zunge wäre beinahe ein: „Ja!" entschlüpft, aber er bedachte sich und sagte:

„N . . . n . . . ein."

„So willst Du Dich denn an einen andern Ort begeben, als ich?"

Neshdannow drückte ihr kräftig die Hand, die noch immer in der Seinigen lag.

„Dich ohne Beschützer und Vertheidiger zu lassen wäre

verbrecherisch; — ich werde das nicht thun, wie schlecht ich auch sein mag. Du sollst einen Vertheidiger haben .... zweifle nicht daran."

Marianne neigte sich Neshdanow zu — sah ihm ängstlich ins Gesicht und versuchte ihm in die Augen, in die Seele, — in das Tiefste der Seele zu blicken.

„Was ist Dir, Alexei? Was hast Du auf dem Herzen? Sage es mir .... Du beunruhigst mich. Deine Worte sind so seltsam, so räthselhaft .... und Dein Gesicht... ich habe diesen Ausdruck noch niemals gesehen!"

Neshdanow entfernte sie sanft und küßte sanft ihre Hand. Diesmal widersetzte sie sich dem nicht — sie lachte auch nicht — und fuhr fort ihn unruhig und ängstlich anzusehen.

„Ich bitte, beunruhige Dich nicht! Hier ist Nichts sonderbar. — Weißt Du worin mein ganzes Unglück besteht? — Markelow, sagt man, sei von seinen Bauern geschlagen worden; er hat ihre Fäuste empfunden, sie haben ihm die Rippen eingedrückt .. .. — Mich haben die Bauern nicht geschlagen, sie haben sogar mit mir getrunken, auf mein Wohl getrunken .... aber, ärger als sie Markelow die Rippen eingedrückt, haben sie mir meine Seele zertreten. — Ich bin verrenkt geboren .... wollte mich einrenken und habe mich dabei noch ärger verrenkt. Das ist es, was Du auf meinem Gesichte bemerkst."

„Alexei," — sprach Marianne zögernd — „es wäre Sünde, wenn Du nicht aufrichtig gegen mich wärst!"

Er preßte seine Hände zusammen

„Marianne, mein innerstes Wesen liegt vor Dir auf der Hand; nun, was ich auch thun mag — ich sage es Dir im Voraus: Du wirst Dich im Grunde über nichts, über gar nichts wundern!"

Marianne wollte die Erklärung dieser Worte verlangen, unterließ es jedoch ... zudem trat in diesem Augenblicke Ssolomin ins Zimmer.

Seine Bewegungen waren rascher und schärfer als gewöhnlich. Seine Augen blinzelten, die breiten Lippen waren zusammengepreßt, das ganze Gesicht schien spitzer geworden zu sein und trug einen trockenen, festen und etwas groben Ausdruck. „Freunde!" — sprach er; — „ich bin gekommen um Euch zu sagen, daß jetzt nicht mehr gezögert werden kann. Haltet Euch bereit .... Ihr müßt jetzt fahren. In einer Stunde müßt Ihr fertig sein. Ihr müßt fahren, um Euch trauen zu lassen. Von Paklin sind gar keine Nachrichten; seine Pferde sind zunächst in Orthonowo be-

halten, und dann zurück geschickt worden .... Er ist dort geblieben. Man hat ihn wahrscheinlich in die Stadt geschickt. Er wird Euch natürlich nicht angeben, aber, Gott weiß! — am Ende schwatzt er doch. Euer Aufenthalt hier kann auch durch die Pferde herauskommen. — Mein Vetter ist benachrichtigt. Paul wird Euch hinfahren. Er wird Euch als Zeuge dienen."

„Und Sie .... und Du?" — fragte Neshdanow, — „wirst Du denn nicht fahren? Ich sehe Du bist reisemäßig gekleidet" — fügte er hinzu, indem er mit den Augen auf die großen Wasserstiefel wies, in denen Ssolomin gekommen war.

„Die habe ich — nur so .... angezogen. Auf dem Hofe ist es schmutzig."

„Du wirst doch unsertwegen nicht zur Verantwortung gezogen werden?"

„Das glaube ich nicht .... in jedem Falle — ist das meine Sache. Also ... in einer Stunde. — Marianne, Tatjana möchte Sie sprechen. Sie hat da Etwas vorbereitet."

„Ach, ja! Ich wollte selbst zu ihr gehen ..."

Marianne wandte sich zur Thür ....

Neshdanow's Gesicht verwandelte sich seltsam; es drückte Etwas wie Schreck und Schmerz aus ... „Marianne, gehst Du?" — sprach er mit schwacher Stimme.

Sie blieb stehen.

„Ich komme in einer halben Stunde zurück. Ich muß meine Sachen packen."

„Ja; aber, komme her zu mir ...."

„Recht gern; warum?"

„Ich will Dich noch einmal ansehen." — Er heftete einen langen, langen Blick auf sie. — „Lebe wohl, Marianne!" — Sie war betroffen. — „Was .... was rede ich? Das habe ich nur so .... geschwatzt. — Du kommst ja in einer halben Stunde zurück? „Ja?"

„Freilich."

„Nun ja, ja .... Verzeih' mir. Mein Kopf ist mir ganz wirre von der schlaflosen Nacht. Ich werde mich auch gleich bereit machen."

Marianne verließ das Zimmer. Ssolomin wollte ihr folgen.

Neshdanow hielt ihn an.

„Ssolomin!"

„Was willst Du?"

„Gieb mir Deine Hand. Ich muß Dir danken für Deine Gastfreundschaft."

Ssolomin lächelte.

„Was fällt Dir doch ein!" Er reichte ihm indessen die Hand.

„Und, noch Eines," — fuhr Neshdanow fort — „wenn mir Etwas zustößt .... kann ich darauf bauen, daß Du Mariannen nicht verlassen wirst?"

„Deine zukünftige Frau?"

„Nun ja, — Mariannen?"

„Erstens bin ich überzeugt, daß Dir gar Nichts zustoßen wird; und zweitens kannst Du ruhig sein — Marianne ist mir eben so theuer, wie Dir."

„Oh! das weiß ich .... weiß ich .... weiß ich! Nun, dann ist es gut. Ich danke Dir. — Also in einer Stunde?"

„In einer Stunde."

„Ich werde bereit sein. Lebe wohl!"

Ssolomin ging hinaus und holte Marianne auf der Treppe ein. Er wollte ihr Etwas über Neshdanow sagen — aber er schwieg. Und Marianne verstand ihrerseits sehr gut, daß Ssolomin ihr Etwas über Neshdanow zu sagen hatte — und schwieg. Sie that dasselbe.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Sobald Ssolomin das Zimmer verlassen hatte, sprang Neshdanow augenblicklich vom Sopha auf, ging ein paarmal aus einer Ecke des Zimmers in die andere, stand einige Augenblicke in Gedanken verloren, mitten im Zimmer still; dann raffte er sich gewaltsam auf, warf hastig seinen „Maskeradenstaat" ab, stieß ihn mit dem Fuße in einen Winkel und zog seine früheren Kleider wieder an. Hierauf trat er an den dreibeinigen Tisch, nahm aus der Schieblade desselben zwei versiegelte Papiere und noch einen Gegenstand heraus; diesen steckte er in die Tasche; die Papiere aber ließ er auf dem Tische liegen.

Hierauf hockte er vor den Ofen nieder und öffnete die Thür desselben. .... In dem Ofen lag ein Haufen Asche. Das war Alles, was von Neshdanow's Papieren und von seiuem Heftchen übrig geblieben war. Er hatte in der Nacht Alles verbrannt. Allein hier, an die Seitenwand gelehnt, befand sich Mariannens Bild, das ihm

Markelow geschenkt hatte. Er hatte offenbar nicht den Muth gehabt auch dieses Bild zu verbrennen! Neshdanow holte es vorsichtig heraus und that es auf den Tisch neben die Papiere hin.

Dann griff er mit einer entschlossenen Bewegung seiner Hand nach seiner Mütze und wandte sich der Thür zu ... blieb aber stehen, kehrte um, und trat in Mariannens Zimmer. Dort stand er einen Augenblick still, schaute um sich, näherte sich dem Bette, nicht dem Kopfende, sondern dem Fußende — und berührte dasselbe, mit einem verhaltenen Schluchzen, mit seinen Lippen! Dann richtete er sich rasch auf, zog die Mütze tief in die Stirn und stürzte zum Zimmer hinaus.

Neshdanow begegnete Niemand, weder im Corridor, noch auf der Treppe, noch unten, und schlich sich in den kleinen vorderen Garten.

Es war ein grauer Tag. Die Wolken hingen niedrig, ein feuchter Wind bewegte die Spitzen der Gräser und die Blätter der Bäume; die Fabrik machte weniger Lärm und Getöse als es an anderen Tagen um diese Stunde wohl der Fall gewesen war; vom Hofe drang der Geruch von Kohlen, Theer und Fett herüber.

Neshdanow sah sich scharf und argwöhnisch um, und ging gerade auf den alten Apfelbaum los, der schon am Tage seiner Ankunft seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, als er zum ersten Male aus dem Fenster seiner Wohnung hinunter gesehen hatte.

Der Stamm dieses Apfelbaumes war mit trockenem Moose bewachsen; die unebenen, nackten krummen Zweige an denen nur wenige röthlich-grüne Blätter hingen, waren wie flehende, mit eingebogenen Ellenbogen emporgestreckte Arme emporgerichtet.

Neshdanow stellte sich festen Fußes auf die Erde, welche die Wurzel des Apfelbaumes umgab, und zog jenen kleinen Gegenstand aus der Tasche, den er aus der Schieblade des Tisches genommen hatte. —

Er sah aufmerksam zu den Fenstern des Nebengebäudes hinauf ..... „Wenn mich Jemand in diesem Augenblicke sieht," dachte er „denn schiebe ich es vielleicht auf ....." Aber nirgends zeigte sich ein menschliches Wesen .... es war Alles wie ausgestorben — Alles hatte sich von ihm abgewandt, hatte sich für immer entfernt und ihn dem Schicksale zum Raube gelassen. —

Die Fabrik allein rasselte und dampfte und von oben fiel ein nadelscharfer, feiner, kalter Regen herab.

Neshdanow blickte unter den krummen Zweigen des Baumes, unter welchem er stand, zum niedrigen, grauen, theilnahmlos-blinden und nassen Himmel empor, gähnte, schauderte und dachte: „Es bleibt mir nichts Anderes übrig! Ich kann doch nicht zurück nach Petersburg, ins Gefängniß;“ — dann schleuderte er die Mütze fort und setzte — ein gewisses, häßlich-herbes, beklemmendes Dehnen vorausempfindend — den Revolver an die Brust . . . . . .

Es war, als ob ihn Etwas stieße . . . . nicht einmal sehr heftig . . . . . aber er lag schon auf dem Rücken und suchte zu begreifen was ihm war und wie es zuging daß er eben Tatjana gesehen? . . . Er wollte sie sogar anrufen und ihr sagen: „Ach, es ist nicht nöthig!“ — Aber schon war er ganz starr geworden und über seinem Gesicht, seinen Augen, seiner Stirn und im Gehirn flimmerte ein trüber, grauer Wirbel — und Etwas furchtbar Schweres und Flaches drückte ihn für immer zur Erde nieder.

Neshdanow hatte nicht ohne Grund Tatjana zu sehen gemeint; gerade in dem Augenblicke, als er den Hahn des Revolvers abdrücken wollte, war sie an ein Fenster getreten und hatte ihn unter dem Apfelbaume erblickt. Sie hatte kaum Zeit gehabt zu denken: „Was steht er doch, bei diesem Wetter, dort ohne Mütze unter dem Apfelbaum?“ als er auch schon hinsank, wie eine Garbe. Einen Schuß hatte sie nicht gehört — er war sehr schwach gewesen; — aber ihr ahnte Schlimmes, und sie stürzte sofort in das Gärtchen hinunter. . . .

Sie lief zu Neshdanow hin . . . . „Alexei Dmitriewitsch, was ist Ihnen?“ Allein die Sinne waren ihm schon geschwunden. Tatjana beugte sich über ihn und sah das Blut . . . . — „Paul!“ schrie sie mit ganz entstellter Stimme: „Paul!“ —

Einige Minuten später waren — Marianne, Ssolomin, Paul und zwei Fabrikleute in dem Gärtchen. Neshdanow wurde aufgehoben, in's Haus gebracht und auf dasselbe Sopha gelegt, auf welchem er seine letzte Nacht zugebracht hatte.

Er lag mit halbgeschlossenen, starren Augen und blau gewordenem Gesichte auf dem Rücken — und röchelte langsam und schwer; zuweilen schluchzte er auf, als sticke er. Das Leben hatte ihn noch nicht verlassen.

Marianne und Ssolomin standen zu beiden Seiten des Sopha's — Beide fast eben so bleich wie Neshdanow selbst. Sie waren Beide niedergeschlagen, erschüttert, ver-

nichtet — besonders Marianne — aber verwundert waren sie nicht.

„Wie haben wir das nicht vorausgesehen?“ dachte sie; und zu gleicher Zeit schien es ihnen, daß sie es doch vorausgesehen hätten. — Als er Marianne gesagt hatte: — „Was ich auch thun sollte, ich sage es Dir im Voraus: Du wirst Dich über Nichts verwundern!“ —

Und dann, als er von jenen zwei Menschen gesprochen hatte, die um ihn lebten und sich nicht vertragen konnten — hatte sich da nicht Etwas wie ein Vorgefühl in ihr geregt? — Warum hatte sie sich nicht gleich bei diesen Worten und bei diesem Vorgefühle aufgehalten, um über dieselben nachzudenken? — Warum wagte sie jetzt nicht zu Ssolomin aufzublicken, als wenn er ihr Mitschuldiger wäre .... als wenn auch er Gewissensbisse hätte? — Warum war ihr nicht blos unendlich, verzweifelt leid um Neshdanow, sondern auch schauerlich, unheimlich und — vorwurfsvoll zu Muthe? — Hing es nicht vielleicht von ihr ab, ihn zu retten? Warum wagten sie Beide nicht ein Wort hervorzubringen, — kaum zu athmen — und warteten .... Worauf? Oh, Gott! —

Obgleich natürlich gar keine Hoffnung war, schickte Ssolomin doch nach einem Arzte.

Tatjana that auf die kleine, bereits schwarz gewordene blutlose Wunde Neshdanow's einen großen Schwamm mit kaltem Wasser, und feuchtete ihm den Kopf ebenfalls mit kaltem Wasser und Essig an.

Plötzlich regte sich Neshdanow und hörte auf zu röcheln.

„Die Besinnung kehrt zurück,“ — flüsterte Ssolomin.

Marianne kniete am Sopha nieder .... Neshdanow sah sie an .... bis dahin waren seine Augen starr wie bei einem Sterbenden gewesen.

„Ich lebe .... noch,“ — sprach er kaum hörbar. — „Auch das habe ich nicht verstanden .... halte Euch auf.“

„Alexei!“ — stöhnte Marianne.

„Ja, ... gleich .... Erinnerst Du Dich .... Marianne, in meinem Gedichte: .... „Blumen stelle sie zu mir.“ .. — „Wo sind die Blumen .... Dafür aber bist Du hier .... dort .... in meinem Briefe ....“

Er erbebte plötzlich.

„Ach ... er ist da .... Gebt Beide .... einander .... die Hände — in meiner Gegenwart .... schnell ... gebt ...

Ssolomin ergriff Mariannens Hand. Er legte ihre vereinigten Hände auf Neshdanow's Brust neben die Wunde.

Ssolomin stand gerade und streng da, finster wie die Nacht.

„So ... ist es gut .... so ...“

Neshdanow fing wieder an zu schluchzen, aber in einer ganz ungewöhnlichen Weise .... seine Brust hob sich, und die Seiten waren eingezogen ....

Er mühte sich offenbar ab, seine Hand auf die vereinigten Hände zu legen .... aber seine Hände waren schon todt.

„Er stirbt,“ — flüsterte die an der Thür stehende Tatjana, — und schlug ein Kreuz.

Das Schluchzen wurde seltener, kürzer .... seine Augen suchte noch Mariannen .... allein sie umflorten sich schon von innen heraus mit einem schauerlichen Weiß....

„Gut“ .... war sein letztes Wort.

Er war nicht mehr am Leben .... und die vereinigten Hände von Ssolomin und Marianne lagen noch immer auf seiner Brust.

Der Inhalt der beiden, von ihm zurückgelassenen, kurzen Briefe war folgender. Der Eine war an Ssilin adressirt und enthielt nur wenige Zeilen:

„Lebe wohl, Freund und Bruder, lebe wohl! Wenn Du dieses Blättchen erhältst, werde ich nicht mehr sein. Frage nicht wie, warum, — und betraure mich nicht; wisse, daß mir jetzt wohl ist. Nimm unseren unsterblichen Puschkin zur Hand und lies in dem „Eugen Onegin“ die Beschreibung von Lensky's Tode u. s. w... Das ist Alles. — Zu sagen habe ich Dir Nichts.... denn ich müßte zu viel sagen, und die Zeit fehlt mir. Aber ich wollte nicht scheiden, ohne Dich davon zu benachrichtigen; Du hättest sonst meiner noch als eines Lebenden gedacht, und ich hätte mich an unserer Freundschaft versündigt. Lebe wohl! Lebe.“

Dein Freund A. N.

Der andere Brief war etwas länger. Er war an Ssolomin und Marianne adressirt. Er enthielt Folgendes:

—„Meine Kinder!“

(Hier brach der Brief gleich ab; es war Etwas ausgestrichen oder vielmehr verwischt, wie von darauf herabgefallenen Thränen.)

„Ihr werdet es vielleicht sonderbar finden, daß ich Euch so nenne; ich bin ja noch fast ein Kind — und Du Ssolomin bist gewiß älter als ich. Allein — ich sterbe

— und am Ende meines Lebens stehend, betrachte ich mich als einen Greis. Ich fühle mich sehr schuldig vor Euch Beiden, besonders vor Dir, Marianne — daß ich Euch so viel Kummer bereite — (ich weiß, Marianne, daß Du traurig sein wirst) — und so viel Unruhe. Aber was sollte ich machen? Ich fand keinen anderen Ausweg! Ich verstand mich nicht zu vergemeinleuten; da blieb mir nur übrig mich ganz auszustreichen.

„Marianne! Ich wäre eine Last für Dich und für mich gewesen. Du Großmüthige hättest Dich über diese Last gefreut als über ein neues Opfer .... aber ich hatte kein Recht Dir dieses Opfer aufzuerlegen: Du hast ein größeres und schöneres Werk vor Dir.

„Meine Kinder! Laßt Euch durch meine Hand aus dem Jenseit des Grabes vereinigen. — Ihr werdet es gut haben, zusammen. Marianne, Du wirst Ssolomin schließlich lieb gewinnen, und er ... er liebt Dich, seit er Dich zum ersten Male bei Sipjägin's sah. Das war mir kein Geheimniß geblieben, obgleich wir einige Tage darauf zusammen entflohen.

„Ach, jener Morgen! wie war er so frisch, so herrlich und so jung! er erscheint mir jetzt wie die Vorbe-Bedeutung und das Symbol Eures zukünftigen Lebens während ich damals nur zufällig an seiner Statt da war.

„Doch, es ist Zeit zu schließen; ich möchte Dich nicht weich machen .... ich möchte mich nur rechtfertigen. — Morgen wird es einige sehr schwere Augenblicke geben .... aber, was ist dabei zu thun? Es gab keinen anderen Ausweg! —

„Lebe wohl Marianne, mein prächtiges, herrliches Mädchen! — Lebe wohl Ssolomin! — Ich vertraue sie Dir an. — Lebt glücklich, mit Nutzen für Andere; und Du, Marianne, erinnere Dich meiner nur, wenn Du glücklich bist. Erinnere Dich meiner als eines Menschen, der auch ehrlich und gut war, für den es sich aber besser schickte zu sterben, als zu leben.

„Ob ich Dich mit dem Gefühle der Liebe geliebt? — ich weiß es nicht, theure Freundin! aber ich weiß, daß ich niemals ein mächtige 's Gefühl erfahren, und daß mir der Tod noch schreckl..er wäre, weun ich dieses Gefühl nicht mit mir in's Grab nähme.

„Marianne! wenn Dir jemals ein Mädchen Namens Maschurin begegnet, — Ssolomin kennt sie, und auch Du hast sie, glaube ich, gesehen — so sage ihr, daß ich

noch kurz vor meinem Tode mich ihrer in Dankbarkeit erinnerte. Sie wird es schon verstehen

„Allein, ich muß mich losreißen. — Ich schaute eben zum Fenster hinaus: zwischen den rasch dahinziehenden Wolken stand ein herrlicher Stern. — Wie schnell die Wolken auch zogen — sie konnten den Stern nicht verdecken. Dieser Stern gemahnt mich an Dich, Marianne! — In diesem Augenblicke schläfst Du ruhig im Nebenzimmer und ahnest Nichts. . . . . Ich bin an Deine Thür geschlichen, habe mein Ohr an dieselbe gelebt und mir schien es, als hätte ich Deine reinen, ruhigen Athemzüge vernommen. . . . . Lebe wohl! Lebe wohl! Lebet wohl, meine Freunde!“

Euer A.

„Ba! ba! Wie habe ich denn in meinem letzten Briefe vor dem Tode kein einziges Wort über unsere große Sache gesagt? — Wohl deshalb, weil man im Angesichte des Todes nicht lügen soll . . . . Marianne, vergieb mir diese Nachschrift. . . . Die Lüge war in mir, aber nicht in dem, woran Du glaubst!

„Ja! noch eins! Du wirst vielleicht denken, Marianne: er fürchtet sich vor dem Gefängniß, in welches er gewiß gesteckt worden wäre, — und brauchte dieses Mittel, um dem zu entgehen? — Nein; das Gefängniß an sich isi nicht so schrecklich; aber, im Gefängniß zu sitzen für eine Sache, an die man nicht glaubt — das ist zu einfältig. Ich nehme mir das Leben — nicht aus Furcht vor dem Gefängnisse.

„Lebe wohl, Marianne! meine reine, unberührte Marianne!“

Marianne und Ssolomin lasen nach einander diesen Brief. Hierauf that sie ihr Portrait und beide Papiere in ihre Tasche — und blieb regungslos stehen.

Ssolomin sagte ihr:

„Es ist Alles bereit, Marianne; fahren wir. — Sein Wille muß erfüllt werden.“

Marianne trat zu Neshdanow heran, berührte mit ihren Lippen seine schon kalt gewordene Stirn — wandte sich dann zu Ssolomin und sagte:

„Fahren wir.“

Er nahm sie bei der Hand und sie verließen Beide das Zimmer.

Als die Polizei einige Stunden später in die Fabrik einfiel — so fand sie Neshdanow freilich — jedoch — als Leiche. Tatjana hatte ihn sauber gekleidet, hatte ihm ein weißes Kissen unter den Kopf gelegt, die Hände gefaltet und sogar ein Blumenbouquet neben ihn auf ein kleines Tischchen gestellt. —

Paul, der alle nöthigen Instructionen erhalten hatte, empfing die Polizei-Beamten mit der größten Unterwürfigkeit, doch nicht ohne einen gewissen Hohn, — so daß diese nicht wußten, ob sie ihm danken, oder ihn auch arretiren sollten. Er erzählte ihnen umständlich alle Einzelheiten des Selbstmordes und bewirthete sie mit Käse und Madeira; — was aber den Aufenthalt Ssolomin's und des fremden Fräuleins anbetraf, so erklärte er sich vollkommen unwissend; — er beschränkte sich auf die Versicherung, daß Wassili Fedotitsch niemals lange abwesend sei — der Geschäfte wegen; — daß er wohl heute oder morgen nach Hause kommen würde und dann, ohne einen Augenblick zu verlieren, seine Ankunft in der Stadt melden würde. —' Er sei in allen Dingen ein sehr pünktlicher Mensch!

So zogen denn die Herren Polizeibeamten unverrichteter Sache wieder ab, stellten Wachen bei dem entseelten Körper auf und versprachen eine gerichtliche Untersuchung des Selbstmörders einzusetzen.

Achtunddreißigstes Capitel.

Zwei Tage nach allen diesen Ereignissen — fuhr ein kleines Wägelchen zu dem „gefälligen" Priester Sossim auf den Hof. In demselben saßen ein Herr und eine Dame, die uns schon bekannt sind; — den Tag nach ihrer Ankunft ließen sie sich mit einander trauen. Bald darauf verschwanden sie und der gute Sossim grämte sich gar nicht um das, was er gethan hatte.

Auf der Fabrik, die Ssolomin verlassen hatte, fand sich ein, an den Besitzer derselben adressirter Brief vor, der ihm durch Paul zugestellt wurde. In diesem Briefe stattete er über die Lage des Geschäftes (sie war glänzend) einen vollen und genauen Bericht ab, und bat um einen dreimonatlichen Urlaub. Dieser Brief war zwei Tage vor dem Tode Neshdanow's geschrieben worden, woraus zu schließen ist, daß Ssolomin es damals schon für nöthig

erachtete, mit Neshdanow und Marianne fortzugehen und sich eine Zeit lang zu verbergen.

Die gerichtliche Untersuchung des Selbstmörders führte zu keiner Entdeckung. — Die Leiche wurde beerdigt. — Sipjägin machte keine weiteren Versuche seine Nichte aufzufinden.

Neun Monate später wurde Markelow zum Tode verurtheilt.

Er benahm sich vor Gericht eben so wie vor dem Gouverneur: ruhig, nicht ohne Würde, aber etwas niedergeschlagen. Seine gewöhnliche Schärfe hatte sich gemildert, aber nicht aus Kleinmuth. Ein anderes, edleres Gefühl hatte Theil an dieser Milde.

Er rechtfertigte sich gar nicht, bereute Nichts, beschuldigte Niemand und nannte keinen Namen; sein abgemagertes Gesicht mit den erloschenen Augen trug nur den einen Ausdruck der Festigkeit und der Ergebung in das Schicksal, — und seine kurzen aber wahren und offenen Antworten weckten selbst bei seinen Richtern ein, dem Mitleide ähnliches Gefühl. Selbst die Bauern, die ihn ergriffen hatten und gegen ihn zeugten, — selbst diese theilten dieses Gefühl und sprachen von ihm als von einem „einfachen“, guten Herrn.

Von seinen anderen, übrigens nicht zahlreichen Mitschuldigen, — war die Maschurin entkommen; Ostrodumow wurde von einem Bürger getödtet, den er zum Aufstande zu bewegen suchte, und der ihm einen „ungeschickten“ Stoß gab; Goluschkin wurde wegen seiner „aufrichtigen Reue“ — (er verlor beinahe den Verstand vor Schreck und Traurigkeit), — einer leichten Strafe unterzogen; Kisljakow wurde einen Monat unter Arrest gehalten, und dann wieder frei gelassen; er wurde nicht einmal behindert die Gouvernements von Neuem zu durchstreifen; Neshdanow rettete der Tod; Ssolomin wurde wegen fehlender Beweise — unter Verdacht — und in Ruhe gelassen. (Er wich der gerichtlichen Untersuchung übrigens nicht aus und stellte sich zum Termin.) Von Mariannen war nicht die Rede.... Auf Paklin wurde keine besondere Aufmerksamkeit gerichtet; er wand sich geschickt heraus.

Anderthalb Jahre waren vergangen. Es war im Winter 1870.

In Petersburg, demselben Petersburg, in welchem der Geheimerath und Kammerherr Sipjägin sich bereitete eine

bedeutende Rolle zu spielen, wo seine Frau alle Künste beschützte, musikalische Abende veranstaltete und wohlfeile Volksküchen einrichtete — und Herr Kallomeyzew für einen der zuverlässigsten Beamten seines Ministeriums galt — ging hinkend, und sich etwas wiegend, ein kleiner Mann in einem bescheidenen Paletot mit einem Kragen aus Katzenfell, die eine der Linien auf Wassili-Ostrow entlang.

Es war Paklin.

Er hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert: an den Schläfen, die unter dem Rande der Pelzmütze hervorblickten, waren einige Silberfädchen sichtbar.

Eine ziemlich volle, hochgewachsene Dame in einem dunklen Tuchmantel, kam ihm auf dem Trottoir entgegen. Paklin warf einen zerstreuten Blick auf die Dame und ging vorüber .... dann blieb er aber stehen, wurde nachdenkend, hob die Arme hoch auf, drehte sich lebhaft um, holte die Dame ein und sah ihr unter den Hut, in's Gesicht.

„Maschurin?“ — sagte er halblaut.

Die Dame maß ihn mit einem majestätischen Blick und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

„Liebe Maschurin, ich habe Sie erkannt,“ — fuhr Paklin fort, neben ihr her hinkend — „ich bitte, fürchten Sie mich nicht. Ich werde Sie ja nicht verrathen — ich bin zu erfreut Ihnen begegnet zu sein! — Ich bin Paklin — Ssila Paklin, wissen Sie, der Freund Neshdanow's .... Kommen Sie zu mir — ich wohne zwei Schritte von hier .... ich bitte, kommen Sie!“

„Jo sono Contessa Rocco di Santo! und .... und ....“ — antwortete sie mit leiser Stimme, aber mit einem außerordentlich reinen, russischen Accent.

„Was Contessa .... was sind Sie für eine Contessa .... kommen Sie, wollen wir etwas mit einander plaudern?“

„Wo wohnen Sie denn?“ — sagte die italienische Contessa plötzlich in gutem Russisch, — „Ich habe wenig Zeit.“

„Ich wohne in dieser Linie; dort ist das Haus, das graue, dreistöckige. — Wie gut von Ihnen, daß Sie mit mir nicht mehr geheimnißvoll thun wollen! Geben Sie mir Ihre Hand! Kommen Sie. — Sind Sie schon lange hier? Und warum sind Sie Gräfin? Haben Sie einen italienischen Conte geheirathet?“

Die Maschurin hatte gar keinen italienischen Conte geheirathet. Man hatte sie mit einem Passe auf den Namen einer Gräfin Rocco di Santo Fiume, die kurz vor-

her gestorben war, versehen, — und sie hatte sich mit demselben ruhig nach Rußland begeben, obgleich sie kein Wort italienisch verstand und ein vollkommen russisches Gesicht hatte.

Paklin führte sie in seine bescheidene Wohnung. Die bucklige Schwester, mit der er lebte, kam hinter einem Verschlage hervor, der die winzig kleine Küche von dem eben so kleinen Vorzimmer trennte und empfing den Gast im Vorzimmer.

„Hier Snanchen," — sagte Paklin — „empfehle ich Dir eine gute Freundin von mir; gieb uns recht schnell Thee."

Die Maschurin, welche nicht zu Paklin hingegangen wäre, wenn dieser nicht Neshdanow's erwähnt hätte, — nahm den Hut ab, ordnete mit männlicher Hand die, immer noch kurz beschnittenen Haare, grüßte und setzte sich schweigend nieder. Sie hatte sich nicht im Geringsten verändert; sie trug sogar dasselbe Kleid wie vor zwei Jahren — aber in ihren Augen hatte sich ein Ausdruck von unbeweglichem Schmerze festgesetzt, der ihren, sonst so strengen Gesichtszügen etwas Rührendes verlieh.

Snandulia eilte die Theemaschine zu bereiten, — Paklin aber setzte sich der Maschurin gegenüber, klopfte ihr leise auf das Knie und senkte den Kopf; als er sprechen wollte, mußte er zuerst aufhusten — die Stimme versagte ihm und Thränen blitzten in seinen Augen.

Die Maschurin saß gerade und unbeweglich da, ohne sich anzulehnen — und schaute finster auf die Seite.

„Ja, ja!" — fing Paklin an. — „Waren das Zeiten! Wenn ich Sie ansehe, muß ich an das Alles denken. — Ich gedenke der Lebenden und der Todten! — Auch meine „Inséparables" sind gestorben .... Sie haben sie, glaube ich, nicht gekannt; — und Beide, wie ich es voraussetzte. an einem und demselben Tage. Und Neshdanow! .... der arme Neshdanow! .... Sie haben doch gehört?" ....

„Ich weiß," — murmelte die Maschurin, immer auf dieSeite schauend

„Wissen Sie auch von Ostrodumow?"

Die Maschurin nickte blos mit dem Kopfe; sie wollte, daß er fortfahre von Neshdanow zu sprechen — konnte sich aber nicht entschließen darum zu bitten. — Er verstand sie auch ohnedies.

„Ich habe gehört, daß er in dem Briefe, den er vor seinem Tode schrieb, Ihrer erwähnt hat. — Ist das wahr?"

Die Maschurin antworte nicht sogleich.

„Es ist wahr," sagte sie endlich.

„Er war ein prächtiger Mensch! — Nur nicht im rechten Geleise! — Er war eben so ein Revolutionär wie ich! Wissen Sie, was er eigentlich war? — Ein Romantiker des Realismus! Verstehen Sie mich?"

Die Maschurin warf einen raschen Blick auf Paklin. Sie hatte ihn nicht verstanden — und wollte sich auch gar nicht die Mühe nehmen, ihn zu verstehen. — Es kam ihr unstatthaft und seltsam vor, daß er es wagte, Neshdanow mit sich selbst zu vergleichen; — aber sie dachte bei sich: „Mag er sich jetzt brüsten." (Obgleich er sich gar nicht brüstete, sondern sich, nach seinen Begriffen, eher demüthigte.)

„Ein gewisser Ssilin hat mich hier aufgesucht, — fuhr Paklin fort; — „auch an ihn hatte Neshdanow vor seinem Tode geschrieben. Dieser Ssilin hat mich gebeten, ob ich nicht Etwas von den Papieren des Verstorbenen auffinden könne? — Aber Alexei's Sachen sind alle versiegelt worden ..... und es fanden sich auch keine Papiere vor; er hatte Alles verbrannt — auch seine Gedichte. — Sie haben vielleicht nicht gewußt, daß er dichtete? Es thut mir leid, daß sie verbrannt wurden; ich bin überzeugt, daß einige von ihnen gar nicht schlecht gewesen sein mögen. — Alles das ist mit ihm verloren — im allgemeinen Strudel untergegangen und für immer — todt! Nur die Erinnerung lebt noch bei seinen Freunden, bis auch diese an die Reihe kommt und verschwindet!"

Paklin schwieg.

„Dafür aber," — fing er wieder an — „sind Sipjägin's — erinnern Sie sich noch dieser herablassenden, vornehmen, widerwärtigen Personen — jetzt auf der Höhe ihres Ruhmes!" — Die Maschurin „erinnerte" sich der Sipjägin's keineswegs; aber Paklin haßte sie Beide, und besonders ihn, so sehr, — daß er sich nicht das Vergnügen versagen konnte, sie „durchzuhecheln." „Man sagt, es herrsche in ihrem Hause ein so hoher Ton! Sie sprechen nur von der Tugend!! — Aber, ich habe bemerkt, — wo allzuviel von Tugend gesprochen wird, — so ist es als wenn im Zimmer eines Kranken zu viel geräuchert worden ist: da ist gewiß vorher etwas Garstiges geschehen! — Das ist verdächtig! — den armen Alexei haben sie zu Grunde gerichtet, — diese Sipjägin's!"

„Nun, und Ssolomin?" — fragte die Maschurin —

die Lust, von diesem Etwas über ihn zu hören, war ihr plötzlich vergangen!

„Ssolomin? — Dieser Kunde hat sich vortrefflich herausgewunden. Er verließ die Fabrik und nahm die besten Leute aus derselben, mit. — Da war, sagt man, ein verschmitzter Kopf, Paul hieß er; — auch den hat er mit sich fortgezogen. Jetzt, sagt man, besitzt er seine eigene, kleine Fabrik irgendwo im Permi'schen Gouvernement, — und soll dieselbe nach dem Principe der Arbeiter-Associationen eingerichtetet haben. Dieser wird die Angelegenheit nicht fallen lassen. Der dringt durch! Er hat einen feinen — dafür aber einen harten Schnabel! Der ist ein prächtiger Kerl! Die Hauptsache aber: Er will die Wunden der Gesellschaft nicht plötzlich heilen! —

„Was sind wir Russen denn für ein Volk? wir warten immer, ob nicht Etwas kommen wird, oder irgend Jemand uns auf einmal gesund macht, alle unsere Wunden heilt und unsere Leiden fortnimmt, wie einen bösen Zahn. Wer wird dieser Zauberkünstler sein? — Der Darwinismus? Das Land? Archip Perepentjew? Ein ausländischer Krieg? — Was es auch sei — aber zieh' mir den Zahn aus!! — Und das ist alles Trägheit, Welkheit, Gedankenlosigkeit! — Ssolomin aber ist nicht ein solcher; nein — der zieht keine Zähne aus — der ist ein prächtiger Kerl!"

Die Maschurin machte eine Bewegung mit der Hand und sagte:

„Nun, und jenes Mädchen — ich habe ihren Namen vergessen — die damals mit ihm, mit Neshdanow floh?"

„Marianne? Sie ist jetzt die Frau dieses selben Ssolomin. Sie ist schon über ein Jahr mit ihm verheirathet. Zuerst gab er sie nur für seine Frau aus, aber jetzt — sagt man — ist sie es wirklich. Ja."

Die Maschurin machte wieder eine Bewegung mit der Hand.

Früher war sie auf Marianne eifersüchtig gewesen; jetzt aber war sie unwillig über sie, weil sie der Erinnerung an ihn untreu werden konnte.

„Sie hat wohl schon ein Kind?" fragte sie nachlässig.

„Vielleicht; ich weiß es nicht. — Aber, wohin denn? Wohin?" — fügte Paklin hinzu, als er sah, daß die Maschurin nach ihrem Hute griff — „Warten Sie doch noch Etwas; Snandchen wird uns gleich Thee geben." — Ihm lag nicht einmal so sehr daran, gerade die Maschurin zurückzuhalten, sondern er wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die sich ihm bot, Alles vom Herzen ab-

zuschütteln, was in demselben kochte und sich in demselben angesammelt hatte.

Seitdem Paklin nach Petersburg zurückgekehrt war, kam er nur sehr wenig mit Menschen, und besonders mit jungen Leuten zusammen. — Die Geschichte mit Neshdanow hatte ihn eingeschreckt; er war sehr vorsichtig geworden, scheute die Gesellschaft — und die jungen Leute ihrerseits blickten mißtrauisch auf ihn. Einer hatte ihn einmal gerade ins Gesicht einen Verräther genannt. Alten Leuten näherte er sich selbst ungern; da kam es dann zuweilen vor, daß er Wochen lang schwieg.

Seiner Schwester gegenüber sprach sich Paklin nicht aus; nicht weil er sie ungeeignet dafür gehalten hatte, — oh Nein! Er stellte ihren Verstand sehr hoch .... mit ihr aber mußte man ernst und wahr sprechen; sobald er aber ihr gegenüber einen „Trumpf“ ausspielte oder einen „Brander auswarf“ — so betrachtete sie ihn gleich mit einem besonders aufmerksamen und mitleidigen Blick; — und der machte ihn verlegen. — Aber, war es denn möglich ohne einen kleinen „Trumpf“ sich zu behelfen? Und wäre es auch nur eine Zwei — so ist es doch ein Trumpf.

Deshalb war ihm das Leben in Petersburg langweilig geworden und er dachte schon daran, ob er nicht nach Moskau übersiedeln könnte? —

Die verschiedensten Betrachtungen, Berechnungen und Gedanken, komische und boshafte Worte, hatten sich in ihm angesammelt wie das Wasser in einer geschlossenen Mühle .... der Verschluß konnte nicht gehoben werden: das Wasser stagnirte und verdarb.

Die Maschurin war ihm in den Weg gekommen ... da hob er den Verschluß daran auf, und sprach und sprach.

Er fiel über das Leben in Petersburg, in Rußland überhaupt, her! Niemand und Nichts wurde geschont! Die Maschurin fand sehr wenig Gefallen an dem Allen; aber sie widersprach ihm nicht — und das war Alles was er brauchte.

„Ja,“ sagte er, „eine schöne Zeit ist für uns angebrochen, — das kann ich sagen! In der Gesellschaft der vollständigste Stillstand; ein Jeder langweilt sich höllisch! In der Literatur eine Leere — daß man eine Kugel rollen könnte! In der Kritik .... wenn einer der jungen Fortschrittsmänner zu sagen hat, „daß die Henne Eier legt,“ — so braucht er zwanzig Seiten zur Auseinandersetzung dieser großen Wahrheit; — und auch dann noch kann er den

toff kaum überwältigen! Aufgeblasen sind diese Herren ich sage Ihnen — wie die Federbetten, und gequollen e aufgeweichtes Brod; — mit Schaum vor dem Munde, jen sie die größten Gemeinplätze! In der Wissenschaft . . ha, ha, ha! — einen gelehrten Kant haben auch .r; — aber an dem Kragen der Ingenieure nur! In r Kunst ganz dasselbe! Wollen Sie nicht heute ins oncert gehen? Sie werden den Volkssänger Agremantsky ören . . . . Er erfreut sich eines großen Erfolges . . . . ber, wenn ein Brachse mit Grütze — ein Brachse mit rütze — sage ich, mit einer Stimme begabt wäre, so ürde er so singen, wie dieser Herr! — Und dieser selbe koropichin, wissen Sie noch — unser uralter Aristarch - lobt ihn! Das ist etwas Anderes als unsere abend=ändische Kunst! Er lobt ja auch unsere armseligen Maler! ch bin früher selbst in Begeisterung gerathen von Europa, on den Italienern; aber — als ich Rossini hörte, dachte h: — Eh! eh! — und als ich Raphael sah, dachte ich: - Eh! eh! — Und dieses Eh! eh! — genügt unsern ungen Leuten vollkommen, und sie sprechen dem Skoropichin ach: Eh! eh! und sind ganz zufrieden, stellen Sie sich vor! Und zu derselben Zeit leidet das Volk das schrecklichste Elend, die Steuern haben es ganz zu Grunde gerichtet nd es ist nur die eine Reform zu Stande gekommen, daß alle Bauern angefangen haben Hüte zu tragen, und die Bauerweiber ihren nationalen Kopfputz abgelegt haben . . . Und der Hunger! Die Trunksucht! Die Bauernschinder!"

Die Maschurin gähnte — und Paklin begriff, daß er den Gegenstand des Gesprächs ändern mußte.

„Sie haben mir noch nicht gesagt," wendete er sich zu ihr, „wo Sie diese zwei Jahre gewesen sind, und wann Si zurückgekehrt sind; — was haben Sie getrieben und au welche Weise haben Sie sich in eine Italienerin ver=wandelt? . . . . warum . . . ."

„Das Alles haben Sie gar nicht nöthig zu wissen," unterbrach ihn die Maschurin: „wozu! — Das Alles geh Sie jetzt gar Nichts mehr an."

Paklin empfand es wie einen Stich, — und um sein Verlegenheit zu bemänteln, lachte er kurz und gezwungen au

„Nun — wie Sie wollen," murmelte er: „Ich weiß daß ich in den Augen der jetzigen Generation für eine Menschen gelte, der hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist und, in der That, ich kann mich nicht mehr . . . . in jen Reihen . . . . stellen . . . ." Er beendigte den Satz nich

„Da bringt uns Snandchen den Thee. Trinken S

ein Täßchen und hören Sie mich an . . . . Meine Wo
werden vielleicht etwas Interessantes für Sie enthalter

Die Maschurin nahm eine Tasse Thee, ein Stückch Zucker und fing an zu trinken, indem Sie den Zuck dazu biß.

Paklin lachte laut auf.

„Gut, daß hier keine Polizei ist, sonst würde d italienische Gräfin . . . . wie war doch der Name?"

„Rocco-di-Santo-Fiume!" antwortete die Maschurin m unerschütterlicher Wichtigkeit. indem Sie ihren heißen Th schlürfte.

„Rocco-di-Santo-Fiume!" wiederholte Paklin „und trin Thee, indem sie auf russische Art den Zucker dazu beißt Das ist sehr unwahrscheinlich! Da würde die Polizei so gleich Verdacht schöpfen."

„An der Gränze war auch wirklich Einer in Uniform, erzählte die Maschurin, „der gar nicht von mir weiche wollte; er fragte mich immer aus; ich konnte es endlic nicht länger ertragen und sagte ihm: „So lasse mich doc in Ruhe, um Gottes Willen!"

„Sagten sie ihm das auf Italienisch?"

„Nein, auf Russisch."

„Nun, und er?"

„Er? — Er ging natürlich fort."

„Bravo!" rief Paklin, „vortrefflich! Contessa! Noc eine Tasse Thee! Also, was ich Ihnen sagen wollte: Si haben sich sehr trocken über Ssolomin geäußert. Aber wissen Sie was ich sage? Solche wie er ist — das sind die Wahren. Man versteht sie nicht gleich, aber — si sind die Rechten, glauben Sie es mir! Diesen gehört di Zukunft.

„Das sind — keine Helden; das sind auch nicht jene „Helden der Arbeit", über die ein Sonderling — Amerikaner oder Engländer — ein Buch zur Erbauung für uns arme, verkrüppelte Menschen geschrieben hat; das — sind die festen, grauen, eisernen Volksmänner. Jetzt haben wir nur solche Männer nöthig!

„Sehen Sie Ssolomin an: er ist klug — wie der Tag — und gesund — wie ein Fisch im Wasser . . . Ist das denn nicht ein Wunder? Wie war es denn bis jetzt bei uns in Rußland: Bist Du ein lebendiger Mensch mit Gefühl und Bewußtsein — so bist Du gewiß krank! Ssolomin's Herz thut ihm vielleicht eben so weh, wie das unsere — — er haßt vielleicht ganz dasselbe, wie wir auch — aber seine Nerven schweigen, und sein ganzer Körper gehorcht

n, wie es sich gehört .... folglich ist er ein rechter
ann! Denken Sie doch: Ein Mann mit Idealen —
d ohne Phrase; gebildet — und aus dem Volke hervor-
gangen; einfach — und doch selbstbewußt .... Was
ucht man denn noch mehr?

„Und achten Sie nicht darauf," fuhr Paklin fort, immer
hr in Eifer gerathend, und ohne zu bemerken, daß die
üschurin ihn schon lange nicht mehr anhörte, sondern wieder
f die Seite blickte. „Achten Sie nicht darauf, daß es
zt bei uns in Rußland allerlei Volk giebt: da sind Slavo-
ilen und Beamte, einfache und volle Generäle, Epicuräer,
achahmer und Sonderlinge — (könnte ich doch eine Dame
im Namen nennen: Chawronja Pristschow, welche plötz-
h Legitimistin wurde und Allen versicherte, man hätte —
ich ihrem Tode — nur ihren Körper zu öffnen — und
an würde auf ihrem Herzen den Namen Heinrich's V.
nden .... bei der Chawronja Pristschow!) — Sehen
ie nicht auf dieses Alles, meine Verehrteste, und wissen
ie, daß unser uralter, rechter Weg derjenige ist, — den
e Ssolomin's, die grauen, einfachen und klugen Ssolomin's
hen! Vergessen Sie nicht, wenn ich Ihnen das sage —
ı Winter des Jahres 1870, wo Deutschland im Begriff
eht Frankreich zu vernichten — wo ...."

„Ssila," hörte man hinter dem Rücken Paklin's die
nfte Stimme Snandulia's: „mir scheint, Du vergißt bei
Deinen Betrachtungen über die Zukunft unsere Religion
nd deren Einfluß .... und zudem ...." setzte sie hastig
inzu, „hört Dir Fräulein Maschurin gar nicht zu ....
Du solltest ihr lieber noch eine Tasse Thee anbieten."

Paklin besann sich.

„Ach ja, meine Verehrteste — in der That .... ist
Ihnen noch Thee gefällig?"

Allein die Maschurin richtete ihre dunklen Augen lang-
am zu ihm auf und sagte nachdenklich:

„Ich möchte Sie fragen, Paklin, — haben Sie nicht
etwas von der Handschrift Neshdanow's, oder eine Photo-
graphie von ihm?"

„Ja, ich habe eine Photographie — ich habe eine; und
ch glaube sie ist ziemlich gut. Ich werde sie gleich auf-
uchen."

Er begann seine Schieblade zu durchsuchen — Snan-
dulia aber trat auf die Maschurin zu, sah sie lange theil-
nehmend an — und drückte ihr, wie einer Leidensgenossin,
die Hand.

„Ich habe sie gefunden ... hier ist sie!" rief Paklin

und reichte ihr die Photographie hin. Die Maschu steckte dieselbe eilig in die Tasche, fast ohne dieselbe an sehen und ohne für dieselbe zu danken; sie erröthete ü und über, ergriff ihren Hut und schritt der Thür zu.

„Gehen Sie schon?“ fragte Paklin. „Sagen Sie doch wenigstens wo sie wohnen?“

„Bald hier, bald da.“

„Ich verstehe; Sie wollen nicht, daß ich Ihren Wo ort kenne. Nun, sagen Sie mir wenigstens das Ein agitiren Sie noch immer nach dem Befehle von Wass Nikolajewitsch?“

„Wozu brauchen Sie das zu wissen?“

„Oder vielleicht nach der Bestimmung irgend ein Ssidor Ssidorowitsch?“

Die Maschurin gab keine Antwort.

„Oder es verfügt ein Namenloser über Sie?“

Sie schlug die Thür zu.

Paklin stand lange unbeweglich vor dieser geschlossen Thür.

„Namenloses Rußland!“ sagte er endlich.

Ende.